Wissenschaftliche Alpenvereinshefte
Heft 35

Gemeinsam herausgegeben
vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein

HANS MEYER

„DER MANN VOM KILIMANDJARO“

VERLEGER, FORSCHER UND MÄZEN

von
Else von Volkmann

Mit Anmerkungen von
Prof. Dr. Rüdiger von Volkmann

Bearbeitet und mit einem Vorwort von
Dr. Klaus Goebel

Mit zwei Kartenbeilagen

MÜNCHEN 2002

Bezugsnachweis:

Haus des Alpinismus
Alpines Museum
Praterinsel 5
D-80538 München

Tel.: (089) 21 12 24 - 0 • Fax: (089) 21 12 24 - 40
online-Bestellung: http://www.alpenverein.de/museum/kontakt.htm

ISBN 3-928777-93-9

ISSN 0084-0912

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung
durch die Herausgeber

Layout: Uwe G. F. Kleim, Ottobrunn

Druck: EOS Verlag und Druck, St. Ottilien

Inhalt

Vorwort des Bearbeiters		9
Einleitung		13
I.	Jugendzeit	17
II.	Rund um die Erde, 1881-1883	33
III.	Mit 26 Jahren Chef des Bibliographischen Instituts	45
IV.	Goldrausch und Gletschereis in Afrika, 1887	53
V.	In Buschiris Ketten, 1888	79
VI.	Kilimandjaro, endlich Gipfelsieg, 1889	107
VII.	Vulkankegel in „blauer Schale“, 1894	175
VIII.	Die große Umkreisung, 1898	187
IX.	Koloniale Erkenntnisse und Richtlinien	235
X.	Eine andere Eiswelt: die Vulkanriesen in Ecuador, 1903	245
XI.	Ruanda, ein schwarzer Herrscher und sein Hof, 1911	265
XII.	Persönlichkeit und Freunde Der Mäzen Letztes Wirken	291
Anmerkungen*)		301
Literaturverzeichnis**)		321
Bildnachweis		328

*) Kursive Ziffern in runden Klammern im Text (z. B. *(25)*) verweisen auf die Anmerkungen.

**) Kursive Ziffern in eckigen Klammern im Text (z. B. *[15]*) verweisen auf die entsprechende Quelle im Literaturverzeichnis.

Hans MEYER, 1926
** 22.03.1858, † 05.07.1929*

Vorwort

des Bearbeiters

Wir hatten im Februar 1986 mehrere Tage am West-Kibo verbracht, waren von unserem Hochlager am Oehler-Kamm um Mitternacht in die Eiswelt des Drygalski-Gletschers aufgebrochen und hatten den West-Rand des Kibo-Kraters zur Mittagsstunde erreicht. Bald war der Kibo in Wolken gehüllt, so daß wir zum Abstieg über den nördlicher gelegenen Credner-Gletscher den Kompaß hatten heranziehen müssen.

Angeregt hatte mich zu diesem Unternehmen der frühere Kilimandjaro-Pflanzer Ekkehard HILLMER, der 1937 mit seinen Freunden und Nachbarn PETZOLD und VON ROSE sowie dem Münchener WOLTER ohne zureichende Ausrüstung den ersten bekannten Versuch seit OEHLER und KLUTE 1912 unternommen hatte, den Kibo-Krater über einen der westlichen Gletscher zu erreichen, vorher aber total erschöpft umkehren mußte, nachdem schon Tage zuvor WOLTER höhenkrank geworden war und die Träger bei einsetzendem Schneefall, grau vor Angst, die Gefolgschaft verweigert hatten.

Unsere zurückgesandten Träger waren nach Tagen zur verabredeten Stunde wieder am Hochlager erschienen, schnell waren die Zelte abgebrochen und nun stiegen wir, den auf den Wollköpfen schwankenden grünen Seesäcken folgend, zum Schira-Plateau ab. Ich hatte mir vorgenommen, Hans MEYERS Galuma-Höhle, durch Gasauftreibung in einem Lavastrom entstanden, zu finden, in der im August 1898, fast 9 Jahre nach seiner Erstbesteigung mit Ludwig PURTSCHELLER, sein kleines Zelt gestanden und seine Gefährten, der erkrankte Münchener Maler Ernst PLATZ, Führer und Träger gelagert hatten und von der er zu den Zungen der West-Gletscher aufgestiegen war, die er dann nach seinem Freund Erich VON DRYGALSKI und den Glaziologen Hermann CREDNER und Albrecht PENCK benannte. Vielleicht waren in der Höhle auch nach 88 Jahren noch Spuren des Lagers zu finden?

Mit Kopien von Hans MEYERS Aufnahme der Höhle und der Spezialkarte aus seinem großen Werk *»Der Kilimandjaro« [31]* in der Hand fand ich die Höhle trotz langen Suchens im Gewirr der Lavaströme und –höhlen nicht. Zu groß waren das in Frage kommende Gebiet und die Zahl der Höhlen, und längst waren die Träger und die Gefährten von der Weite des Schira-Plateaus verschluckt. Die Schira-Nadel im Süden als Orientierungspunkt zur Linken fand ich schließlich wieder zu ihnen.

Der große Forscher, Geograph und Bergsteiger Dr. Hans MEYER, 1858 als Enkel des Gründers des *Bibliographischen Instituts* in Hildburghausen/Thüringen geboren, starb 1929 nach einem reichen, der Wissenschaft und Forschung gewidmeten Leben als Professor der Kolonialgeographie an der Universität Leipzig. Hundert Jahre nach seinem ersten Versuch, den unbezwungenen Kilimandjaro zu besteigen, schrieb mir sein Schwiegersohn, der Mediziner Professor Dr. Rüdiger VON VOLKMANN, am 17. März 1987 im Alter von fast 93 Jahren:

„Schon als Tertianer war mir der 'Afrika-MEYER' ein Begriff. Daß ich infolge der frühzeitigen Verwitwung seiner ältesten Tochter, einer Enkelin des berühmt-

berüchtigten Biologen und Mitstreiters DARWINS Ernst HAECKEL, einmal sein Schwiegersohn werden würde, stand noch in den Sternen. Nur Hans MEYERS älteste Tochter, Frau Elisabeth HANTZSCH, dann die Meine, hatte ernstliches Interesse an seinen Leistungen – und ich mit ihr; und weiterhin deren älteste Tochter, meine Stieftochter, Frau Bettina BENN. Meine Frau, also Hans MEYERS Tochter, hat eine Biographie ihres Vaters verfaßt, unter meiner Mitarbeit. Sie hat, durch eine Bemerkung eines in der Nähe von Moschi wohnenden Herrn veranlaßt, die Initiative ergriffen und das *Bibliographische Institut* zur Stiftung des Gedenkmals am Nationalpark-Eingang des Kibo bewogen und die Einweihung vorgenommen. Sie war dreimal im alten Deutsch-Ostafrika."

1982 ging ich zum ersten Mal auf dem Weg von Marangu zur alten Bismarck-Hütte neben der heutigen Mandara-Hütte und weiter zum Kibo-Gipfel (von Hans MEYER Kaiser-Wilhelm-Spitze benannt, heute Uhuru-Peak) an der Bronzetafel mit dem Bildnis Hans MEYERS vorbei. Seither hat der Strom der Kibo-Besteiger und derer, die es jedenfalls versuchen wollen, von Jahr zu Jahr zugenommen, mit allen der einzigartigen Natur wenig zuträglichen Nebenerscheinungen. Kaum einer von ihnen weiß jedoch etwas von dem Erstbesteiger Hans MEYER und seinen großen bergsteigerischen und wissenschaftlichen Leistungen. Seiner Enkelin, Frau Bettina BENN, danke ich die Möglichkeit, mit der von ihrer 1975 verstorbenen Mutter verfaßten Biographie dieser Leistungen zu gedenken, dem Deutschen Alpenverein für die Bereitschaft zur Veröffentlichung, dem Institut für Länderkunde in Leipzig für die freundliche Überlassung von bisher unveröffentlichten Bildern und Urkunden aus Hans MEYERS Nachlaß und seinem Universitäts-Seminar.

Als wir im August 1994, von einer Durchquerung des Ruwenzori in Uganda, nach STANLEY die „montes lunae" des PTOLEMÄUS, und der Besteigung der Margheritaspitze des Mount Stanley (5.109 m) kommend, einige Tage am Meru, dem kleineren Nachbarn des „Kili", verbrachten und dann dessen sich zurückziehende West-Gletscher von Moschi aus im Licht der Abendsonne aufleuchten sahen, gedachten wir wieder des „Bwana Kelele", der bei vier Expeditionen so vieles daran gesetzt hatte, diesen Berg zu bezwingen. Kurz nach dem Start in Aruscha flog der Flugkapitän der deutschen Boeing über das Schira-Plateau zwischen Meru und Kibo und unterhalb des Kraterrandes an dessen von Hans MEYER 1898 durchquerten Nordhängen vorbei. Über die Bordlautsprecher kam seine Erklärung: Dies sei der „Berg der Berge". Hans MEYER hatte ihn mit Entschlossenheit und unbeugsamer Tatkraft zu „seinem" Berg gemacht. Mit seinen mit großem wissenschaftlichem Verantwortungsbewußtsein gemachten Berichten über den höchsten afrikanischen Berg, die Virunga-Vulkane, den Kamerunberg, den Pico de Teyde und die ecuadorianischen Anden wurde er zum „alpinen Klassiker". Er und seine Leistungen sollten nicht dem Vergessen anheimfallen.

Klaus Goebel

Einleitung

Noch heute höre ich meinen Vater sagen: „Jetzt ist die Bahn nach Moschi fertig. Nun fahre ich mit Dir zu 'meinem Berg', zum Kilimandjaro!" – Fast erschrak ich über diesen herrlichen Plan. Aber es kam anders. Der Erste Weltkrieg verschloß uns alle Tore. Deutsch-Ostafrika wurde britisches Mandatsgebiet und 1961 als Tanganyika selbständig. 1964 erfolgte die Vereinigung mit Sansibar zu Tansania. „Seinen Berg" hat mein Vater nie wiedergesehen.

Über 80 Jahre sind vergangen, seit er zum ersten Mal ostafrikanischen Boden betrat. Um Tansania, das vornehmliche afrikanische Forschungsgebiet meines Vaters, doch noch kennen zu lernen, machte ich mich dreimal auf, den jungen Staat nach eigener Planung zu besuchen. 1966 für wenige Wochen, 1969 für fast ein Viertel-Jahr, 1973 nicht kürzer. 1969 hatte ich die Aufgabe, für die Einweihungsfeier und die Aufstellung einer bronzenen Gedenktafel für meinen Vater als den Erstersteiger des Kilimandjaro und Erforscher seiner Gebiete alles vorzubereiten. Die Tafel war von dem Verlag *Bibliographisches Institut* in Mannheim (früher Leipzig) zum 80. Jahrestage der Erstersteigung gestiftet worden. Sie wurde vom *Kilimanjaro Mountain Club* am Aufstiegspfad zum höchsten Gipfel Afrikas aufgestellt. Dem Verlag und dem Mountain Club möchte ich auch hier meinen Dank aussprechen.

Hans MEYER, von den Schwarzen seiner Karawanen „Bwana Kelele" genannt, der „Ruhe gebietende Herr", war in dritter Generation 30 Jahre lang Leiter des *Bibliographischen Instituts*, eines großen Verlages und buchgewerblichen Unternehmens. Es gab ihm bei strengster Zeiteinteilung und unermüdlichem Fleiß die materielle Möglichkeit zu seinen stets selbst bestrittenen Forschungsreisen, aber auch zu einem nicht geringen Mäzenatentum. Denn für Hans MEYER bedeutete Besitz auch Verpflichtung. Den Ergebnissen seiner Arbeit entsprang als neue Disziplin die *Kolonialgeographie*, die er nach dem Verlust der deutschen Kolonien zu einer umfassenden Übersee-Geographie ausbaute.

Hans MEYER war schon bald weithin bekannt geworden, nicht nur in der wissenschaftlichen Welt. Aus seinem Lebensbild ergibt sich die Möglichkeit, Kenntnisse und Maßstäbe für ein Kapitel deutscher Geschichte zu gewinnen, die trotz anfänglicher Schatten im Endergebnis zu einer sachlicheren und zutreffenderen Beurteilung führen, als sie heute vielfach verbreitet ist. Auszüge aus seinen Werken bringen in der ihm eigenen Sprache ein Bild seiner Persönlichkeit, unmittelbarer als eine Darstellung nur von meiner Seite, Briefe in die Heimat und Briefe anderer bedeutender Forscher fehlen nicht, ebensowenig wie Tagebuchauszüge und wichtige Dokumente. So läßt dieser Text grundlegendes Wissen eines der letzten Forscher klassischer Entdeckerzeiten wieder aufleben. Zugleich bringt er das Bild eines Mannes, der Gesinnung, Kraft und ungewöhnliche Vielseitigkeit zu einem harmonischen Ganzen verband. Er stellt uns vor Werte, die – unabhängig von jeder Tradition – stets Geltung behalten werden.

Meinem Manne, Prof. Dr. Rüdiger VON VOLKMANN, danke ich, daß er mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stand.

Else von Volkmann geb. Meyer

I.

Jugendzeit

Im thüringischen Hildburghausen kam Hans MEYER am 22. März 1858 als erster von sechs Geschwistern zur Welt.

Der Junge in kurzem Wams und Stulpentiefeln durchstreifte als Anführer seiner Kameraden, das Gewehr in der Hand, die Wälder nach unbekannten Zielen – wie später als Mann die Weiten der Welt. Ein Ölbild aus jener Zeit zeigt in dem gesammelten Ausdruck seiner Züge den Ernst der selbstgestellten Aufgabe, die mehr war als gewöhnliche Jungenspielerei.

Auf die Dauer konnte dieses ungebundene, nur selbstbestimmte Bubenleben nicht weitergehen. Schule und das überaus in Anspruch genommene Elternhaus waren dem kraftvollen Lebensdrang des Vierzehnjährigen nicht gewachsen. Er wurde der Zucht der alten strengen und engen Klosterschule Schulpforta anvertraut. Ein Brief des Fünfzehnjährigen nach Hause:

> „Es ist heute Totenfest und es ist mir immer, als müßte es für mich mitgefeiert werden, so einsam und still ist es hier. Abgeschieden von der Welt sitzt man vor seinem Pult und arbeitet, und wirft man verstohlen einen Blick zum Fenster hinaus, so grinst einem die alte Klostermauer entgegen, als lache sie Hohn, daß es heute am Sonntag, dem einzigen Tage, an dem man sonst hinaus kann, wegen des Festes nicht gestattet ist, sie zu verlassen. Da ist die einzige Erholung, sich von seinen Gedanken nach Hause tragen zu lassen – . Ich bitte Papa, mir den Goethe zu schicken. Einen großen Gefallen könntest Du, Mama, mir auch tun, wenn Du mir nächstens eine tüchtige Wurst schicktest, damit ich frühmorgens auf den dünnen Kaffee doch wenigstens bis zum Mittag nicht zu hungern brauche. – Doch eben heult es zum Gebet. Da muß ich eilen."

Nur vier Monate später berichtet der Schuldirektor, der soeben den Jungen in einem Brief an den Vater wegen seines Fleißes und guten Verhaltens gelobt hatte, von einem „Verhängnis", das noch an jenem Tage hereingebrochen sei:

> „Zu meinem tiefen Schmerze muß ich bestätigen, was Ihr Sohn selber in zu später Reue heute morgen Ihnen mitgeteilt haben wird. Am Montag hat er in den Nachmittagsstunden, die den Alumnen zur Fastnachtsfeier freien Ausgang gewähren, in Gesellschaft einiger Mitschüler in der Kuchenbäckerei zu Kösen sich im Genuß von kaltem Punsch übernommen, wozu er Geld, welches er von seiner Rückreise aus den Ferien ohne mein Wissen zurückbehalten hatte, in Verwendung brachte. Der Umnebelung seiner Verstandeskräfte infolge dieser Unmäßigkeit muß ich es zuschreiben, daß er am Abend dieses Tages sich durch einen Mitschüler seiner Klasse zu einer schwerwiegenden Unbesonnenheit hat fortreißen lassen, indem sie den am Schulhause aufgehangenen Briefkasten der Kaiserlichen Post mit Kies und Sand gefüllt haben. Dieses Attentat gegen eine erst seit einigen

> Wochen hier eingerichtete Institution wird ihm und seinen Mitschuldigen schwer angerechnet werden.
> Was die aus dieser Veranlassung anberaumte Extra-Synode des Lehrerkollegiums beschließen wird, läßt sich noch nicht absehen, doch muß sich Johannes *(vorher nannte der Direktor ihn mit seinem Taufnamen „Hans“ [Verf.])* auf sofortige Entlassung gefaßt machen. Im günstigsten Falle wird man ihm gestatten, daß er noch bis Ende des Semesters bleibt.
> Ich bin zu schmerzlich bewegt von der grausamen Überraschung, die mit den heutigen Briefen Ihr elterliches Herz getroffen, als daß ich diesen Mitteilungen des Tatsächlichen heute noch etwas zuzufügen imstande wäre.
>
> In inniger Teilnahme bin ich hochachtungsvoll
>
> Ihr Ergebenster
>
> .....“

In der Tat wurde Hans MEYER wenige Tage später aus Schulpforta verwiesen. Ein inhaltsschwerer Brief des Direktors benachrichtigt den Vater und bemerkt dazu:

> „... Johannes scheint das Schicksal, das er sich bereitet hat, sehr nahe zu gehen. Er ist in den letzten Tagen sehr niedergeschlagen und nahezu unpäßlich gewesen. Gott gebe, daß seine Reue eine nachhaltige und fruchtbare sei, worum wir beten. Wir werden seinen ferneren Lebensweg stets mit warmer Teilnahme begleiten.“

Hans schreibt am Ende eines tief verzweifelten Briefes an die Mutter:

> „Ich weiß jetzt, was man von mir zu verlangen hat, und die Zukunft wird lehren, ob ich es leisten kann.“

Der Vater bringt ihn nach Halle aufs Gymnasium und sucht Aufnahme für ihn in einer Lehrerfamilie. Aber die Lehrer verweigern solchem Taugenichts ihren Familienkreis. Eine verständnisvolle verwitwete Dame nimmt ihn schließlich auf.

Eine andere Atmosphäre umgibt den jetzt Sechszehnjährigen. Im Mai berichtet er dem Vater:

> „Meine Vögel sind gesund, nur flog mir vorgestern beim Füttern das Rotkehlchen weg – auf Nimmerwiedersehen. Mittwoch Nachmittag wird aufs Sammeln ausgezogen, ebenso am Sonntag, mit Schmetterlingsnetz, das durch die Stadt unterm Rock getragen wird. Auch Kästen nehmen wir mit, um Insektennadeln und Anderes hinein zu tun. Jetzt sitze ich mit langer Pfeife unter lautem Gezwitscher meiner Lieblinge. Stieglitzchen scheint zu ahnen, daß ich an Euch schreibe und ruft mir die lautesten Grüße an Euch zu.“

Hans MEYER als Schüler in Halle

Im nächsten Brief an die Mutter heißt es:

> „Schicke mir doch möglichst bald meinen Raupenkasten. Ich fand gestern einige seltene Raupen, an deren Entwicklung mir sehr viel gelegen ist! – In den Kasten ließe sich wohl auch manches andere einlegen? – Mit vielen Grüßen an das ganze Haus Dein neuer, treuer, Dich innig liebender Hans."

Im Sommer 1875 wandert Hans mit seiner Schulklasse auf den höchsten Gipfel des Riesengebirges, die Schneekoppe.

> „Der Umfang der Aussicht übersteigt alles, was ich bisher gesehen! Ich bin voll von den erhabenen Eindrücken, die sich nur

> schwer auf dem Papier wiedergeben lassen; ich möchte sie bezeichnen mit dem Begriff ’Freiheit’.“

Der Siebzehnjährige sucht das Erlebnis eines großen weiträumigen Eindrucks, noch fast tastend, mit dem Worte „Freiheit“ zu erfassen. Hier zeigt sich schon seine Aufnahmefähigkeit für Natureindrücke, die sich in seinen künftigen Werken widerspiegelt.

Zu den Wanderungen und dem Sammeln tritt noch das Orgelspiel, aber auch mancherlei philosophische Betrachtung:

> „Eigentlich hat doch jeder Tag seine Berechtigung, das Datum des Neujahrtages zu tragen, so daß man einen so rein konventionell festgesetzten Tag zum mindesten nicht zum sanktionierten Träger einer gesellschaftlichen Grille machen sollte. Ich überlasse mich prinzipiell keinen rückblickenden melancholischen Gedankengängen oder prophetischen Träumereien. – Auch die Natur ist heute gar nicht neujahrlich angetan. Da ist kein eisiger Sturm in der Sylvesternacht; warm und frühlingsmild glitt das alte Jahr in das Neue hinüber.“

Anfang 1877 äußert er sich über künftige Pläne:

> „Wohl zu keiner Zeit habe ich mich so viel mit meiner Zukunft beschäftigt und mit der Frage ’Was willst Du werden?’ Da bin ich zu folgendem Resultat gekommen: sofort nach bestandenem Examen trete ich bei der Artillerie in Naumburg ein, lasse mich nach absolviertem Einjährigenjahr in Leipzig als stud. Philosophiae immatrikulieren, gehe nach zwei Semestern nach Berlin, um dort MOMMSEN und andere Koryphäen zu hören, bleibe daselbst ebenfalls zwei Semester und begebe mich schließlich, wenn HAECKEL *(1)* noch in Jena ist, dorthin, wo ich nach nochmals zwei Semestern meinen Doktor machen werde. So würde ich mit 23½ Jahren bei gediegener geistiger Reife ins Geschäft kommen ... Drei Jahre Studium sind eine kurze Zeit, also heißt es, sie nach Kräften zu nutzen, um nicht etwa nur mit selbstgefälligem philosophischem Wissensdünkel eine unbrauchbare, zwecklose Existenz zu fristen.“

Klar wird noch vor Studienbeginn die Leere eines nicht auch zweckgerichteten akademischen Grades erkannt.

Das Abitur naht.

> „... Ich bin bei aller Plagerei, die uns in dem jetzigen Abiturienten-Semester martert, guter Dinge im Hinblick auf das noch Bevorstehende. In Leipzig werde ich mich die paar Pfingstfeiertage auf die Bärenhaut legen und Luftschlösser bauen. – Kuß doppelt und dreifach an Dich.“ *(An den Bruder Arndt)*

Das gute, ja herzliche Verhältnis zwischen den beiden Brüdern blieb auch während der späteren gemeinsamen Arbeit alle Jahre erhalten.

„Halle, 2.9.77

Liebste Mama!
Als ich gestern den Frack – Dank dafür – zur Probe anzog, wurde mir doch im Vorgefühl seiner diesmaligen Bedeutung und baldigen praktischen Anwendung etwas sonderbar zu Mute. Was man seit Jahren herbei gewünscht, was einem die Phantasie nur als Nebelbild in weiter, scheinbar unerreichbarer Ferne gezeigt, das steht nun mit einem Male unmittelbar vor einem, hat aber in der Nähe jeden eigenen Reiz verloren und sieht so grimmig aus, daß man wohl fliehen möchte, wenn noch ein Ausweg möglich wäre. Aber man sieht sich gezwungen, dem Angriff der Bestie ruhig entgegen zu sehen, nimmt alle Kraft zusammen und geht schließlich selber zur Offensive über ...“

„Halle, den 18. Sept. 1877

Durch!! Hurrah!

Hans Mulus.“

Bei dem Entschluß, alsbald seinen Militärdienst abzuleisten, bleibt er. Aber das kleine Naumburg konnte ihn nicht mehr locken. Um seinem Leistungs- und Verpflichtungswillen zu genügen, will er neben dem Dienst schon mit dem Studium beginnen. Ihn zieht es in die Metropole des jungen Deutschen Reiches, Berlin. Er tritt bei einem Garde-Artillerieregiment als Einjährig-Freiwilliger ein, der damaligen Form des Militärdienstes der Absolventen höherer Schulen. Gleichzeitig läßt er sich als stud. phil. an der Berliner Universität immatrikulieren. Der Dienst erfordert nicht geringen Einsatz.

„Berlin, 3.10.77

Liebste Mama
Zwar bin ich hundemüde, aber ein paar Zeilen sollst du doch noch bekommen ... Punkt halbzehn geht’s zu Bett und um vier Uhr wieder raus. Gestiefelt und gespornt klirrt man dann in den Stall und geht an die Pferdetoilette, die zehnmal mehr Zeit in Anspruch nimmt als die eigene. Ist dann meine Lucia hübsch blank und glatt, so bekommt sie ihren Kaffee in Gestalt eines Eimers klaren Wassers, wird säuberlich in ihre Decke eingeschnallt und dann nach eigenhändiger Reinigung ihres Standes dem allgemeinen Pferdegeschick überlassen, d. h. sie wird gesattelt und muß mich in der Batterie auf den Exerzierplatz tragen. Dort wirft sie mich in der Zeit von sieben bis halbzehn zwanzigmal ab und trabt dann siegesbewußt mit mir wieder in die Kaserne zurück. Von halbzehn bis halbzwölf wird zu Fuß exerziert. Dann esse ich mit den anderen Einjährigen meiner Batterie zusammen, putze von halbein bis zwei Uhr wieder meine Lucia, trete um halbdrei Uhr mit blitzenden Knöpfen und

frischgewichsten Reithosen zum Appell an und exerziere darauf bis vier Uhr am Geschütz. Nachdem ich dann noch eine Instruktionsstunde überstanden, bin ich frei, gehe nach Hause und schlafe. . . . Für heute gute Nacht.“

„Berlin, 20.1.78

Liebste Eltern
... Von Tag zu Tag fühle ich mehr den heilsamen Einfluß der Drillerei und werde dadurch ganz mit den raffinierten Schikanen ausgesöhnt. Ihr werdet Euch wundern, wenn Ihr mich wieder zu Gesicht bekommt. Der stramme Dienst läßt mir wenig Zeit an andere Beschäftigungen zu denken ... Aber trotzdem, frisch hinein in die Welt. Sie ist ja doch nicht gar so erbärmlich, wie sie von den Sauertöpfen hingestellt worden, die sie nur halb kennen.“

„Berlin, 9.2.78

Mein liebstes bestes Mutterchen!
Nun endlich läßt der lange Schlingel auch einmal wieder etwas von sich hören, wirst Du denken, wenn Du diese Epistel erhältst. Aber aus der Soldatenfeder fließt bekanntlich nur ganz spärlich Tinte ... Die etwas reichlichere Freizeit gestattet mir, mich jetzt mehr dem Studium und der Kunst zu widmen. Die edle Musica fühlt sich recht heimisch in meinen vier Wänden, und das Kolleg bekommt mich acht mal in der Woche zu sehen. Im Dienst halte ich mich dank meiner kräftigen Entwicklung und arbeite eifrig drauf los, zu Ostern ’den höchsten Grad der Gemeinheit’, d.h. der Standesgemeinheit zu erreichen. Ich hoffe, Ostern Gefreiter zu werden, womit mir dann der Weg zum Reserveleutnant angebahnt ist. Es ist erfreulich, daß es doch wenigstens einen Stand, den Wehrstand gibt, wo persönliche Anstrengungen nicht durch Intrigen verdunkelt werden, sondern verdiente Anerkennung finden.“

Der späteren Ernennung zum Reserve-Offizier seines Garde-Artillerie-Regimentes, dessen Offizierkorps er wegen seiner ernsthaften Dienstauffassung vollen Respekt zollte, war eine den damaligen Auffassungen entsprechende Episode vorausgegangen. Bei einer Besichtigung seiner Truppe war der schon beförderte Hans MEYER dem damaligen Kronprinzen, dem späteren Kaiser FRIEDRICH III., aufgefallen. Er fragte ihn nach dem Namen, da er den stattlichen jungen Mann für die aktive Offizierslaufbahn gewinnen wollte. „MEYER, Kaiserliche Hoheit“. Darauf der Weiterreitende nur: „Schade!“ Dem nur bürgerlichen Namen MEYER einen besonderen Klang zu geben, war nun erst recht sein Bestreben. Von da ab nannte er sich stets unter Betonung des Vornamens „Hans MEYER“.

Bei aller dienstlichen Beanspruchung und gleichzeitigem Studium bleibt er doch ein fleißiger Briefschreiber.

„Berlin, 25.3.78

Lieber Papa - - -

Ich habe mir vom Eintritt in die Zwanziger eine andere Vorstellung gemacht. Ein Vollgefühl des vollendeten zweiten Decenniums kam unter der gänzlichen militärischen Beanspruchung, die der Tag mit sich brachte, gar nicht zu dem ersehnten Ausdruck. Nur am frühen Morgen wachte im Geist eine wirkliche Freude auf, wobei ich im Rückblick auf die letzten Jahre zu dem Bewußtsein kam, daß ich an Erfahrungen gewiß zwanzig Jahre alt geworden, an Kraft und Frische des Empfindens und Wollens mich aber weit mehr gestärkt habe. So soll das Ergebnis, späterhin aufs Studium übertragen, Dir noch manche Freude machen. Das hoffe ich."

„Berlin, 26.11.78

Unsere Ausbildung in der Batterie ist nun vollendet. Wir haben die Felddienstübung auf dem Tempelhofer Feld begonnen. Ist doch ein ganz ander Ding so dahinzujagen über das weite Feld hinter den Geschützen als das leidige Hin- und Herzotteln auf dem Exerzierplatz. Das Herz geht einem auf, wenn man mit seinen Kameraden ein recht schneidiges Kriegspiel darstellt."

„... Es hat der engere Verkehr mit den Herren des Offizierkorps übrigens meine frühere Ansicht über deren Leben und Denken vollständig umgewandelt. Es weht tatsächlich ein ernster Geist in dieser Gesellschaft, ein Geist, der nicht nur Anerkennung für den Adel der Geburt oder des Geldes, sondern vornehmlich für die Tüchtigkeit militärischer Bildung und die Vorzüge des Geistes und Gemütes hat. Natürlich ist dabei der frische jugendliche Zug, der durch jedes preußische Offizierkorps geht, auch bei uns charakteristisch; es sind hier doch zum größten Teil junge Männer, in denen die Lebenslust sprudelt."

Der Militärdienst war im Spätherbst 1878 beendet, das Studium konnte nun unbehindert fortgeführt werden, dem damaligen Usus entsprechend zunächst in etwas ungebundener Form – nach der strengen Zucht des Dienstes auch verständlich. Ein Brief an den Bruder gibt vergnüglichen Aufschluß:

„Lieber frère!

... Du mußt mir schleunigst 20 - 30 Mark schicken, ich habe nämlich meine Uhr nebst Kette usw. versetzt und muß sie zum 24.2. einlösen ... Papa, der neulich schon 85 Mark Schulden für

> mich berappt hat, will ich nichts davon sagen, und von meinen anderen Kameraden hatte gestern nur noch B..... 2 Thaler. Also me voilà vis à vis de rien ... Und wenn Du nun fragst, weshalb ich denn meine Uhr versetzt habe, so wisse, daß ich Anfang nächsten Monats eine Mensur auszufechten habe und daher genötigt war, bei den hiesigen Westfalen als Gast Waffen zu belegen. Hiermit geht der Besuch der Westfalenkneipe Hand in Hand und die ’Bismarcks’[1)] werden einem entsteisst. Ich habe schon daran gedacht, die Liese oder Hans[2)] oder alle beide zu versetzen, aber das geht doch nicht recht an. Also was tun, spricht Zeus. Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, Du bist mein Stecken und Stab, der mich tröstet, Du bist mein Licht und meine Leuchte, die mich erhellt, wo es finster ist, Du bist meine feste Burg, Du bist mein Hort, Du bist meine Zu-flucht für und für, Du bist mit einem Wort mein chèr frère, der mir 30 Mark schickt...!“

Er hat sie bekommen, die Mensur wurde von der Polizei verhindert. Aber die Erkenntnis, daß es so nicht lange weitergehen konnte, kam bald. Schon zu Anfang des nächsten Semester muß er dem Vater erklären:

> „Lieber Papa!
>
> Morgen beginnt das neue Semester; und da ist denn heute ein Tag, der als Schluß des vorigen Halbjahres sich so recht eignet, mir die Sachlage zu vergegenwärtigen. Wie sehr ich auch im vergangenen Semester gebummelt habe, wie vieles auch mein Interesse mehr gewonnen hatte, als das Studium, den einen Gewinn habe ich doch für mich, daß ich nun weiß, wie man studieren soll ... Meiner bisherigen wirtschaftlichen Unselbständigkeit, meines Mangels an Herrschaft über mich selbst bei Versuchungen zu Geld kostenden Genüssen, war ich mir schon zu Anbeginn meiner früheren Aufenthaltszeit in Berlin bewußt, nahm aber Deine offene Hand und Börse stets in dem Gedanken ’Du hast's’, und wenn sich mir auch oft die Vorstellung aufdrängte, daß doch alles nur das Resultat schwerer Arbeit, nie Geschenk des Glückes, bei Dir sei, so nahm ich doch eben, weil es da war. Selbstbeschränkung und Selbstzucht sollen mir eine andere Perspektive eröffnen, als die des wirtschaftlichen Bankerottes oder gar des Verlustes an Selbstvertrauen und sollen Dir zeigen, daß ich wirklich Schüler der Nationalökonomie bin und deren Lehre auf mich und mein Tun anwende.
>
> Dein Hans.“

[1)] Münzgeld.

[2)] Hans MEYERs Reitpferde.

Hans MEYER als Student

So leicht ließen sich die Folgen allzu grober Ungebundenheit freilich nicht überwinden. Der Vater verschließt sich ihm, schweigt und hilft ihm nicht so rasch aus der „Klemme“. So sieht der Studiosus sich kaum eine Woche später zu einem erneuten Brief an den Vater gezwungen:

> "Lieber Papa!
> Was Du für einen Grund hast, mich zu zwingen, nun doch noch einmal mit dem leidigen Geldgeklapper anzufangen, weiss ich nicht, aber seit einigen Tagen ist die Mitte des Monats vorbei und Du hast mir weder in der Antwort auf den letzten Brief mitgeteilt, wie ich mich in diesem Punkt zu verhalten habe, noch mir etwas zukommen lassen. Heute ist Sonnabend und ich habe seit Dienstag keinen warmen Bissen gegessen mit Ausnahme von Tee. Das wirst Du mir wahrscheinlich glauben, dass ich nun

völlig ratlos bin; und wie soll ich dabei mein Versprechen halten, gar keine Schulden zu machen? Ich bitte Dich recht herzlich darum, mich doch endlich aus dieser Lage zu befreien und mir doch wenigstens vom 15. ab die Hälfte von dem Budget zu gewähren, das Du mir aufstellen willst. Bis dahin wird der Kompromiß mit meiner Wirtin wohl noch vorhalten.

Mit nochmaliger Bitte Dein Junge.“

Nun wird gearbeitet und er stellt sich selbst ein Thema der historischen Nationalökonomie zur eingehenden Durcharbeitung, damit einen früheren Wunsch des Vaters erfüllend. In der Tat stellte die Ausbildung des künftigen Leiters des *Bibliographischen Instituts* erhebliche und vielseitige Anforderungen. Die nun recht verstandene akademische Freiheit führte zu einem breit ausgreifenden Studiengang: Staatswissenschaften, Geschichte, Germanistik, Völkerkunde und Botanik waren seine wesentlichen Fächer. Zur Geographie kommt er erst durch seine erste große Reise.

In den Sommerferien tut sich ihm eine neue Welt auf, das Hochgebirge. Dort sammelt er Kenntnisse und Erfahrungen, die seiner späteren Lebensarbeit zugute kommen sollten. Er wird Bergsteiger. Seine Ziele sind nicht gering, denn Ortler und Bernina stehen auf dem Programm, Gipfel um die 4.000 m-Grenze. Bei der Fußwanderung über den Albulapaß vermißt er den Glanz der höchsten Gipfel.

„Kein Schnee, kein Eis, nichts was in den Beinen jenes eigentümliche Prickeln verursacht, das man beim Anblick der Gletscherwelt empfindet.“

Knapp bei Kasse ist er immer noch, für die zwei vorgeschriebenen Führer auf den Piz Bernina reicht es nicht. So muß er sich mit dem nur unwesentlich niedrigeren Piz Zupo begnügen, dem „Verborgenen“. Im nächsten Jahre bezwingt er Jungfrau und Monte Rosa.

1879 wird das Studium in Straßburg fortgesetzt. Die neu dem Deutschen Reich eingegliederte Straßburger Universität verfügte über hervorragende Lehrkräfte, und die Stadt Erwin von Steinbachs, in der Goethe eine glückliche Zeit verbrachte, übte eine große Anziehungskraft aus.

Hier, weitab vom elterlichen Hause, in dem er sich nicht mehr verstanden und geborgen fühlte, erhoffte er freiere Entfaltung als in Leipzig. Der Vater, durch den Neuaufbau des nach Leipzig übergesiedelten Verlages überfordert, hatte rastlos arbeitend kaum mehr einen Blick für den Sohn, die Mutter stand kühl, verständnislos, ja ablehnend, seiner Entwicklung gegenüber. Dennoch hält er getreulich Verbindung mit den Eltern.

„Straßburg, 22.10.79

Liebe Eltern,

So hätte ich mir dann wieder einmal ein Nest zurechtgemacht. Es ist das wärmste, seit ich als flügger Zugvogel, von daheim weggezogen, mir selbst meine Stätte suchen muß ... Meine Bude

> ist recht behaglich ausgestattet, nur fehlt mir noch ein Klavier. ... Ich bitte Dich, Papa, mir die Miete eines solchen zu gestatten ... Aber es fehlt doch noch einiges, was der deutsche Student Gemütlichkeit nennt."

Bald berichtet er nach Hause, daß er zu den bisherigen Disziplinen noch das „Jus" aufgenommen habe. Kritisch geht er Vorlesungen und Professoren durch:

> „Die meisten Vorlesungen über Nationalökonomie geben eine Diagnose, eine Pathologie und Therapie, nicht eine Politik der einzelnen Wirtschaftselemente. Und dies hat der über die Grundlagen Hinausgeschrittene am meisten nötig, weil er nach dem 'Was' auch noch das 'Wozu' und 'Wohin' kennen lernen will."

Hier klingt zum ersten Male ein Interesse an, das Politik als zielbewußtes Handeln auffaßt und das ihn später – neben seiner überkommenen Aufgabe als Verleger – auf den Gebieten seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit, der Geographie und verwandter Fächer, zum führenden, auch international anerkannten deutschen Kolonialpolitiker werden ließ *(2)*.

Am meisten befriedigte ihn das Seminar Gustav SCHMOLLERS, von dessen, wie es hieß, „durchweg sozialistischen Tendenzen in der Vorlesung" er noch nichts entdeckte.

Wenn des öfteren das Seminar zum gemeinsamen Abendtrunk zieht, so schließen sich SCHMOLLER und KNAPP nicht aus, SCHMOLLER immer lachend, KNAPP immer schimpfend. Kurzum, die beiden Herren sind eben Professoren, die neben dem Lehrer auch den Kollegen herauszukehren bemüht sind und gerade dadurch ihre Jünger mehr an sich ziehen als durch ein Dutzend Vorlesungen.

Die Straßburger Zeit wird sehr genutzt; sieben Stunden Vorlesungen und Übungen täglich sind die Regel. Das Interesse weitet sich. Im Entwurf eines Stundenplanes finden sich als erwogene neue Fächer auch Physiologie und Zoologie. Aber die Staatswissenschaften treten immer mehr in den Vordergrund. Voller Stolz berichtet er von der Beurteilung einer Seminararbeit durch SCHMOLLER, „daß die Arbeit von Herrn MEYER die beste ist, die uns in diesem Semester vorgelegt wurde." Die Kommilitonen gratulieren, aber der Vater vermerkt auf dem Briefe seines Sohnes in seiner harten Handschrift: „Der Brief würde den Verfasser mehr geehrt und mich mehr erfreut haben, wenn er bescheidener wäre." *(Unterstreichung im Original)* Auch vermutet er mit scharfer Mißbilligung bei dem Sohne Absichten auf die Universitätslaufbahn, was dieser mit einem dreifachen „Nein, nein, tausendmal nein" zurückweist. „Der Tradition meiner Väter werde ich niemals untreu." (22.2.80)

Der Vater scheint's zufrieden; auch kann er sich der herzlichen Wärme seines Ältesten nicht entziehen, der seine Briefe stets mit „Dein Junge" unterzeichnet. Fast rührend ist auch der Brief des 22-jährigen zum Geburtstag der schwer zugänglichen Mutter:

> „Alles, was das Kind der Mutter nur wünschen kann, das wünsche ich Dir, und wahrhaftig, es ist nicht wenig. An Deinem Geburtstag nicht daheim sein zu können, wird mir in diesem Jahre doppelt schwer, weil es mir mit jedem Tage zweifelhafter wird, ob ich das Weihnachtsfest mit Euch zusammen feiern werde ... Ich setze meinen Stolz darein, den heimatlichen Boden nicht eher als mit dem Doktorhut zu betreten.“

Das willkürliche Verhalten des Vaters entspricht nicht immer dem ernsten Streben des Sohnes. Der Monatswechsel läßt weiterhin oft auf sich warten. Deshalb werden die seltenen materiellen Sendungen der Mutter erleichtert begrüßt:

> „Meine Speisekammer war vollständig leer, nur Salz, Pfeffer und ein paar Wurstschalen ließen sich noch auftreiben. Es war der ödeste Belagerungszustand, da erschien Hilfe in der Not. So mag es meinen hiesigen Mitbürgern zu Mute gewesen sein, als am Tag nach der Kapitulation *(3)* die ersten Fouragewagen in die Stadt einzogen. Nochmals Dank!“

Das Milieu der zehn Jahre zuvor wieder in deutsche Hand geratenen Stadt empfindet er erst durch den ersten Schneefall des nahenden Winters als „behaglich“. Doch urteilt er:

> „Das französische Element ist noch so stark – vor allem in den höheren Kreisen –, daß sich ein Zwiespalt überall, auch in der städtischen Verwaltung, fühlbar macht ... Das unendlich Schätzbare aber hat Straßburg, daß es sich seine reiche geschichtliche Tradition im Volk dennoch bewahrt hat. Keine Erztafeln an den Häusern zeigen an, wer daselbst zu der und der Zeit gewohnt und geschaffen hat, aber jeder Junge weiß, wo GUTENBERG gedruckt oder GOETHE gewohnt hat. Das einfachere Volk ist durchaus deutsch und das nicht geworden, sondern geblieben seit 1000 Jahren.“

Hans MEYER macht sich nun an seine Doktorarbeit mit dem Thema „Die Straßburger Goldschmiedezunft von ihrem Entstehen bis 1681“ *(Besetzung Straßburgs durch Frankreich)*. Umfangreiches Material wurde verarbeitet, 400 Folioseiten handschriftlicher Exzerpte aus alten Quellen bis zurück in das 14. Jahrhundert lassen ihn über die Augen klagen. Im Herbst 1880 äußert er sich:

> „Mein Geisteskind ist mittlerweile recht groß geworden, und da ich an seiner Erziehung nichts versäume, wird’s wohl bis Weihnachten mündig gesprochen werden können.“

Aber er will die Weihnachtsferien nicht zu Hause verbringen, denn es wird auf die mündliche Prüfung gearbeitet:

> „Die Absicht, hier zu bleiben, basiert einzig auf der Scheu vor unzeitiger Zerstreuung.“

Es ist ihm sehr ernst damit. Zum neuen Jahr schreibt er an seinen Vater:

> „Möge das Neue Jahr mir im Aufstreben günstig sein, und möge es Dich durch mich das langersehnte Ziel, die Mitarbeiterschaft des Sohnes neben dem Vater, endlich erreichen und Wirklichkeit werden lassen ... Dein Hans."

Es naht der große Tag des Doktorexamens. Am Abend geht ein Telegramm nach Hause:

> „Hurrah! Soeben cum laude promoviert! Brief morgen. Doctor Hans."

Der Brief vom nächsten Tage läßt hohe Ansprüche der Prüfer erkennen.

> „... Pandekten, Staatsrecht, Nationalökonomie, Finanzwissenschaften und Statistik waren die Prüfungsfächer. Von 4 - 7 Uhr jagten sie mich durch alle Gebiete. Der Kopf brannte mir gewaltig. Ihr könnt Euch meine Freude vorstellen, als der Dekan erklärte, die Fakultät habe beschlossen, mir nicht allein den Grad eines Doctors der Staatswissenschaften zu verleihen, sondern ihm in dem Prädikat 'cum laude' noch die besondere Anerkennung der Fakultät beizufügen. Ich bin der erste, der hier in diesem Fache 'cum laude' promoviert hat. In welcher Stimmung ich gestern Abend war und heute noch bin und wohl noch einige Zeit sein werde, läßt sich kaum nachempfinden. Ich glaube, es ist Glückseligkeit."

Professor SCHMOLLER schreibt an den Vater:

> „Was ich für Ihren Sohn getan, war einesteils nur meine Pflicht, anderenteils ist es mir reichlich dadurch gelohnt, daß er eine so gute Abhandlung gemacht hat. Außerdem auch durch die Persönlichkeit Ihres Sohnes, denn wer ihn hier kennen lernte, dessen Herz hat er erobert mit seinem gewinnenden Wesen und mit seinem bescheidenen und doch sicheren Auftreten. So war es mir immer nur eine Freude, ihn im Seminar, in der Vorlesung oder in meinem Hause zu sehen."

Knapp eine Woche vor der Promotion konnte Hans MEYER dem Vater mitteilen, daß er zum Reserve-Offizier befördert worden sei. Er nahm es mit Gelassenheit, denn alle Gedanken waren auf die Promotion gerichtet:

> „Da ist das Ereignis der Woche, patentierter Gardeleutnant. – Ich muß aber gestehen, daß, wenn ich mich auch des Vorzugs seiner Majestät rühmen darf, als man mich als Offizier der Garde eingereiht hat, ich doch ehedem geglaubt habe, die Leutnantsbeförderung würde mehr Eindruck auf mich machen, als sie de facto gemacht hat. Das ist das Geheimnis des Interessenwechsels ... Die kommenden Wochen werden hoffentlich eine höher zu wertende Beförderung bringen."

Der Vater, befriedigt vom Erfolg des Sohnes, sendet ihn auf eine Weltreise, die seinen Gesichtskreis für die künftigen Aufgaben weiten soll.

II.

Rund um die Erde

1881 - 1883

Über die große Reise um die Erde, die der 23-jährige 1881 bis 1883 völlig selbständig in Planung und Durchführung unternahm, hat er einen Bericht von über 500 Druckseiten verfaßt. Es ist eine Darstellung von reicher Fülle, die in ihrer Frische ein lebendiges Bild einer lange zurückliegenden Zeit bringt.

Im Oktober 1881 besteigt er den Zug nach Wien, um ein Jahr und neun Monate unterwegs zu bleiben. Er ahnt nicht, daß mit dieser Reise die Fahrten und Expeditionen seines Lebens beginnen, die ihn zum Forscher und Geographen werden lassen. Nur einige seiner Eindrücke zu bringen, ist hier möglich.

Er tritt die Reise über den Balkan an. Vom Schwarzen Meer kommend berichtet er:

> „Die Fahrt durch den Bosporus ist die schönste, die ich je gemacht, und wie herrlich liegt endlich Konstantinopel vor dem staunenden Blick!“

In Geist und Geschichte des antiken Athen versenkt er sich mit ganzer Seele, doch Smyrna, Zypern, Beirut erlebt er als kritischer Beobachter. Erst Heliopolis bei Damaskus begeistert ihn wieder.

Jerusalem:

> „Mit ungeduldiger Neugier auf das Bild der heiligen Stadt ging ich zur Ruhe und quälte mich die ganze Nacht mit biblischen Visionen. Im grellen Sonnenlicht lag am Morgen Jerusalem vor uns. ... Von außen macht die Stadt den Eindruck eines gewaltigen Bollwerkes. ... Der Anblick ist imposant und malerisch im höchsten Grade.“

Kairo: Am Weihnachtsabend, dem ersten, den Hans MEYER so weit vom Elternhaus verbringt, sitzt er bis Mitternacht am Ufer des Nil in einem Boot, hört dem Plätschern der Wellen zu, und seine Gedanken ziehen heimwärts. Vor der Weiterfahrt nach Suez und Bombay besucht er noch die Pyramiden.

1882: Bombay scheint ihm anfangs ruhiger und vornehmer zu sein als die bisher besuchten Städte des Orients.

> „Bis in den Traum verfolgen mich die Bilder, die an mir vorüberzogen: Unverständlich, wüst, schön, bizarr, edel, lächerlich, großartig, alles auf einmal!“

Tiefen Eindruck machen ihm die „Türme des Schweigens“, auf denen die Parsen, Angehörige der Lehre Zarathustras, ihre Toten den Geiern überlassen: Die heiligen Elemente Feuer, Wasser, Erde dürfen nicht durch die Überreste der Sterblichen verunreinigt werden. Benares am heiligen Ganges mit seinen Tempeln, Moscheen und Türmen war „endlich das Indien, nachdem ich bisher immer vergebens gesucht hatte“.

In Kalkutta wird Hans MEYER von schwerem Fieber gepackt. Tagelang liegt er im Hotel und weiß sich nicht zu helfen. Ein Arzt empfiehlt ihm den Himalaya, „so weit und so hoch mich Bahn, Pferde und Füße tragen könnten.“ Die Bahn bringt ihn nach Darjeeling, 1.800 m hoch auf die südliche Vorkette des Himalaya.

> „Welch wonnige Empfindung, wieder einmal gründlich deutsch frieren zu können ... Punkt 6 hatte ich mich am nächsten Morgen wecken lassen, um die Bergriesen bei Sonnenaufgang zu sehen. Groß wie ein König hob der ewige Kantschindschinga sein Riesenhaupt zum Himmel. Ihm zur Seite lagerten seine mächtigen greisen Vasallen dämmernd im Frühlicht.“

Seinen 24. Geburtstag verbringt er auf dem Schiff nach Ceylon. Dort überrascht ihn die unerschöpfliche Lebenskraft des Tropenwaldes, den er aber in seiner „ewig-grünen Monotonie“ schließlich doch als langweilig empfindet. Großen Eindruck machen ihm die Ruinen der Tempelstadt Anuradhapura, die im Altertum als Weltwunder galt. Der deutsche Konsul in Colombo erntet besonderes Lob:

> „Hätten wir überall solche Männer, so stünde es zunächst einmal um die Meinung des Ausländers über unser Deutschtum besser, als es leider immer noch der Fall ist; dann würden gewiß die Bestrebungen um die Verselbständigung des deutschen Handels nachdrücklicher und erfolgreicher, und am Ende würden wohl auch unsern Volksvertretern einmal die Augen geöffnet über die Übelstände, welche die bisherige laue Behandlung der deutschen kolonialpolitischen Fragen zur Folge hat.“ *(4)*

Von Ceylon geht es nach Java. Er schließt sich einem Holländer an, der die Aufgabe hatte, den Vulkan Gedeh (2.958 m) zu vermessen. Abends bei Vollmond brach man auf, um die Nachtstunden zur Besteigung zu nutzen und bei Sonnenaufgang am Krater zu stehen. Durch Urwald, Dschungel, moderndes Dickicht, reißende Bergbäche ging es hinauf, vollständig durchnäßt. Noch vor dem Morgen erreichten sie den Rand des alten Kraters. Dichte Nebeldämpfe benahmen ihnen den Atem. Die Träger fürchteten sich vor der Dunkelheit und dem Grollen der bösen Geister im Innern des Berges. Bei aufgehender Sonne standen sie am Rand des neuen Kraters:

> „Ein gewaltiges Bild! Weiße Dampfwolken schossen empor, schwarzer Granit und Lava bedeckten den warmen Boden. Überall zischte und brodelte es. Überwältigt, glücklich, durchnäßt und frierend stiegen wir ab nach 4 Stunden Reitens und 11 Stunden Kletterns.“

Den Ergebnissen der holländischen Kolonialverwaltung steht Hans MEYER schon jetzt kritisch gegenüber:

> „Wo die absolute Notwendigkeit einer Einrichtung nicht mit den Händen faßbar ist, bleibt man im gewohnten Schlendrian, es sei denn, daß daraus ein direkter Gewinn sicher ist ... Geld, Geld und nochmals Geld sind die drei Dinge, die Holland aus seinen Kolonien zieht. Die Kolonie ist nach holländischem Prinzip bekanntlich die milchende Kuh, die allein für den Staat vorhanden ist ...“

Auf den Philippinen: In Manila hält sich Hans MEYER trotz der Regenzeit acht Tage auf, um eine Expedition in das Innere der Insel Luzon zu den Isorroten vorzubereiten. Rudolf VIRCHOW *(5)* und andere Wissenschaftler hatten ihn auf diese interessanten Volksstämme aufmerksam gemacht und ihn um weitere Erforschung gebeten. In einem jungen deutschen Apotheker, der gut spanisch sprach, gewann er einen landeskundigen Begleiter.

Es war Hans MEYERs erste Forschungs-Expedition, der noch viele folgen sollten. Nach acht Tagen war man startbereit und schiffte sich nach San Fernando ein. Diese Siedlung war der Hauptort der Provinz „La Union" und hatte somit einen Gouverneur, dem man einen Besuch abstattete. Der deutsche Konsulatsverweser hatte die Expedition allen Gouverneuren empfohlen. Das erste Ziel war das Dorf Aringay.

> „Zwei mit Caraboas (Büffeln) bespannte Karren schleppen unser Gepäck, während wir in einer zweirädrigen 'Calesa' voranfuhren."

In Aringay traf am nächsten Tage ein Trupp Igorroten ein, die nach vielem Zureden bereit waren, das Gepäck bei reichlicher Bezahlung zu tragen.

> „So brach denn unsere Karawane von 18 igorrotischen Trägern, uns beiden Europäern und meinem malaiischen Diener in der Mittagsglut von 27° Schattentemperatur nach dem Tal des Rio Aringay auf. Voran der leichtbeschwingte muchacho (Diener), hinter ihm die kastanienbraunen, bis auf einen Lendenschurz nackten Kraftgestalten der Igorroten im Einzelmarsch und zuletzt wir beide, die geladenen Gewehre auf dem Rücken und trotz Sonnenhelms und Linnenkittels ebenso schwer keuchend wie die beladenen Träger."

Bald verschwand der Pfad und so mußten sie sich im reißenden Strombett des Rio Aringay, bis zur Hüfte im Wasser, weiterkämpfen. Dann wurde der Fluß tiefer, die Ufer sehr steil und es begann „eine äußerst schwierige Kletterei an den Wänden hin." Als sie den oberen Rand erreicht hatten, sanken sie zusammen und zweifelten an der möglichen Fortsetzung dieser schwierigen Reise.

Zwei weitere Marschtage führten nach La Trinidad, einem Dorf im Hochgebirge, wo neben einem Gouverneur ein Gendarmerie-Fähnrich, ein Dominikaner-Padre und ein Kaffeepflanzer die äußersten Vorposten der spanischen Kolonialherren waren. Drei Tage trieben sie sich in der Gegend von La Trinidad herum. Einer der interessantesten Besuche galt einem Toten. Kurz vor der Rancheria (Weiler, Siedelung) Tublay stand am Pfad ein Baumfarnstamm aufgerichtet, an dessen oberem Ende die horntragende Hirnschale eines Carabao-Büffels befestigt war, als Merkzeichen, daß ein Totenschmaus abgehalten werde und jeder dazu eingeladen sei. Liegt ein Igorrote im Sterben, so wird er vor die Hütte getragen, damit er draußen sterbe. Sein Geist, manchmal voll böser Absichten gegen die noch Lebenden, soll in der Hütte kein Unheil anrichten können. Erst wenn der Sterbende tot ist, wird er in der Hütte aufgebahrt, sein Schmuck wird ihm angelegt

und seine Waffen neben ihn gebreitet. Der Totenschmaus dauert Tage oder Wochen, je nach dem Reichtum der Hinterbliebenen.

Auf einem hohen Stuhlgestell festgebunden saß die Tote von Tublay aufrecht in der Hütte hinter der Feuerstelle bereits 23 Tage lang. Die aufquellenden Rauchwolken des Feuers hatten den Körper vollständig mumifiziert und geschwärzt. Vor der Hütte hockten die Trauergäste um die brodelnden Kessel mit Fleisch, das sie in sich hineinstopften, oder sie verzehrten Lunge, Leber und Magen im Rohzustande mit viel Chilipfeffer bestreut. Dazu wurden Unmengen von Reisschnaps getrunken.

Kann man vor Ermattung nicht weiterfeiern, so wird der Leichnam auf seinem Stuhlgestell in einen Fichtenholzsarg gelegt. Die Angehörigen weihen ihm noch einen neuen Mantel und eine Waffe und setzen ihn in einer der vielen natürlichen Felshöhlen bei. Die Seele des Toten wird nach dem Glauben der Igorroten ein ’Anito’, der sich für alle Kränkungen rächt, wenn er der Geist eines verstorbenen Familienältesten ist. Um diesen ’Anito’ in guter Laune zu halten, werden vor den Hütten Pfähle mit Schälchen aufgestellt, in die täglich eine kleine Reisgabe gelegt wird. Im allgemeinen ist der ’Anito’ ein harmloser Geist, der durch gebratene Fleischgaben schnell versöhnt wird. Später zeigte man Hans MEYER auch einen Bach, der geehrt wird, weil er von heiligen Aalen wimmelt, die den Igorroten als von Cagubátan als Verkörperung ihrer ’Anitos’ gelten.

Da inzwischen in Manila Cholera ausgebrochen war und alle Häfen gesperrt wurden, zog Hans MEYER weiter nach Cayan, einem kleinen Ort im Innern. Im Oktober 1882 berichtet er seinen Eltern:

> „Während in Manila die Cholera wütet und täglich 200 bis 250 Opfer fordert, darunter auch Europäer, sitze ich hier in stiller Abgeschlossenheit der düsterwilden Berge und fühle mich sicher inmitten der ungebändigten Igorroten. Welche meiner Bekannten werde ich bei meiner Rückkehr nach Manila noch lebend antreffen?“

Der Weitermarsch von La Trinidad durch Hochgebirge blieb schwierig. In den kleinen Rancherien mußten die Träger gewechselt und neue durch Vermittlung der Stammesältesten gewonnen werden. Der Tausch von Schmuck, Waffen und Hausgerät wickelte sich in der Währung unterschiedlich ab. Wichtig für die Sammlungen waren Waffen und Schilde, die gut bezahlt werden mußten. Halsketten aus Krokodilzähnen waren ein beliebter Schmuck. Amulette aus Gold oder Messing zum Schutz gegen die Geister fand man in jeder Hütte. Als einziges Eßgerät wurde der Löffel benutzt, mit dem man die Nahrung aus dem Kessel in die Eßschalen schöpfte, gegessen wurde mit den Fingern. Kostbar und unverkäuflich war der Kochkessel aus Kupfer.

VIRCHOW, der sich als Anthropologe vor allem für die Sammlung von Schädeln und Skeletten interessierte, war bisher zu kurz gekommen. Die Möglichkeit, seine Wünsche zu erfüllen, bot sich bald. Auf dem Marsch von Lutab nach Ca-

bayan hatte man eine am Pfad liegende Höhle bemerkt, die vermutlich eine Begräbnisstätte war. Hans MEYER lag sehr viel daran, einige Igorroten-Schädel zu erhalten. Da er um ihrer Sicherheit willen diesen Wunsch keinen Eingeborenen wissen lassen durfte, machte er sich mit seinem Begleiter in der Nacht auf, die Schädel selbst zu holen. Die Rancherie lag in tiefer Ruhe. Der Hunde wegen hingen sie nach Art der Igorroten eine weiße Decke um die Schultern, die ihnen zugleich als Tragetuch für die Skelette dienen sollte, und gingen barfuß hinaus.

> „Der Mond war glücklicherweise dicht umwölkt und niemand ahnte unsere Absicht. Nach einstündigem Steigen waren wir an Ort und Stelle. Zu unserer Überraschung fanden wir das Eingangsloch mit zentnerschweren Steinblöcken verrammelt."

Vermutlich hatten Igorroten die vorangegangenen Untersuchungen beobachtet. Es galt also Vorsicht. Mit vieler Mühe wälzten sie die Steine zur Seite, zündeten eine Kerze an und fanden im Hintergrunde, wie erhofft, drei aus Fichtenstämmen angefertigte Särge. Die Höhle war niedrig, so daß Hans MEYER seinen Körper nicht hineinzwängen konnte. Sein kleinerer Begleiter kroch, mit den Füßen voran, über den vorderen Sarg hinweg.

> „Meinen Revolver in der Rechten, die brennende Kerze in der Linken, folgte ich mit dem Oberkörper, soweit es ging, und schob hinaus, was Herr AU mir zureichte."

Sie packten die Knochen zusammen, bauten mühsam den Eingang wieder zu, verwischten Stearinflecke und Fußspuren und kehrten ebenso leise heim, wie sie gekommen waren. An der Hütte angelangt, seilte Hans MEYER die Bündel durch ein Fenster hinaus und packte sie zu unterst in einen der Kollektionskörbe, wo sie bis zur Ankunft in Manila verbleiben sollten.

Ein zweiter Versuch, zehn Tage später an Skelettmaterial heranzukommen, endete nach mühseligen Klettereien vor einer leeren Höhle an einer Wand undurchdringlicher stacheliger Schlingpflanzen. Während sie nach einem Ausweg suchten, bemerkte AU unten in der Rancherie das Aufflackern eines Lichtes. Für einen Moment verschwand der Schein, um dann wieder aufzuleuchten. Vier brennende Fackeln näherten sich dem Berg. Kein Zweifel – man hatte ihr Weggehen beobachtet, den Schein der Laterne gesehen und kam, ihr Vorhaben zu vereiteln.

> „Ich blies unser Licht aus und nun begann ein Rückzug, der in der pechschwarzen Nacht auf solchem Terrain uns leicht mehr hätte kosten können als Kleider und Haut."

Sich weit vom Schuß haltend, erreichten sie, von Dornen und schneidenden Gräsern schlimm zugerichtet, den Bach tief unterhalb der Rancherie wieder. An der Grabhöhle sahen sie noch die Fackelscheine, dann verschwanden sie. Sie eilten zu der Hütte ihres Gastgebers und stiegen durch die Fensteröffnung wieder in ihren Schlafraum. Der Hausherr hatte von dem Vorfall nichts bemerkt, die Igorroten aber verhielten sich am nächsten Morgen so reserviert und wortkarg, daß MEYER und AU es für geraten hielten, den Aufbruch für den kommenden Tag festzusetzen.

Es mußte wohl der strengen Isolierung der Igorroten durch die Wildheit des Gebirgslandes und durch die tiefen Taleinschnitte des Rio Agno zugeschrieben werden, daß diese Stämme, vor fremden Einflüssen gesichert, in ihrer sich nicht verändernden Welt ebenso unverändert leben konnten. So begegnete Hans MEYER unter den Igorroten auch Stämmen, die noch als Kopfjäger gefürchtet waren:

> „In den abgelegenen Racherien ist noch die alte Sitte der Kopfjagd, die wohl allen Malaien der ersten Invasion eigen war und die heute noch bei den meisten unabhängigen Stämmen herrscht, in Übung. Truppweise, zu dreien oder vieren, ziehen die Kopfjäger nach einer entfernten Rancherie, legen sich dort in den Hinterhalt und töten die zufällig Vorübergehenden durch Lanzenwürfe. Dann werden den Leichen die Köpfe abgeschnitten, und im Triumph geht es nach Hause, wo wilde Freude herrscht. Bei den übrigen Igorroten ist dieser Brauch aber bis auf symbolische Andeutungen verschwunden.“ [3)]

Zur Küste zurückgekehrt zog Hans MEYER mit einer neuen Expedition zu den im Norden tief im Lande wohnenden Stämmen der Guianen und Tingianen. Der Marsch ging bei täglichen Regengüssen durch schweigenden Urwald über die 2.000 m hohe dreifache Gebirgskette der Cordillera Grande. Er verlangte den Einsatz aller Willens- und Körperkräfte.

> „Die Natur ist hier stumm wie der Tod. ... Die Stille ist unheimlich. ... Es ist Grabesluft, die wir da unter dem düstern Blätterdach auf dem feuchten modernden Laubboden atmen. Es drängt uns hinaus, aber wir können nicht; Wald und Fels und Wasser umher tagereiseweit.“

In dieser Umgebung erleidet Hans MEYER wieder einen Fieberanfall. Er hält ihn geheim, um den Weitermarsch nicht zu verzögern, und behandelt sich mit einer doppelten Dosis Chinin. Fast wäre er dadurch am nächsten Tage zu Tode gekommen:

> „Mit einem Male sperrten wiederum Felsen den Weg, hier aber gab es keine andere Ausflucht als die Besteigung dieser 150 bis 200 Fuß hohen Felswände selbst. ... Die Chinindosis hatte mir aber zu meinen fieberschwachen Beinen noch einen schwindelbefangenen Kopf beschert und davon ließ sich bei solcher Gelegenheit wenig Gutes versprechen. ... Eine Höhe von etwa 100 Fuß hatte ich glücklich erklommen, als eine heikle Stelle mich stutzig machte. Es galt, über den Abgrund hinweg nach einer Felskante zu springen, von wo aus dann die Höhe und der dortige Pfad mit Leichtigkeit zu erreichen waren. Auf dem

---

[3)] MEYER, H. [1885]: *Die Igorroten.* – In: MEYER, H. [1885]: *Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung.* Bibliographisches Institut, Leipzig; S. 505-543 *[23]*. Teilweise schon 1883 veröffentlicht in den *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte,* Jahrgang 1883, Berlin *[22] [Bearb.]*.

> Finsteraarhorn und Ortler habe ich schlechtere Stellen passiert, aber hier fehlte mir die notwendige Sicherheit auf meine Kräfte. Ich setzte dennoch zum Sprung an, und im selben Augenblick versagten mir die Kniee den Dienst, ich schwankte, brach zusammen und wäre unfehlbar zerschmettert in die Tiefe gestürzt, hätte nicht der hinter mir stehende Igorrote mich mit festem Griff am Oberarm gepackt und mit einem lakonischen 'Cuidao!' (Aufgepaßt!) zurückgezogen. Er hatte mir das Leben gerettet."

Der Rückmarsch im südlichen Bogen zum Ausgangspunkt Narvacan stellte die Expedition vor die gleichen Schwierigkeiten. Nach 45 Tagen erreichte sie endlich wieder die Küste. Reiche Sammlungen und ethnologische Erkenntnisse aus einem wenig bekannten Gebiet waren das Ergebnis.

Was die Igorroten betrifft, so war Hans MEYER der Meinung, daß sie durch das Vorgehen der spanischen Kolonisatoren ihrem Untergang entgegengingen, wie jedes Naturvolk, das mit der europäischen Zivilisation plötzlich in unmittelbare Berührung komme.

Diese Expedition brachte Hans MEYER die ersten Grundlagen für seine spätere Auffassung von den Aufgaben einer Kolonialmacht. So fand er z. B. auf den Philippinen und auf Java zwar einen guten Willen der obersten Instanzen, aber sehr wenig Bemühungen seitens der nachgeordneten Stellen, geschweige denn ein landeskundliches Wissen.

Über das von der Cholera und einem verheerenden Taifun heimgesuchte Manila und über Hongkong reist Hans MEYER nach Kanton. Ein solches fieberhaftes Gewimmel und Getöse wie dort glaubt er selbst in Bombay und Singapur nicht erlebt zu haben.

Die Aufnahme durch den deutschen Konsul war überaus herzlich. Dieser stellte ihm Tragstühle (Sänften), Kulis und einen Führer zur Verfügung. Durch die Drachenstraße, ein winzig schmales Gäßchen, gelangte er in die Altstadt. Dort rufen Händler ihre Waren aus, feilschen schreiend um die Preise, Kinder spielen und heulen durcheinander, Handwerker hämmern ihr Metall, Metzger klopfen ihr Fleisch, dazwischen tönen mächtige Gongs und das Klingeln der Garköche. Alles mischt sich zu einem dumpfen Brausen. Dazu die Menschenmenge! Alle Stände, Berufe und Altersklassen zusammengepfercht, kein Fuß breit Boden ohne Mensch. Wie es den Kulis und dem Führer gelang, hier vorwärts zu kommen, bleibt ihm ein Rätsel. Die Menschenflut öffnete sich langsam auf die Rufe des Führers und schloß sich sofort wieder. Manches „Fank Wie" (Fremder Teufel) klang hinter ihm her. Sein Führer AONG hielt vor einem Tempel, dem „Heiligtum der 500 Geister". In einer langen Doppelreihe sitzen ringsum an den Wänden fünfhundert lebensgroße vergoldete Menschenplastiken nebeneinander, welche die Schüler Buddhas vorstellen sollen. Anfänglich fühlte er sich beklommen in dieser großen stummen Gesellschaft. Aber als er sah, daß die meisten äußerst vergnügte Gesichter machten, konnte er nicht mehr ernst bleiben und mußte auch lachen, und das so aus Herzensgrund, daß alle anwesenden Chinesen mitlachten.

Der Aufenthalt in Kanton dauerte einige Tage und AONG führte ihn durch alle Handwerksviertel, wo subtilste chinesische Kunstfertigkeit bewundert wurde, zu einer Beamtenschule, einer Gerichtsverhandlung und zuletzt zu einem Gefängnis.

> „Ich habe schon manchen Jammer und vieles Widerliche auf meinen weiten Reisen gesehen, aber nichts, das auch nur entfernt an das Elend der Gefängnisse von Kanton heranreichte.“ *(6)*

Die Seereise nach Shanghai mit Aufenthalt in Hongkong brachte am Weihnachtstage eine Überraschung:

> „Das lustigste Schneegestöber – Echter, eisiger, deutscher Schnee!“

Shanghais Umgebung fand er „flach wie einen Teller und prosaisch wie eine lateinische Grammatik“. Aber das europäische Viertel bot mit seinen palastartigen Gebäuden und den breiten sauberen Straßen im vollen Flaggenschmuck der Weihnachtszeit einen festlichen Anblick. Vom Dolmetscher des deutschen Konsulats wurde Hans MEYER zum Besuch des pantomimischen Theaters eingeladen, das kein Europäer versäumen dürfe. Obwohl fasziniert von der „blendenden Pracht“ der Seidenkostüme, bekam er doch nach einer Stunde „Ohrenreißen“ von der Musik und verließ das Theater, um den weiteren Abend im deutschen Klub zu verbringen.

Hans MEYER verläßt Shanghai, das „Paris des Ostens“, in Richtung Japan.

Keineswegs alle japanischen Städte waren damals ohne Sonderpaß dem Europäer zugänglich: Nagasaki und Osaka, wo das älteste buddhistische Heiligtum Japans besucht wurde, waren frei, ebenso Yokohama und Tokio, nicht aber die alte Kaiserstadt Kioto. Freude machten den nun schon weit Gereisten überall die zahllosen Kinder und die Zärtlichkeit der Erwachsenen ihnen gegenüber. Die auch heute noch von Japan-Kennern bezeugte fröhliche Kindlichkeit der Erwachsenen fiel ihm auf. Sie konnten als 30- oder 40-jährige Männer stundenlang in den Straßen Sandburgen oder Schneemänner bauen. Die Sorgfältigkeit und der große Gewerbefleiß des Japaners beeindruckten ihn. Nach anfänglicher Skepsis urteilt Hans MEYER, daß die Japaner keineswegs ohne Zukunft seien. Der übermächtige Eindruck aber, den China bei ihm hinterlassen hatte, ließ ihn für dieses riesige Reich eine größere Zukunft erwarten.

Statt einer Besteigung des majestätisch strahlenden Fudjiyama, der wegen des hohen Schnees unerreichbar war, unternahm er eine Wagenfahrt zu den Tempelbauten von Nikko. Ein japanisches Wort sagt: „Sprich nicht von ’herrlich’, bevor du nicht Nikko gesehen hast.“

> „Der erste Eindruck ist geradezu ergreifend. Verläßt man, über die heilige Brücke Mihashi schreitend, den Ort Nikko, so steht man einem Bergabhang gegenüber, der, von riesigen Zedern dicht bewaldet, die Tempelbezirke trägt. Breite ausgemauerte Alleen führen in dem Hain von einem wundersamen Bauwerk

> zum anderen, ein jedes so herrlich und groß, daß es allein eine Reise von Tokio hierher tausendfältig vergilt."

In Tokio trifft Hans MEYER zu seiner Freude zwei ehemalige Studienkollegen von Straßburg und Leipzig, die dort als Dozenten an der Universität tätig waren. Ihnen verdankt er viele Kenntnisse über die geschichtliche und innenpolitische Entwicklung Japans. Manche Eigentümlichkeiten des Staatswesens, manche Widersprüchlichkeiten und Rückständigkeiten werden ihm verständlich. Die von der Regierung angestrebte Europäisierung fand damals weder beim Volk noch bei der Beamtenschaft ein Echo. Die Beamten wurden meist nicht nach ihrer Eignung für ein bestimmtes Amt eingesetzt, sondern umgekehrt wurde den Anwärtern eine genügend dotierte Pfründe zugesprochen. Die Reformbestrebungen blieben oft an Äußerlichkeiten hängen, wie etwa das unter Todesstrafe stehende Verbot, die traditionellen zwei Säbel am Gurt zu tragen.

Von Yokohama geht die Reise weiter nach Amerika, über San Francisco, Salt Lake City und St. Louis, zunächst nach Mexiko. Der Hauptstadt spricht Hans MEYER eine „Grandezza" zu, der Bevölkerung ein heiteres Wesen, der Umgebung mit den hohen Schneegipfeln als Hintergrund außerordentliche Schönheit. Die nivellierende Macht des mehr und mehr eindringenden U.S.-amerikanischen Geistes und Kapitals bedauert er:

> „Der Mexikaner erkennt die drohende Gefahr, und ihm bangt davor. Er liebt den Amerikaner ganz und gar nicht, sondern hängt an seiner Nationalität."

Über Florida wird Washington erreicht, das ihm unter allen anderen amerikanischen Städten wegen seiner musterhaften Ordnung am besten gefällt. Hier findet er „keine hastig lärmende Menge, die nichts Höheres kennt, als 'Geld zu machen'." Der hektischen Betriebsamkeit anderer amerikanischer Städte kann er im Vergleich mit den alten Kulturen Asiens keinen Geschmack abgewinnen. Schließlich erreicht er die „amerikanischste aller amerikanischen Städte", New York.

Was hier gearbeitet und geleistet werde auf technischem Gebiet in unbekümmert kühner Planung und Durchführung, finde in der Welt nicht seinesgleichen, aber auf welche Weise „business" gemacht werde und aus welchen Motiven, das sei abscheulich, meint er nach fast dreiwöchigem Aufenthalt. Der Kontrast zwischen höchstem Luxus und tiefstem Elend entsetzt ihn. Hart urteilt er über die vom Erfolg geblendete Mentalität vieler deutscher Einwanderer:

> „Ich habe nur wenige Deutsch-Amerikaner gesprochen, die nicht begeisterte Lobredner Amerikas und beinahe Verächter des deutschen Heimatlandes gewesen wären, wenige, die nicht die Leichtigkeit des Geldverdienens in Amerika vor der Kleinlichkeit der deutschen Verhältnisse gepriesen hätten. Sie alle aber, die so sprachen, wußten nicht, daß das heutige Deutschland ein andres ist als das vor und von 1848, oder sie hatten ver-

> gessen, daß sie in Deutschland nichts oder gar weniger als nichts gewesen waren und erst in Amerika arbeiten gelernt haben. ... Und keiner von diesen Tadlern hatte überlegt, daß der Absolutismus ihrer Eisenbahnkönige und Bankfürsten ihnen allen fester im Nacken kniet als den Russen der Zar. ...“

Ein Abstecher nach Kanada führt ihn in eine andere Atmosphäre. Montreal findet er

> „gänzlich unberührt von der krankhaften Atemlosigkeit der nordamerikanischen Freistädte. Aus der Franzosenzeit hat die Bevölkerung ihre Heiterkeit und Lebenslust bewahrt, und seitdem die Engländer im Land sitzen, ist dazu noch gediegener Geschäftsgeist und ernster Familiensinn gekommen.“

Wieder in New York, zieht er die Bilanz des U.S.-Amerikanertums: Die „wirklich großen Eigenschaften des amerikanischen Nationalcharakters“ seien „die politische Ungebundenheit des Individuums, der Unternehmungsgeist, der Mangel jeder Kleinlichkeit und – im Sinne jener Lobredner – die Leichtigkeit des Geldverdienens.“ Aber auch wenn er alles als negativ Empfundene abzieht, so kommt er zu dem Schluß:

> „Ich für meine Person möchte nicht in Amerika leben.“ *(7)*

Der Tag der Heimreise war gekommen. Nach elf Tagen erschien die Küste Europas. Ein schmaler grauer Landstrich über der Wasserlinie: Deutschland!

III.

Mit 26 Jahren

Chef des

Bibliographischen Instituts

Im Mai 1796 kam Hans MEYERs Großvater Joseph als Sohn eines Hofschuhmachers in Gotha zur Welt. Joseph MEYER wurde der Schöpfer einer der bedeutendsten deutschen Verlagsanstalten, des *Bibliographischen Instituts*. Sein Vater gab ihn in die kaufmännische Lehre, aber schon den jungen Mann hatten literarische und verlegerische Pläne beschäftigt. So sehnte er sich heraus aus der Kleinlichkeit und Beschränktheit des Krämertums zu großer und gewagter Tätigkeit eines „königlichen Kaufmanns", der tausend Fäden weiter Handelsbeziehungen in der Hand hält.

Er beginnt mit dieser Tätigkeit in England, wo er zunächst große Gewinne erzielt.

> „Mit dem erworbenen Vermögen will ich der Förderung von Wissenschaft und Wohltätigkeit leben. Alle meine Pläne betrachte ich nur als Mittel, diese Ziele zu erreichen."

Aber nach zweimaligem Zusammenbruch kehrte er als ruinierter Mann nach Deutschland zurück. Einige bescheidene Geschäfte waren ihm schließlich noch geglückt, so daß er wenigstens schuldenfrei war. Mit Übersetzungen von SHAKESPEARE und Walter SCOTT erbrachte er den Beweis, daß er ohne fremdes Kapital sein Brot verdienen konnte. Er heiratete die Tochter eines väterlichen Freundes, Minna GROBE. 1826 erschien in den damaligen Blättern folgende Anzeige:

> „Gotha, 1. August 1826
>
> Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich, unter heutigem Tage, für meine alleinige Rechnung mit den nötigen Fonds ausgestattet, ein literarischen Zwecken gewidmetes Institut unter der Firma
>
> ***Bibliographisches Institut***
>
> dahier errichtet habe. Die alleinige Geschäftsführung desselben ist Herrn Joseph Meyer, meinem Gatten, übertragen, dessen Unterschrift Sie sich bemerken und keiner anderen Glauben beimessen wollen. Ergebenst: Minna MEYER
>
> Eigentümerin des *Bibliographischen Institutes*.
>
> Unterschrift des Disponenten, Herrn Joseph MEYER"

Zwei Jahre arbeitete Joseph MEYER allein mit seiner jungen Frau als einziger Hilfe. Mit den bescheidensten Mitteln war begonnen worden, aber gleich mit angeschlossener Druckerei. Ein paar Handpressen und Schriftformsätze bildeten das Inventar. Mit zunehmendem Erfolg wurde eine Umsiedlung nötig. Man wählte Hildburghausen, wo der Betrieb ein anderes Gesicht bekam. Die Druckerei wurde vergrößert und modernisiert, eine Buchbinderei und eine graphische Abteilung angegliedert. Selbst eine Werkstatt zur Herstellung von Druckpressen und anderen Hilfsmitteln wurde geschaffen, und sogar die Druckfarben wurden im Hause hergestellt. Diese Vielseitigkeit des Betriebes hob das *Bibliographische Institut* über die Aufgaben eines reinen Verlages hinaus.

Alle verlegerischen Ideen Joseph MEYERS entsprangen seinem Wahlspruch: „Bildung macht frei“. In einem Vaterland von 32 selbstherrlichen Kleinstaaten ein zu Neuem führender Mann zu sein, bedeutete ein Leben der Arbeit und des Kampfes. Eine alle Grenzen überschreitende Idee wollte er ins Volk tragen:

> „Einigt Euch in dem Rufe: Bildung für alle! Fragt nicht Eure Priesterschaft, fragt nicht die Vertreter der Gelehrsamkeit, fragt nicht die Leute mit den Hasenherzen, welche erschrocken ein Kreuz schlagen, wenn der Ruf ertönt: Bildung für alle! Fragt einzig und allein die Stimme Eures Herzens und prüft, was ich Euch biete: Bildung für alle! Das will ich.“

Er will das deutsche Volk wecken, selbst auf der Kanzel wünscht er Erörterung politischer Fragen. Seine liberale und immer stärker zutage tretende demokratische Einstellung bestimmte die Richtung der Verlagstätigkeit.

Voraussetzung für den Erfolg war die billige Herstellung in großen Auflagen und die Organisation eines Massenabsatzes. Inhaltlich waren für ihn die Werke der großen deutschen Dichter und Denker Nationaleigentum des ganzen Volkes. Bereits 1827 begann eine *»Cabinets-Bibliothek der deutschen Classiker«* auf Subskriptionsbasis zu erscheinen. In ihren verschiedenen Ausgaben war sie lange Zeit eine Grundlage des Verlages. In Form von *»Meyer's Groschenbibliothek«* fand sie weiteste Verbreitung. Aber auch Übersetzungen lateinischer und griechischer Klassiker wurden gebracht. Es ist nicht möglich, die imponierende Zahl aller Verlagsunternehmen zu erwähnen, die Joseph MEYERS kaum begreifliche Arbeitskraft ins Leben rief. Und das nicht nur als Verleger, Herausgeber und geschickter Kompilator, sondern auch als Hüter wertvollen deutschen Sprachgutes. „Wie frevelhaft hat man in den meisten Bibeln die Kernsprache des in seiner kraftvollen Eigentümlichkeit höchst geistreichen LUTHER verhunst und verwüstet“. So empört er sich und bringt LUTHERS Worte auf Grund der besten alten Bibeltexte wieder zu Ehren.

Schließlich wird er auch sein eigener Autor in *»Meyer's Universum«*, einem durch alle Länder und Zeiten führenden Bilderwerk, das einer erweiterten Weltkenntnis dienen sollte. Mit erstaunlicher Einfühlungskraft und ausgebreitetem Wissen hat er die 2800 Textseiten zu den 710 Stahlstichen selbst verfaßt. Die begeisternden Schilderungen führten zu einem beispiellosen Erfolg. In 12 Sprachen erfuhr das *»Universum«* weltweite Verbreitung. Eine *»Geschichtsbibliothek für allgemeine Kunde und Kultur des Völkerlebens«*, Atlanten und andere Werke setzten die bildende Richtung des Verlages fort, die von 1839 an in *»Meyer's Konversations-Lexikon«* ihre Krönung fand.

Joseph MEYERS Einstellung zu den damaligen staatlichen Verhältnissen brachte dem freiheitlich Gesinnten große Schwierigkeiten. Schon 1832 wurden alle im *Bibliographischen Institut* erscheinenden Zeitschriften verboten, wie z. B. der *»Volksfreund, ein Blatt für Bürger in Stadt und Land«* (Bundesbeschluß). Die Gründung eines *»Organs für Wahrheit, Recht und Freiheit«* wurde unterbunden. Zweimal wurde er zu Gefängnisstrafen verurteilt. Seine und seiner Freunde Hoff-

nungen des Jahres 1848 auf ein geeintes und demokratisches Deutschland wurden zunichte. Tiefe Erschütterung über das Versagen, vor allem der deutschen Fürsten, der Vertreter des deutschen Volkes, war es, was ihm blieb. Die Sorge um den Bestand seines Werkes veranlaßte ihn, im Ausland Zweigniederlassungen zu gründen, vor allem durch seinen Sohn Herrmann Julius in der Schweiz, in New York und Philadelphia, die schlimmsten Falles als politische und wirtschaftliche Zuflucht dienen sollten.

Der unmittelbare politische Erfolg blieb Joseph MEYER versagt. Gleich seinem Freunde Friedrich LIST erblickte er nun in dem vorerst noch in bescheidenen Anfängen stehenden Eisenbahnwesen ein Mittel, durch verkehrsmäßigen und wirtschaftlichen Zusammenschluß die Folgen der staatlichen Zersplitterung zu überwinden. Um von der führenden englischen Eisenindustrie unabhängig zu werden, erwarb er umfangreiche bergbauliche Schürfrechte, zahlreiche Kohlen- und Erzgruben, so daß er der größte Montanbesitzer in Mitteldeutschland wurde.

Auf dieser Basis gründete er in Thüringen ein Hüttenwerk im Rahmen einer *Deutschen Eisenbahnschienen Compagnie AG*. Durch Gründung einer Bank suchte er neben den aus dem *Bibliographischen Institut* stammenden Geldern zu den weiteren benötigten Mitteln zu kommen. Aber seine weit gespannten Eisenbahnplanungen scheiterten am Widerstande einiger deutscher Staaten, insbesondere an dem Hannovers. Dadurch brachen alle seine Mühen und Bestrebungen und die ihrer Verwirklichung dienenden Werke zusammen. Joseph MEYER überlebte diesen Sturz nicht lange. Im Jahre 1856 erlosch das große, aber auch von mancher Tragik umschattete Leben des erst 60-jährigen.

Die Universalität Joseph MEYERS zeigte sich zwei Generationen später als Erbgut in seinem Enkel Hans MEYER, nun aber frei von der unruhvollen Rastlosigkeit des Ahnen und gebändigt durch Klarheit des Blickes und Diszipliniertheit des Wesens.

Joseph MEYERS Sohn und Nachfolger, Herrmann Julius MEYER, gelang es, das *Bibliographische Institut* aus dem väterlichen Zusammenbruch zu retten. Er verlegte es in den siebziger Jahren in die Buchhändlerstadt Leipzig und brachte es zu großer Blüte. Unter sachlicher Straffung baute er die enzyklopädisch-populärwissenschaftliche Richtung des Verlages weiter aus. Auch die Vollständigkeit der Herstellung unter einem Dache behielt er bei. Ein derartiges Unternehmen mußte von seinen Leitern eine ungemein vielseitige Bildung, klares Denken, einen umfassenden Blick und große organisatorische Fähigkeiten verlangen.

Bevor Herrmann Julius MEYER seinen ältesten Sohn Hans als künftigen Leiter in das *Bibliographische Institut* aufnimmt, prüft er ihn in ernster Unterredung und stellt ihm alles Für und Wider vor die Augen. Ein Brief des Sohnes bestätigt den Entschluß, dem Vater in seinem sorgenvollen Amt zur Seite zu stehen.

> „Wenn Du mich neulich durch Deine eindringlichen Worte hast stutzig machen wollen, so hast Du mich nur zu einem ebenso raschen als wohlüberlegten Entschluß gebracht. Meine junge

> Kraft setze ich voll ein und die Zukunft soll es zeigen, ob mein Wahlspruch ein Wahlspruch ist: Per vim ad finem! (Durch Kraft zum Ziel).
>
> Dein Junge.“

Im Herbst 1884 übergibt der Vater – erst 58-jährig – seinen beiden älteren Söhnen die Leitung des *Bibliographischen Instituts* in aller Form und zieht sich völlig aus dem Betriebe zurück. Die Söhne werden sich selbst überlassen. Hans, 26-jährig, übernimmt die wissenschaftlich-verlegerische und organisatorische Leitung, Arndt, als gelernter Buchhändler, die kaufmännische. Oft gehen an den viel abwesenden Vater Briefe mit Berichten über den Geschäftsgang, mit Fragen über Fragen. Antworten kommen fast nie.

> „Mit steigernder Ungeduld erwarte ich Deine Antwort auf meine Fragen. Es tut mir leid, Dich mit solchen Dingen angehen zu müssen, aber ich will keinen Bock schießen.“

Freilich fehlte den beiden jungen Männern noch die Erfahrung des Vaters. Um Großes und Kleines mußte Hans sich bemühen, Autoren waren zu ermahnen, die handgeschriebenen Manuskripte durchzuarbeiten, über Änderungen zu korrespondieren, sachliche und finanzielle Abmachungen zu treffen und neue Planungen einzuleiten. Umfangreiche, auf breiter wissenschaftlicher Basis beruhende Werke kamen in den nächsten Jahren heraus, alle mehrbändig, mit Farbtafeln, Karten und reiche Illustrationen im Text. Zu alledem kam noch die Fertigstellung der 4. Auflage des *»Konversations-Lexikons«*.

Da der Vater auf die Fragen des Sohnes nicht antwortet, gibt es Verzögerungen. Hans mahnt:

> „Im Institut ist’s still. Wir müssen eilen, den ’NEUMAYR’ [4] unter die Presse zu kriegen. Sonst läuft uns noch der letzte Rest der Setzer weg.“

Die Haltung des Vaters ist schwer verständlich. Er findet für die Arbeit der Söhne höchstens ein Achselzucken, steht ihr im übrigen ohne die geringste Teilnahme gegenüber. Trotzdem übermittelt Hans die ersten Exemplare neu herausgekommener Werke dem Vater, der sie zurückschickt, „ohne ein Wort darüber zu verlieren“. Schließlich wird den Söhnen „schlechte Geschäftsführung“ vorgeworfen. Hans solle dem „Unwesen Einhalt tun“.

Die Erklärung der Situation geht aus einer Antwort des Sohnes hervor.

> „Es würde scheinen, als fühlte ich die Berechtigung Deiner Anklage, wenn ich sie mit Stillschweigen hinnähme. Jetzt, da wir in großen Unternehmungen stecken, hast Du durch Kapitalentziehung das Bibliographische Institut genötigt, den Kredit der Bank in Anspruch zu nehmen.“

---

[4] NEUMAYR, M. [1886/87]: *Erdgeschichte.* In 2 Bänden. Bibliographisches Institut, Leipzig; XII, 654 S. u. XII, 880 S. – Melchior NEUMAYR [1845 – 1890], Professor für Paläontologie in Wien.

Der Vater war noch Teilhaber geblieben, und eine von ihm 1885 entnommene Summe war nicht gering. Sie diente der Verwirklichung des von ihm ins Leben gerufenen *Vereins zur Erbauung billiger Wohnungen*, der *Meyer'schen Häuser*, die in erster Linie für die Belegschaft des Institutes bestimmt waren. Mit einem Kapital von 2 Millionen Mark trat der Verein 1888 endgültig ins Leben. Die segensreiche Stiftung besteht noch heute und erhält sich selbst.

Nicht nur unter dem mangelnden Kontakt zu dem bedeutenden, aber schwierigen Vater litt der Sohn, sondern auch unter der kühlen Ablehnung, die die Mutter ihren Kindern, in schroffster Weise aber dem Ältesten gegenüber, an den Tag legte. Immer wieder wendet sich Hans in herzlich bittenden, ja flehenden Worten an den Vater, auf die Mutter einzuwirken, zu der er, wie auch die Geschwister, keinen Zugang findet.

Wie tief müssen ihn ihre Worte getroffen haben: „Ich liebe Dich nicht, ich fürchte Dich nur." Er teilt sie seinem Vater mit.

Dann muß der noch so junge Chef den Vater erinnern:

> „Ich gab Dir vor drei Monaten eine Aufstellung von allem, was ich über das bestehende Statut hinaus Neues plane. Als ich dich schließlich darum befragte, hattest Du das Programm nicht einmal gelesen, und bis heute verlautete keine Silbe darüber. Ich ließ Dir durch Hermann *(Hans MEYERS jüngster Bruder)* vor Wochen das erste Heft der Völkerkunde überreichen. Du warfst es beiseite und nahmst davon ebensowenig Notiz. Wenn Du auch nicht glauben willst, daß es schmerzliche Liebe ist, die mir diese Zeilen diktiert, so bitte ich dich, gönne uns mitunter ein ermunterndes Wort, frag einmal nach diesem und jenem und laß uns fühlen und sehen, daß Du, wenn keine Zustimmung, so doch Interesse hast für die Arbeit Deiner Söhne."

Doch der Vater schweigt.

Unter weiterem Ausbau der lexikalischen Werke, der Fortführung des seit 1888 bestehenden *»Duden«*, der *»Reisebücher«* und *»Meyer's Klassikerausgaben«* unter Einbeziehung ausländischer Autoren wurde die finanzielle Krise von 1885 überwunden. Populärwissenschaftliche Werke wie der *»Kleine Brehm«* (Tierleben), – der *»Große Brehm«* bestand schon länger – und eine neue Reihe der *»Volksbücher«* trugen dazu bei. Die Bewährungsprobe war bestanden. Aber im Verhalten der Eltern änderte sich nichts. So erwuchs aus der weiter schwelenden Krise für Hans MEYER ein Entschluß, der für sein ferneres Leben bestimmend werden sollte bis in seine letzten Tage.

Im September 1886 geht ein schwerer Brief an den Vater:

> „Lieber Papa,
> Wie vor Jahresfrist breche ich auch dieses Mal das unerträgliche Schweigen schriftlich. Nur ist es diesmal ein noch ernsterer Grund, der mich zu sprechen veranlaßt. Nachdem Du mir in

> der damaligen Unterredung rundweg abgeschlagen hast, irgendwelchen äußeren Anteil an meinen Arbeiten zu zeigen, bin ich auch ohne Anteilnahme Deinerseits rüstig weitergeschritten und habe den Weg, den ich teils abgesteckt vorgefunden hatte, teils mir selbst gebaut habe, unbeirrt verfolgt. Seit langem schon richte ich meine Arbeit daraufhin ein, daß ich Leipzig auf ein halbes Jahr verlassen kann; wohin ist mir gleichgültig, nur fort, je weiter, je lieber. Die näheren Abmachungen werde ich noch mit Arndt treffen. Ich bleibe trotz alledem Dein Dich innig liebender Sohn.“

Nie hatte dieser Sohn an die Eltern anders als in der Ehrfurcht des Kindes geschrieben, auch wenn er sich verteidigen mußte. Wohl selten dürfte das Generationenproblem in so ungewöhnlicher Schärfe und so einseitig gegen die Jugend gerichtet zu Tage getreten sein. Erst als Hans MEYER als Forscher bekannt wurde und das *Bibliographische Institut* trotz dunkler Prophezeiungen weiterhin aufblühte, fand er die Anerkennung derer, von denen er sie so lange schmerzlich hatte entbehren müssen.

IV.

Goldrausch und Gletschereis

in Afrika

1887

Es war eine Flucht, die Hans MEYER hinaustrieb aus einer unerträglich gewordenen Atmosphäre. Doch ein plan- und zielloses „nur fort“ konnte dem an verantwortungsvoller Stelle Gereiften nicht gemäß sein. Deutschland hatte bereits westafrikanische Kolonien erworben, als letzter der großen europäischen Staaten. Denn erst Überseebesitz gab damals Europas Staaten Anspruch auf Mitgestaltung der Welt. Das spätere Deutsch-Ostafrika war aber zunächst nur eine von Carl PETERS für Deutschland durch Verträge mit Häuptlingen und durch Flaggenhissung erworbene „Privatkolonie“ *(8)*, wie auch manche Kolonie anderer europäischer Staaten ihren Anfang genommen hatte. Bereits nach wenigen Monaten erhielt sie einen kaiserlichen Schutzbrief. Nach Differenzen des bis dahin führenden PETERS mit Berliner Instanzen wurde die werdende Kolonie von der *Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft* mehr schlecht als recht verwaltet. Erst am 1. Januar 1891 übernahm das Deutsche Reich die volle Verwaltung.

Dieses noch ganz im Entstehen begriffene Deutsch-Ostafrika wurde, neben der verantwortlichen Leitung des *Bibliographischen Instituts*, Hans MEYERS Ziel und Lebensaufgabe. Durch wiederholte Unternehmungen in dieser seiner späteren „Wahlheimat“ sah er, was not tat. Im Vorwort zu seinem Werke *»Ostafrikanische Gletscherfahrten« [27]*, erschienen 1890 in Leipzig, lesen wir:

> „Deutsch-Ostafrika ist bisher gegen Deutsch-Westafrika hinsichtlich der geographischen Erforschung, der Grundlage aller Kultivationsarbeit, sehr im Nachteil gewesen. Während in den deutschen Schutzgebieten Westafrikas, besonders im Hinterland der Kamerunküste, auf staatliche Veranlassung und mit staatlichen Mitteln ein planmäßiges Forschungswerk ausgeführt wurde und noch wird, entbehrte das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet ... dieser staatlichen Vergünstigung gänzlich ... In Ostafrika mußte daher möglichst durch Privatunternehmung ausgeführt werden, was in Westafrika von Staats wegen geschieht, und deshalb stellte ich meine Person und meine Mittel in den Dienst der geographischen Erforschung von Deutsch-Ostafrika ..., um die geographisch interessantesten und für die Kultivation wichtigsten Gebiete des Landes unserer Kenntnis näher zu bringen ... Daneben erschien es mir fast als eine nationale Pflicht, daß der Gipfel des Kilimandscharo, wahrscheinlich des höchsten afrikanischen Berges ... doch zuerst von einem deutschen Fuß betreten werde. Probleme, welche der bündigen Lösung harrten, bot der Kilimandjaro noch in großer Fülle ...“

Bevor Hans MEYER aber ostafrikanischen Boden betrat, wollte er zur Gewinnung klarer Beurteilungsmöglichkeiten Kenntnisse anderer afrikanischer Gebiete erlangen, besonders von Südafrika.

> „Als ich im Herbst 1886 Europa verließ ..., war ich kein Neuling im Reisen mehr. Ich war weidlich auf den Fels- und Eisspitzen der europäischen Alpen umhergeklettert, hatte in Nordindien an

Hans MEYER 1886 vor dem Aufbruch nach Süd- und Ostafrika

den Hauptketten des Himalaya geweilt und in Südindien und Ceylon die tropischen Kulturen eingehend kennen gelernt; ich hatte in die Krater der Vulkane Javas hinabgeschaut, war in den Urwäldern der Philippinen monatelang umhergestreift, hatte die Gewässer von China und Japan befahren, in Kalifornien und

> Mexiko Kreuz- und Querzüge gemacht und mich in nachgerade jegliche Lage des Reiselebens zu schicken gelernt. – Ich hatte die englische koloniale Arbeit in Indien und Nordamerika, die holländische im Sunda-Archipel, die spanische in den Philippinen und in Mittelamerika gesehen und hoffte aufgrund der dort gewonnenen Anschauungen Ostafrika als Kolonie richtiger beurteilen zu können, als Reisende ohne derartige koloniale Erfahrung."

Obgleich eine Flucht aus der elterlichen Atmosphäre den Anstoß zu diesem Unternehmen gegeben hatte, blieb der Sohn doch von sich aus immer mit dem Vater in enger Verbindung. Wir lesen in seinem Abschiedsbrief:

> „Leipzig, 6.12.1886
> Hab Dank, lieber Vater, für die letzten wohltuenden Zeilen. Sie werden mich als Talisman begleiten und sollen mir den Weg wieder heim zeigen, falls ich ihn draußen einmal verlieren sollte. Notariell habe ich heute Arndt zu meinem Generalbevollmächtigten bestellt. Und ebenso habe ich meine letztwillige Verfügung niedergelegt – gerichtlich. Nachdem so der Pflicht genüge getan ist, packe ich morgen meine Koffer und fahre übermorgen früh ab." –

Vom Schiff aus teilt er den Eltern mit:

> „Mein Aufenthalt in Zanzibar verspricht höchst interessant zu werden. Die gegenseitigen Gebietsabgrenzungen zwischen England und Deutschland haben nun wirklich stattgefunden, so daß man weiß, wofür man forscht. Außerdem ist nach neuester Nachricht ein deutsches Geschwader von neuem in Zanzibar eingetroffen, um dem Sultan wegen der Ermordung des Dr. JÜHLKE auf den Zahn zu fühlen *(9)*. Und nun Gott befohlen. Nach dem Kap der Guten Hoffnung geht der Weg, möge mir dieser Name bedeutungsvoll sein. In alter Treue Euer Hans."

Der erste Brief aus Südafrika kommt aus Kimberley.

> „12.1.87
> Nach teils angenehmer, teils höchst unbehaglicher dreiwöchiger Seefahrt, von England nach Capetown, wobei wir nur Madeira für einige Stunden anliefen, machte ich in Kapstadt für sechs Tage Station und fuhr dann auf der nach amerikanischem Muster eingerichteten Eisenbahn direkt hierher. Die Fahrt dauerte 49 Stunden und führte durch die eminent großartigen Küsten- und Steppengebiete Südafrikas. Auch hier in Kimberley bin ich noch mitten in der weiten Steppe, und dasselbe öde Hochplateau erstreckt sich weit über den größten Teil des Oranje-Freistaates bis tief hinein nach Transvaal. ...

> Von Kimberley kann auch die beredteste Schilderung keine rechte Vorstellung geben: einerseits nur Wellblech- und Lehmhütten, kein Straßenpflaster, kein Baum, andererseits in diesen scheunenartigen Stores das Allerbeste und Allerteuerste, was Europa und Amerika an Genuß- und Luxusartikeln erzeugen. Überall nur elektrische Beleuchtung, kolossales Maschinengetriebe an den Diamantenminen, Pferderennen mit fabelhaften Gewinnen, in jeder Beziehung die kostspieligste Lebensführung.“

Er reißt sich los und ist zwei Wochen später in den ganz neu erschlossenen Goldfeldern.

> „Barberton, 25.1.1887
> In den Goldfeldern Südafrikas ist man so voll anderer Gedanken, daß man fürs Briefeschreiben nicht viel übrig hat. Die Reise von Kimberley hierher hat 13 Tage gedauert und war einfach grauenhaft. Bis Pretoria ging die Sache noch, da bis dahin eine Coach auf der platten Steppe ohne allzu große Schwierigkeiten fortkommen kann, aber von Pretoria hierher übersteigt die Mühseligkeit der Fahrt, – der zerrissenen Terrains wegen nur in einer cart[5)] auszuführen – auch die übertriebensten Schilderungen. Von Weg und Brücken selbstverständlich keine Rede, ebensowenig von Verpflegung. Und so schlagen diese letzten sieben Tage alle meine übrigen Reiseerfahrungen an Bitterkeit. ... Hier, wo sich der erstaunten Welt ganz plötzlich die größten Schätze eröffnet haben, strömt natürlich alles zusammen, was Mittel zur Reise hierher besitzt und was überhaupt dem Digging (Goldgraben) obliegt. Die Diamantenfelder Kimberleys sind eine geordnete Gemeinde, eine regelrechte Stadt, gegen dieses Barberton, von dessen Existenz vor einem halben Jahr noch niemand eine Ahnung hatte.
> Zelte, Wellblechhütten, Holzbaracken, Lehmhäuschen wechseln in beliebiger Anordnung miteinander ab. Straßen gibt es nicht, weil überall Straße ist. Pferde- und Rinderkadaver verpesten die Luft in nächster Nähe der Wohnungen, und in diesem ’Camp’ treibt ein fieberhaft erregtes Gemisch von Diggern, Gründern, Barkeepern, Kaffern, Ochsenboeren sein wildes Wesen. In dem ganzen Barberton gibt es kein weibliches Wesen, und unter den Männern sind keine Schwächlinge zu sehen. Sie würden die Reise hierher nicht überstehen. Von den Reefs (Minen) und dem Gold selbst sollt Ihr hören, sobald ich davon mehr gesehen habe. Es hätte wahrhaft nicht viel gefehlt, und ich hätte meine übrigen Reisepläne aufgegeben, um hier ein paar Monate lang zu ’dig-

[5)] Leichter zweirädriger Wagen.

gen'. Die urwüchsige Lebensweise, und die in den hiesigen Gefilden sichere Aussicht auf Erfolg sind verteufelt verführerisch. Ich besann mich zuguterletzt eines Besseren, kaufte mir nur ein paar shares der reefs, aus denen ich das Gold mit eigenen Augen in eminenter Reichhaltigkeit gewinnen sah, und ziehe morgen meine Straße weiter, fünf Tage lang, per mailcoach 14-spännig nach Ladysmith.
Wie weit ich auf derselben kommen werde, ist mir freilich noch unklar, denn wenn man den hierher dringenden Gerüchten Glauben schenken darf, ist Frankreich im Begriff, uns den Krieg zu erklären *(10)*. Dann würde mich der nächste Steamer von Natal auf dem Heimweg sehen."

Tagebuchnotiz Ladysmith, 28.1.87

„Kurz nachdem ich von Barberton hier eingetroffen war, machte ich mich zu Ochsenwagen und Pferd auf nach den Drakensbergen und den Buschmannhöhlen südöstlich von Catkin Peak. Über Colonzo zog ich am Buschmannriver entlang und erreichte in 3 Tagen zu Pferd die höchst interessanten Höhlen. Dort brachte ich 3 Tage zu, nach Buschmannresten grabend, die originellen Zeichnungen suchend und photographierend. In einigen Tagen fahre ich nach Port Natal ab, wo mein Schiff nach Mozambique abgeht. Von dort hoffe ich dann, trotz der kriegerischen Verwicklungen der Portugiesen mit Zanzibar, bald unbehelligt dorthin zu kommen."

„Natal, 17. 3. 1887

Liebe Eltern!
... Körperlich geht es mir, Gott sei Dank, sehr erträglich und psychisch nicht gerade schlecht. Damit will ich gern zufrieden sein; die Reise nach dem Kilimandjaro wird dann hoffentlich das ihre zum besten Ende tun ... In Zanzibar hoffe ich Originalberichte über Eure politischen Vorgänge zu erhalten, denn hier kriegt man bloß natalisch gefärbtes dummes Zeug zu lesen oder ganz alte deutsche Zeitungen von unserem Konsul. ... Bis Zanzibar lebt herzlich wohl."

„Mozambique, 31.3.1887

Liebe Eltern!
Hitze! Hitze! Hitze! – In 7 Tagen bin ich in Zanzibar, dann sollt Ihr wieder ein Telegramm haben. Wie kolossal dieser dunkle Erdteil ist, erkennt man erst, wenn man um ihn herumfährt. 14 Tage bin ich nun schon von Port Durban unterwegs, 14 Tage im portugiesischen Ostafrika, und das ist gerade hinreichend, um einen horriblen Eindruck von diesem Land mitzunehmen. Freilich sind sie oft ganz bezaubernd schön, diese Küstenplätze

mit den alten portugiesischen Steinpalästen unter den üppigsten Kokospalmenhainen und dem farbigen Negerleben, aber hinter dieser schönen Maske lauert das Fieber (Malaria). Es ist absolut tödlich bei längerem Aufenthalt; insbesondere die Vertreter der germanischen Rasse leiden entsetzlich darunter. Aber auch die Romanen, wie die Portugiesen selbst, siechen hier langsam dahin. Am allerschlimmsten ist es mit Mozambique selbst bestellt. Es ist das fürchterlichste Fiebernest in ganz Afrika. Unser Konsul ist so schwach, daß er kaum vom Bett zum Stuhl und vom Stuhl zum Bett gelangen kann. Sein Gehilfe liegt seit 8 Tagen ganz fest und ebenso ist es in den übrigen Handlungshäusern bestellt. – Weg von hier, fort nach Zanzibar, das ist heute mein einziger Wunsch.“

„Zanzibar, 10.4.1887

Liebe Eltern!

Nach 22-tägiger Reise von Durban endlich gestern hier eingetroffen. Aber unter welch ungünstigen Auspizien für meinen Reisezweck! Meine Vorbereitungen werden mich 4-5 Wochen festhalten, da nicht nur STANLEY *(11)* alle Leute mitgenommen hat, die bereits mit ihm und anderen Reisenden im Innern waren (700 Mann), sondern daß auch Graf TELEKI *(12)* vor 1½ Monaten nach dem Kilimandjaro-Gebiet mit einer 420 Mann starken Expedition, mit zwei wissenschaftlichen Begleitern und der denkbar besten Ausrüstung ausgezogen ist, in der Absicht, den Berg ’abzusammeln’ und zu besteigen, und daß er mir nur den aller-schlechtesten Ausschuß an Trägern, Führern und Soldaten zurückgelassen hat, darin liegt das Bedenkliche für mich. Eines aber weiß ich: auf keinen Fall kehre ich, falls nicht elementare Ereignisse es gebieten, heim, ohne am Kilimandjaro gewesen zu sein. TELEKI kann mit seinem großen Troß sich nur langsam bewegen, den ganzen Gebirgsstock kann er in zwei Monaten noch nicht bereist und für Nachkommende unergiebig gemacht haben. War er also im Süden des Gebirges, so gehe ich nach dem Norden, war er im Osten, so gehe ich nach dem Westen, und so werde ich wohl schließlich auch ein brauchbares Resultat erzielen, vorausgesetzt, daß mich die Träger nicht im Stich lassen. Eine weitere Ungelegenheit ist die, daß unser Generalkonsul hier schwer am Fieber darniederliegt und Zanzibar verlassen will, sobald es ihm sein Zustand erlaubt. Offizielle Unterstützung kann ich daher nur vom Vizekonsul erwarten. Da ist wenig Aussicht, denn der Vizekonsul, Herr STEIFENSAND, ist erst sechs Wochen am Platz und hat diese Zeit bereits gründlich benutzt, sich beim Sultan Said BARGASCH höchst unbeliebt zu machen. Ich muß nun sehen, wie ich dem Sultan durch Privatvermittlung

beikommen kann. Nur Geduld, die lernt man bei den Negern, wenn man sie noch nicht hat. Sechs Wochen stehen mir ja noch bis zum Aufbruch zur Verfügung. Die Herren von der *Ostafrikanischen Gesellschaft* werde ich erst heute aufsuchen, doch darf ich von ihnen Beistand nur wenig erwarten, wenigstens nicht für die Kilimandjaro-Expedition, da der Sultan, trotz aller diplomatischer Abmachungen, doch noch der unumschränkte Herr über alle Araber- und Negergemüter in Ostafrika ist. Die Jahreszeit ist entsetzlich schwül und jeden Nachmittag bricht ein schweres Gewitter los. Die Luft ist daher derart von Wasserdampf gesättigt, daß der Schweiß nicht verdunsten kann und beständig in dicken Tropfen über die Haut rinnt. Ich fühle mich aber leidlich wohl und hoffe, daß die Schwierigkeiten, die ich hier fand, mir auch bald die quälenden Gedanken austilgen werden, die während der letzten müßigen Wochen auf dem Schiff wieder Gewalt erlangten."

„Zanzibar, 10.4.1887

Lieber Vater!
Als Beilage eine Bitte an Dich: der Aufwand für meine beabsichtigte Expedition übersteigt meinen Voranschlag. Ich bitte Dich daher, mir auf mein Erbschaftskonto 30 lib. sterl. durch das Bankhaus Hansing & Co. in Hamburg anzuweisen, damit mir bei der hiesigen Filiale des Hauses der Betrag vor meinem Aufbruch ins Innere, also vor Ende Mai, auf telegraphische Order des Hamburger Hauses, zur Verfügung gestellt wird."

„Zanzibar, 8.5.1887

Liebe Eltern!
Frisch und voller Hoffnung auf den Erfolg meiner Reise ins Innere schreibe ich heute diese Zeilen an Euch, und doch hatte ich vor 14 Tagen noch geglaubt, ich würde schlimmstenfalls Europa nie wiedersehen, bestenfalls mit diesem Schiff heimreisen müssen. Ich habe nämlich ein sehr schweres Fieber durchgemacht. Den ersten Abend im Spital werde ich nie vergessen. Vom Fieber geschüttelt und durch den Transport bis zum Äussersten angegriffen und schwach, fiel ich, so wie man mich aufs Bett gelegt hatte, in eine tiefe Ohnmacht. Als ich langsam meine Sinne schwinden fühlte, glaubte ich, der Tod sei da und war ganz glücklich in dem letzten Gedanken, daß das Sterben nicht schwerer sei. Aber es sollte doch noch nicht das Ende sein. Nach acht Tagen konnte ich bereits aufstehen. Seit vorgestern bin ich fieberfrei und, wenn auch noch recht schwach, entlassen worden. Mit dem Dampfer, der diesen Brief mitnimmt, werde ich nun aber doch Zanzibar verlassen. Freilich nur auf eine Woche,

um mich an der frischen Seeluft rascher zu erholen. Ich werde nach Mombassa fahren.
Der Aufenthalt in Zanzibar ist im höchsten Grade unerquicklich, auch abgesehen von dem mörderischen Klima. Besonders die Deutschen haben jetzt einen sehr schweren Stand. Die englische Kolonie hält sich in Groll und Ärger ganz von ihnen fern, die Franzosen waren ihnen nie sehr hold und von den Arabern, den Herren des Landes, werden sie gehaßt als die bittersten Feinde. Dazu kommt, daß das alte Lied vom deutschen Michel auch hier

1. Kilimandjaro-Expedition 1887. Aufnahmeort unbekannt (Zanzibar ?) Stehend: Hans MEYER; rechts sitzend: vermutlich Freiherr E. A. VON EBERSTEIN von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft; vorn sitzende Person unbekannt

gepfiffen wird. – Die Kolonie ist in zwei feindliche Lager geteilt: 'Hie O'SWALD, hie HANSING' *(13)* lautet das Feldgeschrei. An ihren gegenseitigen Intrigen ergötzt sich ganz Zanzibar. Traurig, aber wahr. Über die *Ostafrikanische Gesellschaft* habe ich von allen Seiten nur Schlechtes gehört, ich will aber erst die Stationen und überhaupt das Land sehen, ehe ich urteile. In 14 Tagen hoffe ich aufzubrechen. Hoffentlich legt mir der Sultan von Zanzibar, dieser verschmitzte Intrigant, nicht noch in der letzten Stunde etwas in den Weg.
Was die 'Kolonialpolitische Korrespondenz' alles über den Einfluß und das Gewicht der *Ostafrikanischen Gesellschaft* schreibt, ist schmählich gelogen. Die 'Ostafrikanische' nimmt vielmehr eine höchst klägliche Stellung ein, sie hat auch nicht die Spur von Gewalt in den großmäulig annektierten Ländern. Ihre Beamten verschleudern das Geld in haarsträubender Weise. Wenn ich auf den Stationen alles so finde, wie ich es hier überall geschildert höre, dann habe ich die traurige Pflicht, dem deutschen Publikum darüber ein Licht aufzustecken, so sehr man mich auch als unpatriotisch verschreien wird."

"Zanzibar, 6.6.1887

Liebe Eltern!
Die Post, die diesen Brief nach der nördlichen Erdhälfte befördert, bringt mich auch von Zanzibar fort. Endlich habe ich meine Karawane fertig. Heute morgen habe ich die 92 Mann mit ihren Sachen auf eine arabische Dhau geladen, die ich unter den schwierigsten Umständen gechartert hatte. Nachdem vorhin das Fahrzeug mit großem Hallo in See gegangen ist, finde ich jetzt ein Stündchen, um Euch noch vor Postschluß und vor dem Packen meiner persönlichen Ausrüstung einen Gruß aus erreichbaren Gefilden zu schreiben. Der morgige Dampfer also bringt mich und meinen Begleiter, Herrn V. EBERSTEIN, von der *Ostafrikanischen Gesellschaft*, nach Mombas, von wo aus ich die Expedition durch die Steppengebiete der Wanyika und Wataita *(14)* nach Taweta und Moschi am Kilimandjaro führen will. Die heute abgegangene Dhau trifft voraussichtlich mit meiner Karawane in 2 Tagen in Mombas ein, so daß ich hoffen darf, am 10. Juli von dort ins Innere aufbrechen zu können. Mein Begleiter ist erst vor 3 Wochen mit Dr. PETERS herausgekommen. Nach meiner Abmachung mit PETERS begleitet er mich im Kilimandjaro-Gebiet, wohin ich immer gehen mag. Ob ich im Laufe des kommenden Vierteljahres Gelegenheit finden werde, Euch einen Brief zugehen zu lassen, weiß ich noch nicht. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, da mit der beginnenden Trockenzeit die Elfenbeinkarawanen nach der Küste zu ziehen anfangen

> und dabei wohl auch einen Brief mitnehmen. Jedenfalls aber rechnet nicht sicher darauf. – Daß ich noch einen europäischen Begleiter erlangt habe, ist mir umso lieber, als Herr V. EBERSTEIN ein junger Mann mit gefälligen Umgangsformen und heiterem Temperament ist und vermöge seines bisherigen Offiziersberufes sich leicht unterzuordnen weiß. Ich vermute und hoffe, daß wir sehr gut miteinander auskommen werden.“

Immer wieder erzürnen Hans MEYER von deutscher Seite heraufbeschworene Mißhelligkeiten:

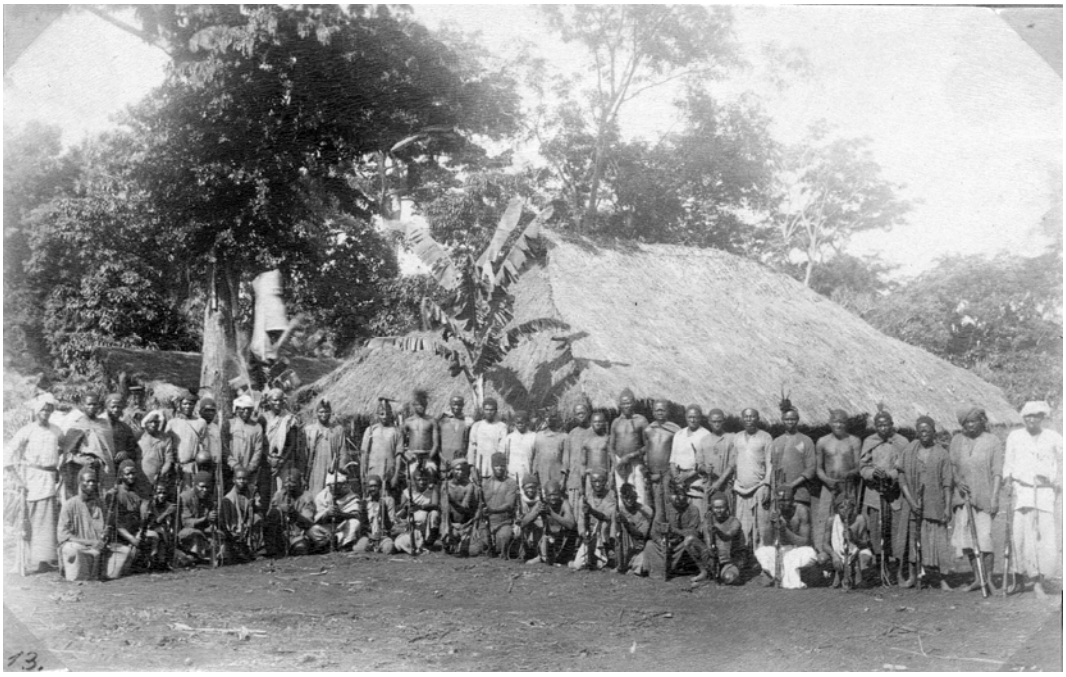
> „Die Stellung meiner guten Landsleute hier und besonders die der *Ostafrikanischen Gesellschaft* dem Sultan gegenüber könnte gar nicht schlechter sein. Leider muß ich sagen, daß die Schuld auf Seiten der Gesellschaftsbeamten liegt. So etwas von Planlosigkeit, Rücksichtslosigkeit berechtigten Ansprüchen gegenüber, von Geldverschleuderung, Unfähigkeit und leider auch Rohheit, wie bei diesen Leuten, ist mir nie vorher vorgekommen. Geradezu unverschämt erlogen sind alle rosigen Artikel und Berichte in der ’Kolonialpolitischen Korrespondenz’ und in ähnlichen Blättern. Aber freilich, wer bei unserem hochgradigen, besonders durch PETERS unterhaltenen Kolonialschwindel (Deutsch-National) seine Stimme dagegen laut werden läßt, wird als Reichsfeind in den Verruf getan und obendrein mit Steinen beworfen. Ob der Landerwerb der *Ostafrikanischen Gesellschaft* ebenso schlecht ist wie die Verwaltung, soweit überhaupt bis jetzt von einer solchen gesprochen werden kann, kann ich erst nach meiner Rückkehr erzählen, wenn ist es gesehen habe. Bis dahin silentium. – Was meinen Körper anbetrifft, so bin ich zwar noch nicht wieder ganz so kräftig, wie ich vor dem Fieber war. Aber ich hoffe zuversichtlich, daß die frische Höhenluft von Moschi mich rasch hinlänglich stärken wird, um den Berg regelrecht in Angriff zu nehmen. Wieviel dabei herauskommt, werden wir ja sehen. Inshalla! (So Gott will) – Damit lebt herzlich wohl. Grüße an das ganze Haus und sämtliche Filialen und mit hoffnungsvollem Zuruf ’Auf Wiedersehen!’ winkt Euch Abschied
>
> Euer Hans.“

Der Dampfer brachte ihn nach Mombasa, wo er seine Karawane trifft. In wochenlangem Marsche erreicht er Taweta.

Tagebuchnotiz Juni 1887:

> „Man mag tage- und wochenlang das sichere Eintreten eines Ereignisses erwartet haben und noch so gefaßt dem Nahenden entgegensehen, es packt uns doch mit unwiderstehlicher Gewalt, wenn es mit einemmal zur Tatsache wird. So ergriff mich die

plötzliche Erscheinung des sehnlich erstrebten Zieles, des Kilimandjaro. Das Auge war tagelang über die weiten, graubraunen Ebenen der Steppen und Savannen geschweift, vergeblich die ersehnte Gebirgslinie suchend und hatte sich an der beständigen Einförmigkeit ermüdet. Da strahlt plötzlich über den Wolken, herrlich, groß und überirdisch, das Schneehaupt des Kilimandjaro."



1. Kilimandjaro-Expedition 1887, Karawane in Taweta

„Taweta, 1.7.1887

Liebe Eltern!

Vom Sultan hatte ich ein Empfehlungsschreiben an den Wali (Bürgermeister) von Mombassa, so daß ich ohne alle Schwierigkeiten schon am nächsten Tage abziehen konnte. Zuerst ging es nach der englischen Missionsstation Rabai, die der letzte Kulturpunkt war. Nachdem dort noch für die nächsten fünf Tage Lebensmittel eingekauft waren, begann ein zwar sehr anstrengendes Karawanenleben, aber auch ein höchst interessantes und befriedigendes Reisedasein, wie es einzig und allein Zentralafrika bieten kann.

Mit erster Dämmerung weckt der Hornruf des Führers. Während wir unseren Kakao schlürfen, einige gebackene Bananen dazu essen, futtern die Leute ihren Reis oder Mais. Inzwischen brechen die Askari das Zelt ab. Feldbett und Decken werden aufgeschnallt. Die Träger laden sich unter Zuruf des Headman ihre

Lasten auf. Der Führer gibt einen Signalschuß ab, und der Zug setzt sich in Bewegung. Voran der Führer, hinter ihm ich oder Herr V. EBERSTEIN mit unseren persönlichen Boys, darauf der Headman mit seiner großen schwarz-weiß-roten Karawanenflagge, hinter ihm die Menge der Träger mit ihren je 65-70 engl. Pfund schweren Packen, Kästen oder Kisten. Nach diesen die zehn Askaris, welche die Müden anzutreiben und die Unzuverlässigen zu bewachen haben. Zum Schluß wiederum einer von uns beiden Europäern mit seinem Boy. Er trägt die Gewehre, Wasserflaschen und Ferngläser. So geht es bis zum Nachmittag durch die grasige, nur von Mimosen und Kakteen bestandene Steppe. Alle zwei Stunden wird eine Rast gemacht. Ist man endlich um vier oder fünf Uhr neben oder in der Nähe eines mit trüber Jauche gefüllten Wasserloches (denn Bäche und Rinnsale gibt es auf diesem wüsten Hochplateau nicht), wird das Karawanenlager errichtet. Die Boys richten Betten und Stühle her, und in einer Stunde herrscht das lustigste Lachen und Kichern um die an 15-20 Feuern brodelnden Kessel und Töpfe. Inzwischen haben wir unsere Tagebücher hervorgeholt und die laufenden Eintragungen gemacht, die während des Marsches gesammelten Beobachtungen und Dinge registriert und alles verpackt. Dann meldet mein Koch, daß das Essen fertig sei. Im Liegestuhl wird noch ein Stündchen geplaudert, mit dem Headman allerlei besprochen, hie und da eine Medizin gegeben oder eine Wunde verbunden. Bald nach acht Uhr schnarchen Herren und Diener im gesunden Schlaf völliger körperliche Entspannung.

Freilich wichen manche Tage von dieser Norm ab: Am 2. Marschtage liefen mir trotz aller Aufsicht fünf Mann in einem Mimosendickicht davon, unter Mitnahme meines Lederkoffers, in dem ich außer Bargeld alle meine Karten, meine Leibwäsche und meine für die Bergbesteigung unentbehrlichen dickwollenen Kleider verpackt hatte. Obwohl ich EBERSTEIN, der am Ende gegangen war, sofort mit einigen Askari hinterherschickte, blieben die Kerle mit Koffern und Inhalt verschwunden. Erst hier in Taweta, wo ich glücklicherweise den Grafen TELEKI antraf, konnte ich den Verlust einigermaßen ersetzen.

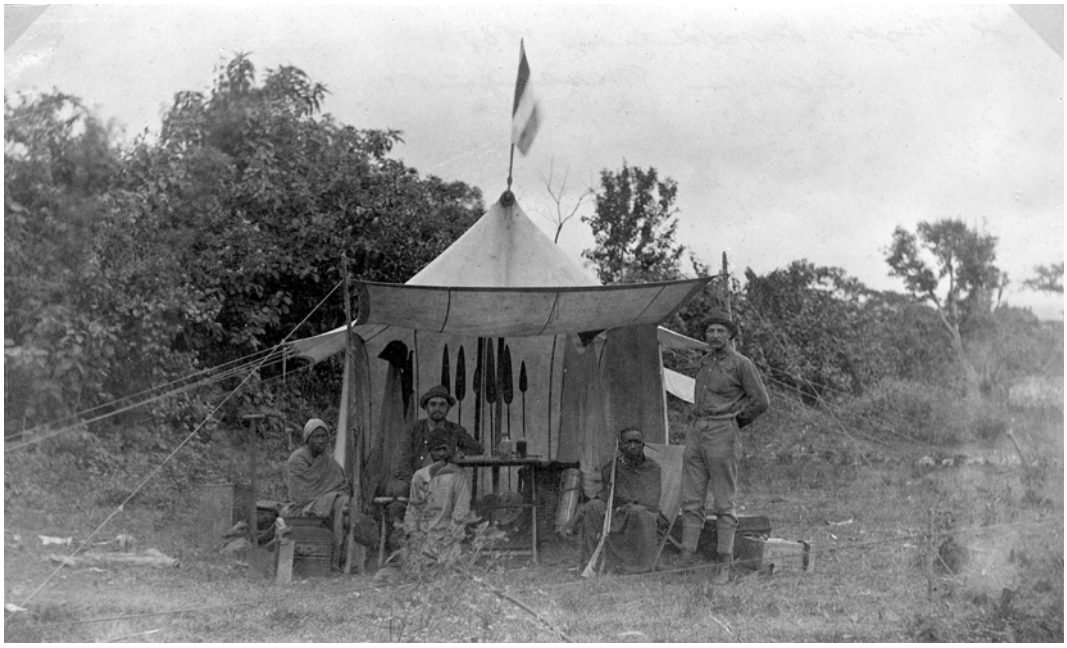
Was eine Tour, bei der wir zweimal Märsche von 18-26 Stunden leisteten, ohne einen Tropfen Wasser zu erhalten, für Mühen mit sich bringt, läßt sich kaum denken. Deshalb sei es begreiflich, daß ich jetzt hier in Taweta bei ausreichender Nahrung und fließendem Wasser meinen Leuten einige Tage Ruhe gönne, bevor ich zur Bergbesteigung aufbreche. Wahrscheinlich nicht via Moschi, sondern via Marangu, südlich von Kimawensi. Körper-

1. Kilimandjaro-Expedition 1887, Lager in Marangu

> lich bin ich sehr frisch, verstehe mich mit meinem Begleiter recht gut. In Gesellschaft von Graf TELEKI vergeht mir die Wartezeit so angenehm wie möglich. In vier bis sechs Wochen werde ich wieder in Taweta sein ...“

Marangu liegt am Südostfluß des Kilimandjaro, 1.200 m hoch. Der Ort in der weiten Verstreutheit seiner Hütten war der Sitz des Häuptlings MAREALE *(15)*, der schon die Karawane des Grafen TELEKI gastlich aufgenommen hatte. Er wurde für Hans MEYER ein getreuer Helfer und Freund.

> „Da ich dem Sultan MAREALE Boten vorausgeschickt hatte, wurden wir – wie vorher schon TELEKI – mit großem Jubel empfangen. Nachdem Geschenke und Gegengeschenke ausgetauscht waren, konnte ich bereits am dritten Tage nach der Ankunft mit Herrn V. EBERSTEIN nach den oberen Gebieten des Berges aufbrechen. Sie erscheinen von hier aus in der täuschenden Einfachheit ihrer Größenverhältnisse ganz mühelos erreichbar. MAREALE hatte mir drei seiner Leute als Führer mitgegeben und von meinen eigenen Leuten nahm ich nur 22 mit, alle übrigen mit den sämtlichen Waren unter MAREALES Schutz in Marangu zurücklassend. Am ersten Tage ließen wir das bebaute Dschaggaland sowie die obere Buschzone hinter uns und lagerten im Urwald in 1.930 m Höhe am Mulala-Bach. Sehr bald nach Beginn des Urwaldes steigt das Terrrain steil an. Fast nie weichende Nebel und feiner Regen machen den Durchgang durch den wassertriefenden Wald, in dessen Humus der Fuß oft

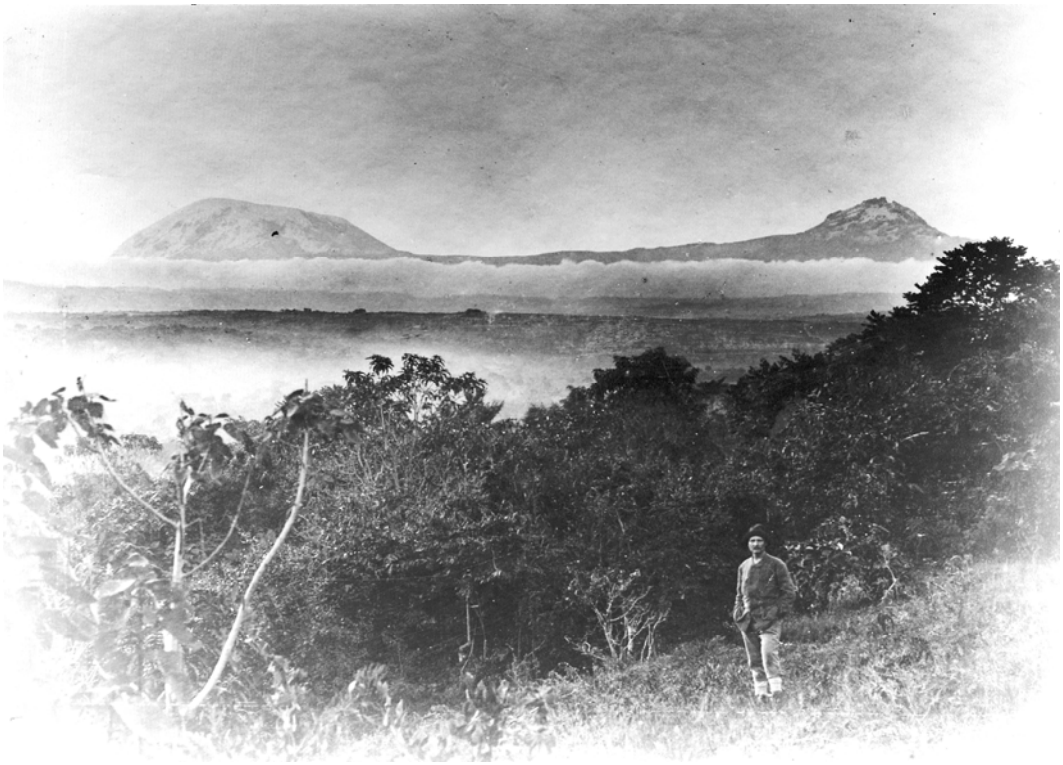


1. Kilimandjaro-Expedition 1887, Lager in Marangu.
Vorne rechts: Hans MEYER; im Zelt: Freiherr E. A. VON EBERSTEIN

bis über die Knöchel einsinkt, höchst beschwerlich. Wenn man in 2.700 m Höhe die obere Urwaldgrenze erreicht hat, ist die Besteigung bis zur äußersten Grenze der Vegetation ohne erhebliche Schwierigkeit. Wir wandten uns – von der nördlichen Richtung zum Mawensi hin abweichend – westwärts und erreichten in 2.740 m den Lagerplatz am Seneciobach, den JOHNSTON *(16)* angelegt und vor mir TELEKI wieder bezogen hatte.“

Am Morgen des 9. Juli war das Wetter klar.

„Der Aufbruch erfolgte mit acht Freiwilligen zur Mitte des Sattels zwischen Kibo und Mawensi. Dachförmig steigt hier die wellige und zerschluchtete Südseite des Gebirges zu dem Horizontalabschnitt an, der von allen tieferen Punkten als der Sattel erscheint. Vier Stunden zogen wir auf dem grasigen Rücken eines Lavafeldes aufwärts, unser Ziel, den Hügel auf der Plateaustufe, immer im Auge. Als wir nach Mittag die Stufe bei 3.800 m erreichten, hatten wir geglaubt, daß sich hier endlich die Landschaft öffnen würde und wir den Sattel zwischen Kibo und Mawensi erreicht hätten. Wir sahen uns bitter enttäuscht. Vor den suchenden Augen erhebt sich nochmals eine Terrainstufe, die immer noch die Basis der beiden Berge verdeckt. Am ersten Schneefleck im Schatten eines großen Felsblocks fanden wir eine unter dem Schnee hervorbrechende Quelle in fast 4.000 m Höhe.



1. Kilimandjaro-Expedition 1887
Hans MEYER bei Marangu vor dem Kibo und Mawensi

Der erste Schnee war für meine Leute ein Gegenstand des Staunens und Mißtrauens, bis ich ihnen durch Verzehren bewies, daß die weiße 'Daua' (Zauber) gar nichts Furchtbares an sich habe. Die Stimmung der Schwarzen blieb aber infolge der ihnen unheimlichen Stille der Natur und der mit einbrechender Nacht rasch zunehmenden Kälte äußerst gedrückt. Sie hockten stumm und zitternd um das Feuer herum und ließen mich für den kommenden Tag wenig Gutes erhoffen. Bei -5 Grad trieb ich am frühen Morgen des 10. Juli zum Aufbruch. Bald strahlte uns der schneeige Gipfel des Kibo im Lichte der Frühsonne in voller Klarheit entgegen. Aber gerade dieses geheimnisvolle Funkeln schüchterte meine Leute völlig ein. Nur drei erklärten sich zögernd zum Weitermarsch bereit. Mit ihnen erreichte ich eine Stelle auf dem trümmerbesäten Lavafeld, von wo aus sich eine Sicht auf die beiden Gipfel eröffnete. Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß wir eine vulkanische Hochebene vor uns hatten.

Inzwischen waren wir viel zu weit nach Osten geraten. Ich schwenkte deshalb scharf nach WNW ab, wo ich am Fuße der drei kleineren, dem Kibo nächsten Hügel eine geeignete Stelle für ein Biwak ausmachte. Dieser Lagerplatz am Fuß der 'Dril-

Kibo von Marangu aus, 1887 (?)

linge’ hatte eine Höhe von 4.340 m. Dort kehrten unsere Träger um. Mein ganzes Interesse und all mein Sinnen war gefesselt von der überwältigenden Schönheit der grandiosen Berglandschaft. Als offenbar echter Kraterberg erhebt der Kibo sich mehr als 1.000 m über dem Hochplateau in der breiten Form eines stark abgestumpften Kegels. Der firnbedeckte Oberrand erscheint vollkommen horizontal abgeschnitten. Auf der Ostseite, wo die zusammenhängenden Schneefelder bis zur Hochebene herabreichen, machte ich recognoszierend mit dem Glas eine Angriffslinie ausfindig, auf der wir es am nächsten Tage wagen wollten. – Von eisigem Nordwind gejagt, langten wir frostzitternd wieder im Biwak an. Nur eine Nacht habe ich erlebt, die schlechter war als diese: die nach der Besteigung. Die Temperatur fiel rapid. Der Wind pfiff durch das Baumwollzelt, als wäre es ein Fischnetz. Die Kälte schüttelte uns wie im Fieber. Dazu marterte meinen Gefährten ein stechender Kopfschmerz, mich die nicht minder quälende psychische Erregung und der bange Zweifel: Wird es gehen?

Beim ersten Morgendämmern des 11. Juli trat ich heraus. Die Luft war klar. Am Minimumthermometer las ich -11 Grad Kälte. An Feuermachen war nicht zu denken. Wir nahmen nur etwas Schokolade und einen Schluck Cognac zu uns. Jeder hatte einen selbstverfertigten festen Bergstock mit Eisenspitze, Herr

Lager am oberen Urwaldrand

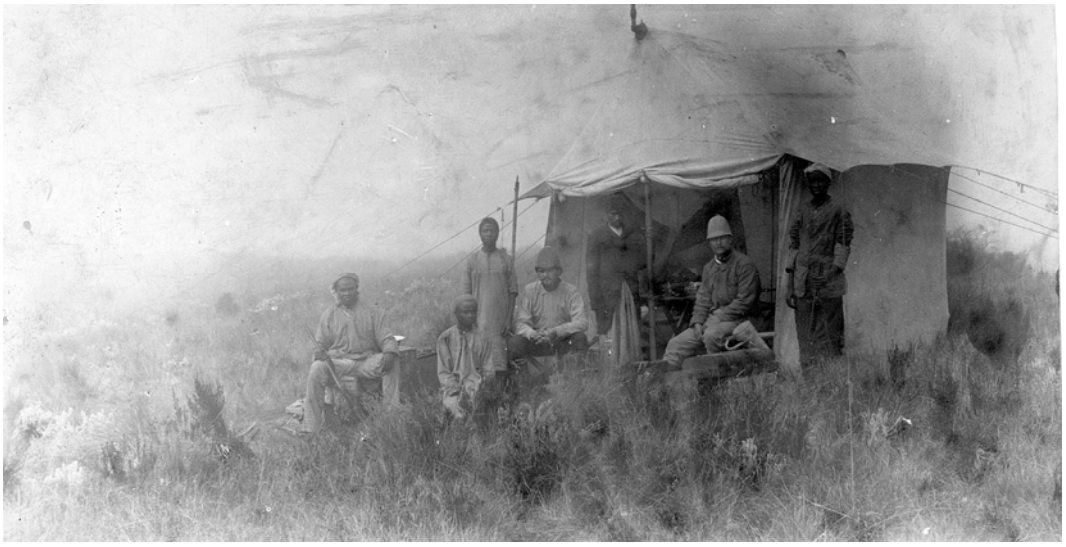
> V. EBERSTEIN trug ein Gletscherseil, eine Provianttasche und ein Aneroid, ich selbst das andere Aneroid, Instrumente, Fernglas und eine Wasserflasche. Kurz nach Sonnenaufgang waren wir unterwegs. Der erste leichte Anstieg bis zur Basis des Berges vollzog sich auf dem breiten hartgefrorenen Aschenfeld in kaum einer halben Stunde. Dann übersteigen wir einen hochgewölbten Trümmerwall und gelangen jenseits in einer Mulde zu einem großen Schneefeld. JOHNSTON war, soweit aus seiner Beschreibung zu erkennen ist, 1884 bis hierher gekommen, etwas weiter oben war TELEKI umgekehrt. Erst von hier ab (ca. 4.400 m) ist aber der Beginn der eigentlichen Kibo-Besteigung zu rechnen."

Über Schneefelder und Terrainstufen ging es weiter.

> „Vulkanische Entstehung und Schneewirkung auseinander zu halten, ist in diesem Gebiet ungemein schwierig. Aber welch geistiger Genuß, der Phantasie bei der Deutung der Gebilde freies Spiel zu lassen und die gefundenen Tatsachen zu kombinieren. Jede Stunde betraten wir eine neue Terrainstufe. In der ersten Zeit des Aufstiegs waren wir vom Wetter so sehr begünstigt, daß uns unser Ziel, der Oberrand des Berges, beständig in greifbarer Klarheit vor Augen blieb, und ich am Gelingen unseres Unternehmens nicht mehr zweifelte. Die freudigste Zuversicht hielt unsere geistige und körperliche Energie in hoher

Trägerrast. Mawensi von Westen (1887 ?)

Spannung. Von allen nachteiligen Einflüssen der dünnen Höhenluft verspürten wir noch nicht das Geringste. Da trat ein plötzlicher Umschlag ein. Der oberste Bergteil begann sich mit immer dichteren Nebeln zu umziehen, die tiefer sinkend uns bald einhüllten. Die Temperatur sank auf -3 Grad und mit ihr unsere Stimmung. Nun fühlten wir auch die Einwirkung der dünnen Luft, und es fing an zu graupeln. Von Felspartien, die bisher unsere Richtung markiert hatten, war nichts mehr zu sehen. – Langsam und stetig stieg ich nach dem Kompaß den unter 40 Grad sich hebenden Firnhang hinan. Herr V. EBERSTEIN blieb jedoch mehr und mehr zurück; mein Erschrecken war nicht gering, als er plötzlich in den Schnee niedersank: seine Kräfte seien erschöpft, ich möge allein weiter vordringen und ihn hier wieder abholen. Die Krisis war da. Sollte ich umkehren? Sollte ich allein weitergehen? Die schwierigsten Umstände drängten zu raschem Entscheid. Ich ließ EBERSTEIN allein und stieg weiter, während er mir zurief, er werde inzwischen Höhenmessungen vornehmen. Vom Standpunkt des Verlassens wie des Verlassenwerdens war die Lage doppelt peinlich. Nunmehr allein und im Bewußtsein der ganzen Folgenschwere meines Handelns fand ich auch meine volle Energie wieder. Im Nebelwehen und Schneestäuben arbeitete ich mich auf dem steiler und steiler



Hans MEYER (rechts) während des ersten Besteigungsversuches 1887 und Freiherr E. A. VON EBERSTEIN (links)

werdenden Firnfelde empor. Schließlich erhob sich das Firndach im Winkel von 45 Grad. Der Nebel hatte sich so verdichtet, daß ich kaum 50 Schritt weit sehen konnte. Ich ging deshalb mit größter Vorsicht zu Werke, bis ich plötzlich einige Eisblöcke zu Gesicht bekam. Dann hielt mich ein großes Trümmerfeld von weißkrustigen Eisbrocken auf. Vor mir ragte eine blaue Eiswand etwa 40 m hoch empor. Dieser Wand war von einem Einzelnen nicht beizukommen.– Ich hatte damit, wie am nächsten Tage von unten mit dem Glas zu erkennen war, den oberen Osthang des Berges an einer Stelle erreicht, wo die schneefreie Nordostseite des Berges in den Schneemantel der Südostseite übergeht und die dem Berg auflagernde Firneisdecke am Steilhang als Mauer abbricht. Ausruhend setzte ich mich auf einen Eisbrocken. Vom Aneroid las ich 254 m Erhöhung über Herrn V. EBERSTEINS Rastort ab. Ich versuchte in mein Tagebuch mit starren Fingern die Stellen zu skizzieren und zu beschreiben, schreckte aber in dem Gedanken auf, daß der anhaltend fallende Schnee meine Fußspuren gänzlich verwischen würde, wenn ich länger zögerte. Mehr stürzend als absteigend kehrte ich zu Herrn V. EBERSTEIN zurück, der auf meinen Anruf schon von weitem fröhlich Antwort gab. Er hatte mit dem Siedethermometer eine Höhe von ca. 5.200 m bestimmt, so daß also mein höchst erreichbarer Punkt am östlichen oberen Berghang nach Ausweis meines Aneroids bei ca. 5.450 m liegt; der Westrand des Kibo würde demnach noch 250 m höher sein; wenigstens hat ihn KERSTEN auf 5.700 m berechnet.[6)] Möge mir seine Erreichung im Jahre 1888 gelingen.

Ohne Verweilen eilten wir in fliegender Hast talwärts, verloren die verwehte Spur und kamen einander oft außer Sicht. Endlich erreichten wir das Biwak auf dem Hochplateau wieder. Sieben Stunden hatte die Steigarbeit gedauert. Jetzt aber stellte sich eine ohnmachtartige Abspannung ein. Wir krochen unter das Zelt, aber der ersehnte Schlaf blieb aus. Die Kälte war grimmig. Nie habe ich einen Morgen schmerzlicher herbeigesehnt als in dieser Nacht. – Beim Schein der Morgensonne des 12. Juli wanderten wir in nördlicher Richtung bis auf die Mitte des Plateaus und dort gelang es mir, Kibo und Mawensi zu photographieren. Zum Biwak zurückgekehrt fanden wir die drei getreuen Schwarzen schon vor. Im Eilmarsch ging es hinab zum großen Zelt an der Schneequelle und weiter ins Lager am Seneciobach, wo wir am Spätnachmittag, jubelnd begrüßt von den Zurückgebliebenen, glücklich eintrafen.

Von der Besteigung nach Marangu zurückgekehrt, hielten wir uns 2 Wochen bei MAREALE auf. Im engen Verkehr mit ihm hatte ich hinreichend Gelegenheit, seinen Charakter kennenzulernen. Zur Ehre dieses Fürsten, der von JOHNSTON in den grellsten Farben als habgierig, falsch und wankelmütig geschildert wird, sei es gesagt, daß er gegen TELEKI und mich sich stets bescheiden und zuvorkommend erwiesen hat. Er hat auch meine während der Besteigung bei ihm zurückgelassenen Leute aufs liberalste behandelt. Den Proviant schickte er mir sogar bis fast an die Schneegrenze nach. Nach meiner Rückkehr vom Berg lieferte er mir alle ihm anvertrauten Waren unberührt und unbeschädigt aus. Sein Benehmen gegen mich mag der Reflex meines Benehmens gewesen zu sein, da ich ihn stets als Landesfürsten behandelte und ihn von vornherein seiner Stellung und meinen Zwecken entsprechend beschenkte.“

---

6) Dr. Otto KERSTEN [1839–1900], Mitglied der Expedition des 1865 am Tana (heute Kenya) ermordeten Barons Claus VON DER DECKEN, gab in dem von ihm bearbeiteten berühmten Reisewerk *»Baron Carl Claus von der Decken's Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859-1861« [16]*, Leipzig und Heidelberg 1869, 1. Band, S. 267, die Meereshöhe des Kilimandjaro mit 18.700 Fuß an, das sind 5.699 m in englischen Fuß und 5.868 m in rheinländischen Fuß (VON DER DECKENs Besteigungsversuch im August 1861 scheiterte am Widerstand der Träger, 1862 gelangte er mit KERSTEN bis zu einer Höhe von etwa 4.200 m). Seit 1889 bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Höhe mit 6.010 m angenommen, so von Hans MEYER selbst (*»Das Deutsche Kolonialreich« [36]*, Berlin und Leipzig 1909, Band I, S. 12; *»Hochtouren im tropischen Afrika« [43]*, Leipzig 1923, S. 46). *»The Handbook of Tanganyika« [50]*, London 1930, S. 2, nennt eine Höhe von 19.321 engl. Fuß = 5.889 m über dem Plateau von 1.000 Fuß. Heute werden allgemein 5.895 m angegeben. Eine im September 2001 mit Beteiligung von Wissenschaftlern des Geodätischen Instituts der Universität Karlsruhe und der Hochschule für Technik – Fachhochschule Karlsruhe mit dem satellitengestützten Global Positioning System (GPS) durchgeführte Neuvermessung ergab eine Höhe von 5.892 m *[Bearb.]*.

Hans MEYER bringt einige Beispiele aus der Geschenkliste seines Tagebuches. Man ersieht daraus, was eine Karawane außer den Dingen, die für eine Expedition selbst nötig waren, alles ins Innere schleppen mußte:

Kleidungsstücke und Stoff:
1 roter arabischer Kaftan mit Silberstickerei,
1 rote arabische Jacke mit Silberstickerei,
3 arabische gestickte Hemden,
4 echte Maskat-Tücher
6 Fesse
1 Paar europäische Schnürschuhe, etc.

Perlen und Draht:
6 Pfund große rote, blaue und weiße Perlen
5 Pfund kleine rote, blaue, weiße, rosa, gelbe und schwarze Perlen
3 Bund dicker Eisendraht à 30 Pfund
2 Bund dünner Eisendraht à 20 Pfund
20 Pfund dicker Kupferdraht
20 Pfund dünner Kupferdraht

Waffen und Munition:
1 deutsches doppelläufiges Zentralfeuergewehr
1 amerikanischer sechsschüssiger Revolver
100 Schrotpatronen
50 Revolverpatronen
5 Pfund deutsches Jagdpulver
10 Pfund Schrot
100 Bleikugeln
l Metallpulverhorn
4 Fäßchen grobes Schießpulver à 10 Pfund
1000 Zündhütchen

Verschiedenes:
1 Dutzend große Messer
l Dutzend kleine Messer
Messingkettchen
Bronzeglöckchen
Messingspiegel
Werkzeuge
20 Dutzend Nadeln
indischer Schnupftabak
6 Mundharmoniken
Lichter
Salz
Zucker
2 Flaschen Champagner

„Jedes Reisegebiet in Ostafrika hat sein kursierendes Geld, ohne welches der Reisende nichts auszurichten vermag. Wer zum Kilimandjaro wandert, braucht als große Münze vor allem weisses, mittelstarkes Baumwollzeug (’Amerikani’), dunkelblaues und zinnoberrotes Baumwollzeug und als kleine Münze mittelgroße, dunkelrote, dunkelblaue und weiße Perlen für Taita und Taweta, sehr kleine hellrote und hellblaue Perlen für das Dschaggaland und dunkelblaue Rundperlen für Ugueno, Kahe und die Massaigebiete. Eisen- und Messingdraht sind erwünscht. – Mit all diesen, dem Land entsprechenden ’Münzen’ mußte man für sich und seine Karawane Nahrungsmittel einkaufen. Daß neben jenen gängigen Tauschwaren auch Geschenkartikel gern genommen wurden, versteht sich von selbst. Kaufen konnte man jedoch nichts dafür. Das geprägte Geld, das an der Küste Kurs hatte, wurde je nach begangener Route wenige Tagesmärsche von der Küste nicht mehr angenommen. – Als Gegengabe für meine ’Geschenke’ erhielt ich vor allem die Erlaubnis zur Bergbesteigung, ferner 4 große Dschagga-Speere, Ziegen und Rinder, so oft ich für die Karawane Fleisch brauchte, und täglich frisches Hirsebier auf unseren Mittagstisch.

MAREALE ist eine Person am Kilimandjaro, mit der zukünftige Reisende oder Kolonisten zu rechnen haben werden. Kaum 30 Jahre alt, hat er sich durch Klugheit, Energie und Mut eine Stellung unter den Dschaggafürsten zu erringen gewußt, welche der von MANDARA *(17)* nur wenig nachsteht, und die Engländer würdigten ihn, als es sich darum handelte, die Dschaggafürsten für England zu gewinnen. – MAREALES Herrschaft über seine Untertanen ist eine durchaus despotische: sein Land und Volk gehören ihm zu eigen, aber er ist klug genug, von seiner Gewalt keinen unmäßigen Gebrauch zu machen. Einige 100 Mann seiner Untertanen sind militärisch gedrillt. Welcher hohe Wert dem Waffenhandwerk beigemessen wird, erkennt man aus der Beschaffenheit dieser Waffen selbst. Ich habe nirgendwo anders in der Welt bei Naturvölkern bessere und mächtigere Waffen gesehen als die Speere der Wamarangu. Alle Waffen sind ausschließlich aus europäischem Eisendraht geschmiedet. Die Ringe des Drahtes werden in Bündeln zusammengebogen und dann in tagelangem Glühen und Ausschmieden zusammengeschweißt. Es ist reine Damaszenerarbeit, was die Dschaggaschmiede am offenen Kohlenfeuer auf steinernem Amboß mit kleinen Eisenhämmern ausführen.

Die Kriegszüge MAREALES sind vorwiegend nach den östlichen Dschaggastaaten gerichtet und haben ihren Zweck erreicht, wenn so viel Vieh geraubt und so viele Eingeborene zu Sklaven

> gemacht sind, wie MAREALE gerade für ein besonderes Vorhaben braucht. Mit Vieh befriedigt er die Ansprüche seiner Grossen, mit Vieh bezahlt er die neuen Erwerbungen seines Harems (für MANDARAS Tochter 100 Rinder), und der Verkauf von Sklaven deckt seine Bedürfnisse an europäischen Erzeugnissen wie Pulver, Eisendraht, Baumwollzeug. Suaheli bringen die Sklaven nach Taweta, von wo aus sie an eine der durchziehenden Araberkarawanen verkauft werden und als Träger zur Küste gelangen. Zum gleichen Zweck wird MAREALE, wie ich wiederholt sah, von Somali besucht, die ihre lebendige Ware über Land nach den Galla- und Somaliländern bringen. – MAREALE selbst ist noch nicht vom Berg in die Ebene hinabgestiegen. Er hat, wie alle seine Untertanen, keine Ahnung vom Zeitlauf. Als ich ihn nach seinem Alter fragte, erwiderte er: 'Wie kann ich das wissen, da mußt Du meine Mutter fragen.' Und von ihr erhielt ich den bündigen Bescheid, daß ihr Sohn weit über hundert Jahre alt sei. – In wirklicher Freundschaft mit MAREALE schied ich Ende Juli aus dem Dschaggaland. Es war hohe Zeit für meine Leute, denn Marangu drohte für sie ein Capua zu werden.
>
> Es war mir vergönnt gewesen, auf unbetretenem schneebedecktem Boden des äquatorialen Afrika zu schreiten und den Fuß an dem höchsten afrikanischen und deutschen Berg so hoch hinauf zu setzen wie nie ein Anderer vor mir. Solche ungetrübten Freuden sind dem Forscher selten beschieden. Es ergeht ihm wie jedem im Hinauf und Hinab, der sich auf der großen Reise durch das Leben befindet, denn Wandern ist Leben und Leben ist Wandern."

Aus den Wochen dieser ersten Kilimandjaro-Unternehmung liegen begreiflicherweise keine Briefe vor. Erst von Taweta aus meldet sich Hans MEYER wieder und berichtet am 8. August 1887 ganz knapp an seine Eltern:

> „Vorgestecktes Ziel erreicht. Obersten Rand des Kibokraters erreicht *(18)*. Dort noch eine 40–50 m hohe, auf dem Rand liegende Gletscherwand über mir, die für mich unersteigbar, da ich allein. Mein Begleiter war ca. 300 m tiefer liegen geblieben. Ob der Gletscher nur den Rand überzieht, oder ob er den ganzen inneren Krater ausfüllt, weiß ich daher nicht. Sonst Partie sehr ergebnisreich. Herr V. EBERSTEIN gestern mit der hier eingetroffenen Expedition der *Ostafrikanischen Gesellschaft* weiter nach Madschame in Dschagga gezogen. Bin nun allein und in der Unterhaltung auf meinen Dolmetscher MSURI angewiesen, einem Prachtkerl eines Negers von Charakter, der mich bis zum Kraterfuß bei Eis und Schnee begleitete. Meine Gesundheit vortrefflich. Tausend herzliche Grüße. Hans."

Schon dieser noch nicht von vollem Erfolg gekrönte Besteigungsversuch erweckte Aufmerksamkeit, und ein Altmeister der Afrikaforschung, Georg SCHWEINFURTH *(28)* , schrieb an Hans MEYER:

> „... Als ich zuerst von Ihren großen Erfolgen vernahm – es war eine kurze Zeitungsnotiz – war ich kaum imstande, das Geleistete für möglich zu halten.“

Diese Leistung fand sogar die Anerkennung des Vaters. Er errichtete

> „in Würdigung dieses Ereignisses auf seinen Wert der persönlichen Tat sowohl als auch der wissenschaftlichen Bedeutung eine
>
> Stiftung von 30 000 Goldmark *(12)*
>
> zu dem Zweck, daß deren Zinsertrag zur Anregung und Ausrüstung geographischer Entdeckungsreisen verwendet werden soll. Die weiteren Ausführungsbestimmungen überlasse ich meinem Sohn, dessen Name diese Stiftung trägt.
>
> Leipzig, am Tage der Rückkehr meines Sohnes ins elterliche Haus.
> 30. Oktober 1887 Hermann Julius MEYER.“

Hans MEYER gab über diese Unternehmung ein allgemein gehaltenes photographisches Tafelwerk mit Text heraus unter dem Titel *»Zum Schneedom des Kilimandscharo« [24]* und sagte im Vorwort:

> „Kein Reisender, der nicht nach der Heimkehr beim Sichten des gesammelten Materials sehnlich wünschen müßte, sein Reisegebiet ein zweites Mal zu besuchen, um alle schmerzlich empfundenen Lücken ausfüllen zu können. Das gesammelte wissenschaftliche Material wird erst nach den Ergänzungen der zweiten Reise zur zusammenfassenden Verarbeitung und Veröffentlichung reif sein. Wahrscheinlich werde ich wieder in Afrika sein, wenn dieses Buch in die Hände des Publikums gelangt. Möge es darum der Leser als einen Abschiedsgruß freundlich entgegennehmen.“

V.

In Buschiris Ketten

1888

Die erste Kilimandjaro-Expedition Hans MEYERs hatte diesen afrikanischen Bergriesen zu „seinem Berg“ gemacht. Im Vorwort zu dem Werk *»Ostafrikanische Gletscherfahrten« [27]* lesen wir:

> „Nach Europa heimgekehrt, faßte ich bald den Entschluß, eine zweite Expedition zu unternehmen, um die ostafrikanische Interessensphäre in ihrer ganzen Breitenausdehnung zu durchreisen. Mein Plan ging dahin, auf der Gebirgskette Usambara – Pareh – Ugueno von der Küste zum Kilimandjaro zu wandern, die Besteigung des Berges noch einmal mit besserer Ausrüstung zu versuchen, dann westwärts zum südlichen Viktoria Nyanza weiterzureisen und von dort bis an den nunmehr von STANLEY erforschten letzten großen Nilsee Muta Nsige *(20)* mit seiner schneegebirgigen Umgebung vorzudringen. Die ganze Reise sollte zwei Jahre dauern. Zur Reisegesellschaft fiel diesmal meine Wahl auf den österreichischen Geographen Herrn Dr. Oscar BAUMANN [7)], dem von Westafrika her eine große afrikanische Reiseerfahrung zur Seite stand.“

Über die Vorbereitungen zu einem so groß geplanten Unternehmen geben uns die Briefe Hans MEYERs an Oscar BAUMANN Aufschluß.

> „Leipzig, 15.2.1888
>
> Lieber Herr Doktor !
>
> ... Was den Namen der Expedition betrifft, so bin ich der Meinung, daß die Menschen unsere Pläne in ganzer Ausdehnung nicht zu wissen brauchen. Zuerst geht’s zu den Massai, also nenne man die Expedition Massai-Expedition ... . Ein dritter Weißer wird an der Expedition nicht teilnehmen, es sei denn, es schlösse sich uns von der *Ostafrikanischen Gesellschaft* ein Beamter von Zanzibar nach einer Station des Innern an, was ich nicht verweigern kann. Aber mitzureden hätte ein solcher ohnehin nicht. – Daß es uns beiden am besten Willen nicht fehlt, daran zweifle ich nicht, und deshalb bin ich überzeugt, daß keine ernste Mißstimmung eintreten wird. Beim Bestes zu tun verspreche ich Ihnen, und Sie werden mir das nämliche versprechen. - Wenn Sie schlüssig geworden sind, teilen Sie mir bitte mit, was Sie an persönlicher Ausrüstung besitzen, damit ich alles Fehlende in England besorgen kann.“

---

7) Zu BAUMANNs Lebenslauf siehe: BINDSEIL, R. [1992]: *»Dr. Oscar Baumann (1864–1899), ein Österreicher in deutschem Auftrag, im Jahre 1892 als erster Europäer in Ruanda. Ein biographisches Porträt.«* Als Manuskript vervielfältigt, Bonn.

„Leipzig, 25.2.1888

Lieber Herr Doktor!
Anbei erhalten Sie Ihre Spezialliste wieder zurück mit der Bitte, die rot angekreuzten Nummern für mich mit zu besorgen, da ich sie hier nicht bekommen kann. Alles andere werde ich in Berlin und London besorgen. Die Waffen bestelle ich in Suhl.[8)] Die Grundzüge unserer Route sollen die sein, daß wir von Mombassa zum Kilimandjaro gehen und dann folgende Punkte zum Ziel nehmen: Meru – Manyarasee – Kageji *(21)* – Alexandrasee *(22)* – Muta Nsige – Ruwenzori – Udjidji – Zanzibar. Ihren Vorschlag von Mombassa via Pare – Ugueno nach Taveta zu wandern, acceptiere ich im Prinzip freudig. Doch weiß ich nicht, wie es zwischen Mombassa und Pare mit dem Wasser aussieht. Wir werden’s ja in Mombassa hören.

Herzlichen Gruß
Ihr Hans MEYER.“

„Leipzig, 12.3.1888

Lieber Herr Doktor!
Haben Sie keine Angst, wir gehen nicht nach Wadelai *(23)*. Es war nur ein Luftsprung meiner Phantasie, den ich mir aus rein stilistischem Wohlbehagen als wirksamen Schlußsatz meines Briefes nicht verkneifen konnte. Also seien Sie wieder gut und halten Sie mich nicht für einen größeren Idioten als ich bin. – Übrigens wollen die ’Ostafrikaner’ (D.O.A.G.) allem Vernehmen nach Dr. PETERS zum Ukerewe *(24)* schicken, ’um dem Elfenbeinhandel nachzuforschen’. Es wird nun mein eifrigstes Bestreben sein herauszukriegen, welche Route PETERS nehmen will, denn es wäre nicht sehr nett, wenn er uns in der Eröffnung eines direkten Weges vom Kilimandjaro zum Ukerewe zuvorkäme. Außerdem haben mich noch zwei andere Leute besucht, die auf eigene Faust Ostafrika exploren wollen. Ich war sehr schweigsam.“

„Leipzig, 26.3.1888

Lieber Herr Doktor!
Nil admirari! Wundern Sie sich nicht darüber, daß ich immer noch nicht bei den lieben Engländern bin. Ich habe Besuch aus Transval und komme nun erst am Tag nach Ostern fort. Wir können bereits am 29. nachts in Triest sein und hätten dort für BURTON *(25)* zwei volle Tage. Leierkästen, Spieldosen usw.

8) Thüringer Wald. Seit dem 14. Jahrhundert bekannte Waffenfabrikation.

werden hier besorgt, aber billige Perspektive und Stereoskope als Geschenke besorgen Sie bitte in Wien. Uhren kaufe ich in England.
Meine vorläufige Berechnung ergibt für unsere Karawane 196 Mann und 20 Askaris. Dazu kommen noch Köche, ortskundige Führer, Esel und Hunde. 50 Lasten müssen wir jedenfalls zu den Missionaren am See vorausschicken. Leider lese ich im letzten Heft der Church Mission, daß die Stationen in Ujui und Msolala aufgehoben worden sind, weil die Häuptlinge frech geworden. Die Missionare sind weiter an den See gezogen, aber die Namen dieser neuen Stationen sind noch unbekannt, also warten wir ab. – Jedenfalls können wir bei diesem Transport in keiner Weise auf die *Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft* rechnen. Die hat ihre liebe Not, ein paar Säcke Perlen von Mafi nach Pangani zu bringen. In jene Zonen ist sie aber noch nie vorgedrungen. Drum müssen wir uns an die Missionare halten oder, wenn sich gar keine Gelegenheit zeigt, nehmen wir halt selbst den ganzen Kram mit."

„Leipzig, 15. 4. 1888

Lieber Herr Doktor!
So, das wäre besorgt. Nachdem ich sechs Tage lang in Hamburg von früh bis spät herumgelaufen bin und Besorgungen gemacht habe, dampfte ich nach Bremen. In Hamburg konnte ich so Vieles abmachen, weil der Lloyd die Waren für seine Schiffe von dort spesenfrei nach Bremen expediert. – In Bremen mußte ich leider erfahren, daß das Pulver unter keiner Bedingung mitgenommen wird. Da aber von Hamburg erst Mitte Mai ein Hansingscher Pulvertransport per Segelschiff nach Zanzibar abgeht, sind wir genötigt, in Zanzibar Pulver zu kaufen. – In London habe ich endlich den Rest abgemacht, zwei große Zelte, ein Kampierzelt, drei solide Feldbetten, Zeltstühle und sonstiges Zeltzubehör, Badewannen, ein lichtes Doppelboot in drei Teilen, je ein Teil ist eine Trägerlast. Eine Last Ruder und Segel."

Noch um viele Kleinigkeiten mußte sich Hans MEYER kümmern:

„Lieber Herr Doktor!
heute nur die Bitte, sich einen Regenmantel in Wien machen zu lassen, da ich Ihre Maße nicht kenne. Vergessen Sie auch nicht, einen Frack samt Zubehör mitzunehmen. Sonst empfängt uns der Sultan nicht!"

Von Leipzig aus machte er noch Kurse an der Berliner Sternwarte für astronomische Ortsbestimmungen, dazu botanische Kurse und in Jena ein Insekten-Privatissimum. Am 2.5.1888 berichtet er noch über viel Arbeit im *Bibliographischen Institut*:

> „Ich habe jetzt den Kopf so wahnsinnig voll, daß ich mich nach Erlösung sehne, nach dem Tag, an dem wir erst schwimmen werden. Die Abwesenheit meines Bruders legt mir dazu noch die ganzen Buchhändler-Ostermesse-Arbeiten auf den Hals. Mit einem Wort, es ist gräßlich.“

Aber nun geht es dem Ende entgegen. Am 22.5. schreibt er erlöst an Dr. BAUMANN:

> „Fertig! Ein schönes Wort für einen noch schöneren Begriff. Heute sind die letzten Gepäckstücke nach Bremen gegangen, auch die drei Dachshunde sind schon dort *(sie fielen sämtlich Krokodilen zum Opfer [Verf.])*, so daß ich vor der Abreise noch etwas Ruhe habe. Doch werde ich morgen früh erst noch das bewußte Barometer, ein unhandliches Quecksilberbarometer, in Berlin abholen, damit dieser lieblichen Maschine nichts Ernstliches zustoße.“

Anfang Juni wurde aufgebrochen. Der erste Brief kommt aus Kairo an die Eltern:

> „Seitdem die Briten im Land sind (1881) geht alles drunter und drüber. Unter der tollsten Paschawirtschaft ist es noch nicht so skandalös zugegangen wie unter dem englischen Regime. Die Bestechlichkeit der in den höchsten Verwaltungsstellen sitzenden Engländer spottet aller Beschreibung, und der armselige CHEDIVE sagt zu allem Unfug ja. Nach den Nachrichten aus dem Sudan von SLATIN-PASCHA *(26)* und der Mission genügen ein paar Tausend mohammedanische Soldaten, um dem Madhi-Schwindel *(27)* in Oberägypten ein Ende zu machen. Nur müßten es keine christlichen Truppen sein. Aber England will davon nichts wissen, wie sehr es auch um seine Geldunterstützung gebeten wird, denn wenn der Sudan ohne die englische Armee wieder offen würde, fiele ja ALBION der Grund zur weiteren Anwesenheit in Ägypten weg! ...“

> „Cairo, 13.6.1888
>
> Lieber Arndt!
> Ich will Dir nochmals von Herzen danken, daß Du es mir durch die zeitweilige Übernahme der ganzen Geschäftsleitung ermöglichst, dem Ziel nachzustreben, dessen Idee mich ganz erfüllt. Nächsten Sonntag geht es endlich dem Äquator entgegen. –“

„Zanzibar, 29. 7. 1888

Liebe Eltern!

In Zanzibar hat sich seit vorigem Herbst wenig verändert, nur daß SAID BARGASCH plötzlich verstorben ist. Der neue Sultan SAID KHALIFA ist ein beschränkter Kopf ohne kräftigen Eigenwillen. Mit ihm werden die europäischen Mächte eher fertig, als mit SAID BARGASCH, nur scheint es, daß die lieben Engländer mit ihrem großen Geldsack seinem Herzen näher rücken als die Deutschen. Hoffentlich tritt ihm das deutsche Geschwader *(29)*, das sich jetzt hier sammelt, etwas kräftiger auf die Hühneraugen als ehedem.

In der *Ostafrikanischen Gesellschaft* ist seit Abzug des Dr. PETERS *(30)* eine besonnenere Arbeitsweise anstelle des deutsch-nationalen Schwindels getreten. Der neue Vertreter, Konsul VOHSEN, hat den Mist ausgekehrt. Was er will und tut, ist planvoll und verständig. Jetzt endlich kann man hoffen, daß die Kolonie vorwärts kommt. Unter anderem habe ich auch EBERSTEIN, meinen Gefährten vom Kilimandjaro, wiedergesehen. Das deutsche Spital, für das wir in Deutschland gesammelt, läßt noch viel zu wünschen übrig, ist aber schon jetzt besser als jenes der französischen Schwestern, obgleich es nur aus sechs Mietszimmern in einem arabischen Haus besteht. – Ich selbst bin bisher stets wohl gewesen.

Zum Unterbringen und Verpacken meiner Ausrüstung und Waren habe ich ein geräumiges Haus gemietet, in dem ich nun täglich mit BAUMANN, meinen beiden von Aden mitgebrachten Somali-Dienern und 10 Somalijungen am Vor- und Nachmittag flott losarbeite. Mit dem Inder, der mir schon bei der vorigen Reise die Leute angeworben, habe ich einen Vertrag abgeschlossen zur Stellung von 200 Mann zu 7 Dollars pro Monat exclusive Verpflegung. Bis zum 15. August soll die Expedition fertig sein. Schon sind viele meiner alten Leute angeworben, und es freut mich, daß die Kerle gern wieder mitgehen. – Meine Instrumente sind alle in gutem Stand angekommen, aber von der übrigen Ladung fehlen 14 Kisten mit Eßwaren, Getränken, Perlen und leider auch die Kiste mit meinen sämtlichen Jagdwaffen nebst Munition. Bringt sie die Post in kommender Woche nicht mit, so muß ich hier Ersatz suchen, eine große Einbuße. – Auf alle Fälle gedenke ich in der zweiten Augustwoche aufzubrechen. 100 Lasten verschiedener Handelsartikel schicke ich mit der Unyamwesi-Karawane des bekannten Missionsagenten STOKES direkt zum Südufer des Victoria-Nyanza, um später die Lücken in meinen Vorräten auffüllen zu können.“

Wie man vor über 80 Jahren zu einer Trägerkarawane kam, zeigt der Wortlaut des Vertrages zwischen Hans MEYER und dem Inder SEWAH HADSCHI:

> „Vertrag zwischen Dr. Hans Meyer, Leipzig, und dem Inder Sewah Hadschi, Zanzibar:
>
> 1. SEWAH HADSCHI verpflichtet sich, dem Dr.Hans MEYER eine Karawane von 200 guten Leuten zu stellen, die als Anführer, Soldaten oder Träger dienen und nicht mehr als 60 englische Pfund (ca. 27 kg) tragen sollen. Diese Leute müssen Dr. Hans MEYER und Dr. Oscar BAUMANN überallhin folgen, wohin es ihnen in Afrika zu gehen beliebt und ihren Befehlen unter allen Umständen gehorchen.
> 2. SEWAH HADSCHI verpflichtet sich, die Karawane für irgend einen Tag zwischen dem 15. und 30. August 1888 zum Abmarsch fertig zu halten, welcher Tag ihm von Dr. Hans MEYER 10 Tage vorher genannt werden wird. Kann SEWAH HADSCHI dieser Verpflichtung nicht nachkommen, so hat er an Dr. Hans MEYER 500 Dollars für jeden Verspätungstag zu zahlen.
> 3. Dr. Hans MEYER verpflichtet sich, für jeden Mann eine Gebühr von 7 Dollars pro Monat zu zahlen, gerechnet vom Tage der Registrierung der Karawane in die Bücher S. H. des Sultans bis zu deren Rückkehr nach Zanzibar.
> 4. Dr. Hans MEYER gibt Nahrung und Medicin an 200 Leute und zahlt den Wegzoll auf der Reise.
> 5. SEWAH HADSCHI verpflichtet sich, die Karawane so bald als möglich zu ergänzen, wenn durch Tod, Krankheit oder Desertion die Anzahl der Leute unter 100 sinken sollte. Dr. Hans MEYER zahlt zwischen Zanzibar und dem Kilimandjaro 7 Dollars monatlich, jenseits des Kilimandjaro 5 Dollars monatlich für jeden Ersatzmann. *(Um dieser Verpflichtung nachzukommen, ließ SEWAH von Anfang an 50 Reserveleute mitgehen [Verf.].)*
> 6. Wenn jemand von der Karawane fortläuft und seine Last oder sein Gewehr zurückläßt und SEWAH HADSCHI nicht imstande ist, einen Stellvertreter zu beschaffen, so daß die Last oder das Gewehr zurückbleibt, oder wenn jemand fortläuft und Last und Gewehr mit sich nimmt, so verpflichtet sich SEWAH HADSCHI, an Dr. MEYER einen Mittelwert von 440 Dollar pro Last und 3 Dollar pro Gewehr zu zahlen, die verloren oder zurückgelassen worden sind. Außer in den genannten Fällen ist SEWAH HADSCHI nicht verantwortlich für irgend welche Verluste, die Dr. Hans MEYER erleiden möge, sei es durch

gestohlene Güter, sei es durch solche, die im Falle der Erkrankung oder des Todes einer der 200 Leute zurückgelassen werden mußten oder durch solche, die durch Gefechte, Krieg, Feuer usw. abhanden gekommen sind.

7. 8. und 9. Wenn ein Mann stirbt, krank zurückbleibt oder fortläuft, so hat Dr. MEYER seine Gebühren bis zum Tage seines Todes bzw. seiner Erkrankung oder Desertion zu entrichten.

10. Dr. MEYER zahlt am Tage der Registrierung an SEWAH HADSCHI die Gebühren für drei Monate im Vorhinein und für weitere drei Monate nach Ablauf von drei Monaten. Nach Ablauf der ersten sechs Monate zahlt Dr. MEYER die Gebühren nach Rückkehr der Karawane für so viele Monate, als die Karawane über sechs Monate fort war, möge sie nun am Anfang oder am Ende eines Monats ankommen. SEWAH HADSCHI hat die Leute nach seinem Übereinkommen mit denselben zu bezahlen.

11. Die Überfahrt der Leute vom Kontinent nach Zanzibar hat Dr. MEYER zu bezahlen.

12. Dr. Hans MEYER unternimmt es, die Einwilligung S. H. des Sultans zur Bildung dieser Karawane zu erlangen.

13. Dieser Contract erlischt nach zwei Jahren.

Zanzibar, am 26. Juli 1888

gez. Dr.Hans MEYER

SEWAH HADSCHI“

(Visum des deutschen und englischen Konsulates)

Am 15. August ist es so weit. Die Karawane geht in Segelschiffen nach Pangani ab, 218 Mann und 2 Europäer. Von Pangani aus werden 150 Mann mit den meisten Lasten direkt nach Taveta geschickt. Hans MEYER berichtet an seinen Bruder Arndt:

„... Wir ziehen durch die Usambara-Berge auf noch unbekannten Wegen demselben Ziele zu. Nachdem wir uns in Taveta wieder vereint, marschieren wir nach Moschi am Kilimandjaro zu MANDARA, wo ich mein Hauptquartier aufschlagen will. ... Im Dezember beabsichtige ich dann quer durch das Massailand von Meru aus zum Spekegolf am Victoria Nyanza vorzudringen und was dann noch wird, wissen die Götter. – Die sechs Wochen unseres Aufenthaltes in Zanzibar habe ich aufs angestrengendste durchgearbeitet. Ich bin nun aber auch stolz auf meine Karawane. – Dr. BAUMANN hat acht Tage am Fieber gelegen, und ich

selbst fühle mich höchst matt und abgeschlagen. Weht uns erst die Bergluft des Inneren um Kopf und Brust und sind wir erst in der rechten Explorerarbeit, dann tausche ich mit Niemanden in der Welt. Es gibt nichts Herrlicheres. Und in dieser Zuversicht nehme ich Abschied von Dir.

Dein alter Bruder Hans.“

Zur Zeit des Aufbruchs waren schon einige Reibereien zwischen Europäern und Arabern vorgekommen, aber an einen wirklichen Aufstand dachte niemand. So wurde die Expedition ohne Bedenken angetreten.

„Magila, 1. September 1888

Liebe Eltern!

Die ersten schlimmen Tage sind glücklich überstanden. Wir sind hier im Lager am Fuße der Usambara-Berge, ringsum auf den Vorhügeln blühende Dörfer und Felder, mittendrin ein großes helles Steinhaus, die Wohnung der englischen Missionare. Hinter dem Haus hochaufragend eine Kirche mit Glockenturm. Soeben hat mir der Häuptling ein fettes Schaf als Gastgeschenk gebracht und ist mit einem roten englischen Infanterie-Rock vergnügt abgezogen. Dem Missionar werden wir nachher unsere Visite machen und Erkundigungen einziehen über die Möglichkeit ins Gebirge einzudringen. – Vorgestern lagerten wir in der Station Lewa der Plantagen-Gesellschaft, derselben Station, deren bescheidene Anfänge ich gerade vor Jahresfrist gesehen habe. Jetzt ist dort eine große Tabakplantage mit allem Zubehör im besten Gange. – Gestern habe ich die Karawane geteilt. Der größere Teil ist am Panganifluß entlang marschiert, um am Dschipesee auf uns zu warten. Wir selbst haben nur 70 erprobte Leute mit uns, um das Usambara-Gebirge zu durchforschen. BAUMANNS kartographische Aufnahmen werden außerordentlich schön, und von meinem Photographieren erhoffe ich nicht minder Gutes *(Die damalige „Reisekamera“ war aus Holz, Format 13 x 18 cm, für Glasplatten, bedurfte meist des Statives und eines schwarzen Tuches wegen der lichtschwachen Optik [Verf.].)*. Gesundheit ist gut, Arbeit gibt’s genug. Was will man noch mehr? Nach der Usambara-Reise aus Taveta mehr.“

Durch den 1887 von Carl PETERS im Auftrage des Deutschen Reiches zugunsten der *Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft* mit dem Sultan SAID BARGASCH von Zanzibar geschlossenen Vertrag war die Ausübung der Hoheitsrechte auf dem Festland auf diese Gesellschaft übergegangen. Es ist wahrscheinlich, daß der Sultan SAID KHALIFA den mehr und mehr sich erhebenden Widerstand der arabischen Bevölkerung gegen die Gesellschaft insgeheim unterstützte. Man sah in der Ausübung der Souveränität durch die *Deutsch-Ostafrikanische*

Gesellschaft nur den Anfang dieser gänzlichen Unterwerfung unter deutsche Herrschaft. Von dieser befürchteten die Araber eine Schädigung ihres Sklavenhandels und anderer Interessen ihres Gelderwerbs. Dasselbe galt auch für die Inder, denen die Araber vielfach zu erheblichen Zinsleistungen verpflichtet waren. Aber auch manche Küstenneger mußten mit der Minderung bequemer, aber keineswegs legaler Einkünfte rechnen, wie z.B. die geforderten Karawanentribute unter unbegründeten Vorwänden. Dies alles führte 1888 zum Ausbruch des vor allem von dem Araberscheich BUSCHIRI geleiteten Aufstandes, in dessen Anfänge diese zweite Expedition Hans MEYERS geriet. Die Nachrichten über die Unruhen in Deutsch-Ostafrika drangen schließlich auch nach Europa. Die Eltern Hans MEYERS forschten nach dem Verbleib ihres Sohnes und traten mit dem Konsul STEIFENSAND in Zanzibar in Verbindung. Nachfolgend sein Bericht an Arndt MEYER:

„Zanzibar, 24. September 1888

Sehr geehrter Herr!

... In den ersten Tagen dieses Monats nahmen die Unruhen in Zanzibar ihren Anfang. Die Beamten der Gesellschaft wurden von den Aufrührern drei Tage in dem Stationshause eingeschlossen und konnten nur mit Müh und Not von General MATHEWS *(31)* gerettet werden. Letzterer ist gestern vom Stationshaus, wohin er zur Wiederherstellung der Ruhe mit Soldaten des Sultans gegangen war, mit der Erklärung zurückgekehrt, daß er vollständig machtlos den nach Tausenden zählenden Empörern gegenüber sei. Sie hätten erklärt, daß sie nie Weißen oder Christen gehorchen würden. Da Ihr Bruder von vornherein mit seinen Leuten mehr nach Norden gegangen war, sich also aus dem im Aufruhr befindlichen Gebiet entfernt hat, zweifle ich nicht daran, daß es ihm gut geht, zumal von den 70 Mann, die er bei sich hatte, 40 gut bewaffnete Soldaten sind. – SEWAH HADSCHI besteht nun darauf, daß Ihr Bruder zurückkehren müsse. Da er ohne Lasten, welche SEMBODJA *(32)* fürs erste nicht herausgeben wird[9)], nichts im Innern anfangen kann, habe ich den Wunsch SEWAH HADSCHIS gewillfahrt und Ihrem Bruder ein Dutzend Briefe in diesem Sinne geschrieben, deren Beförderung man von verschiedenen Punkten aus versucht hat. Ich hoffe, daß wenigstens einer an seine Adresse gelangt und dann befolgt werden wird. Zur Sicherheit geht SEWAH selbst heute nach Mombassa, um von dort aus zu Ihrem Bruder vorzudringen. Bis jetzt befindet sich die ganze Küste von Tanga bis Bagamoyo in hellem Aufruhr, an letzterem Ort ist es gestern zu einem blutigen Kampf gekommen, in dem über 100 Aufrührer getötet wurden. Was daraus werden soll, weiß ich nicht. Jeden-

9) Siehe Brief aus Masinde vom 28. Sept. 1888 (S. 90).

falls dürften die Mittel der ’Gesellschaft’ völlig unzureichend sein.

Ihr sehr ergebener

G. STEIFENSAND.“

Hans MEYER durchforschte indessen, nichts ahnend, mit Oscar BAUMANN das Usambara-Gebirge.

„Masinde, westliches Usambara, 28. Sept. 1888

Liebe Eltern!

Vor allem die Nachricht, daß es uns gelungen ist, das ganze Bergland Usambara durch einen glücklichen Zug von Süden (Magila) bis Norden (Mbatamu) völlig neu zu erschließen. Wir haben größtenteils ganz neues Gebiet durchzogen und damit etwas recht Hübsches im Anfang geleistet. Aber – das dicke Ende scheint nachzukommen! Auf geheime Veranlassung des Sultans sind mir viele Leute weggelaufen, so daß ich gezwungen bin, alle Sachen hier beim Chief SEMBODJA zu lassen und in Zanzibar neue Träger anzuwerben. Dadurch verzögert sich freilich die Expedition um einen Monat. Ich hoffe doch, daß das erstrebte Ziel noch erreicht wird. Gesundheitlich fühle ich mich frischer denn je, und bange machen gilt nirgends weniger als in Afrika. – Möglicherweise werden diese Zeilen überholt durch ein Telegramm des deutschen Konsuls STEIFENSAND in Zanzibar, den ich von hier aus bat, falls übertriebene Nachrichten über uns nach Europa gedrungen seien, beruhigend an Euch zu telegrafieren.

Sowie ich in 14 Tagen nach Zanzibar zurückgekehrt sein werde, berichte ich Euch eingehend.“

Den Verlauf der nun bald eintretenden wesentlichsten Ereignisse hat Oscar BAUMANN in einem kleinen Werk festgehalten. Hans MEYER hat in begreiflicher Enttäuschung über die verunglückte Expedition außer einem Kurzbericht im Vorwort der *»Ostafrikanischen Gletscherfahrten« [27]* nichts veröffentlicht. Auszüge aus BAUMANNS Bericht [10] geben ein anschauliches Bild der Geschehnisse:

„Am Morgen des 29. August wurde zum erstenmale mit der Karawane aufgebrochen und die bunte Linie der Träger mit roten und weißen Röcken schlängelte sich über die Hügel. ... Es war uns unmöglich, in ein unbekanntes Gebirge, von welchem wir voraussetzen durften, daß die Wege sehr schlecht und die Nahrung vielleicht spärlich wäre, eine Karawane von 250 Mann (einschließlich der Reserveträger) mitzunehmen. So wählten wir

[10] BAUMANN, O. [1890]: *In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Reise der Dr. Hans Meyer’schen Expedition in Usambara.* E. Hölzl, Wien und Olmütz; VIII, 224 S. *[3]*.

> denn die 60 Leute für Usambara aus und ließen die übrigen am Morgen des 31. August abziehen. Unter Flintenschüssen und lauten 'Kuaheri'-Rufen brachen sie in langer Kette auf, die untersetzten, schwer bepackten Pagasi (Träger) verloren sich nach und nach im Gebüsch und bald bog auch der letzte Askari, sein Gewehr schwingend, um eine Waldecke. Dumpf verhallte der Lärm der Karawane und das Singen der Träger im Busch. Wir haben die Leute nie wieder gesehen ..."

Die Abteilung zog über Magila durch niederen Wald und steife Grasmassen nach Norden. Ferne Gebirge türmten sich immer höher empor. Die Dörfer lagen auf steilen Hügeln, von dichten Hecken mit niedrigen tunnelähnlichen Eingangstoren geschützt. Oft waren sie auch mit Stangengittern gegen die aus der nördlichen Steppe einbrechenden Massai gesichert. Die Wabondei sahen „ziemlich urwüchsig" aus und an Stelle des „Jambo" begrüßte man sich mit „Nihedi-Hm-Hm-Niokai-Hm-Hm". Verhandlungen mit einem für den Weitermarsch wichtigen Häuptling waren sehr erschwert, weil man ihm nicht recht begreiflich machen konnte, wohin man wollte.

Am 5. September erreichten die Forscher das Dorf Mkalamu. Aus den Waldmassen auftauchend, war es aus Furcht vor den Massai auf einen gewaltigen Granitfelsen gebaut, eine verwegene Festung. Der Felsen fiel nach drei Seiten völlig senkrecht ab. Nur die Nordostseite war zugänglich, aber durch einen kräftigen Balkenzaun versperrt, durch dessen Tor man in das Dorf von etwa 40 Hütten gelangte. Am Bergfuß lagen die Felder und Weiden, aber das Vieh wurde nachts hinaufgetrieben, und ein organisierter Wachdienst stand am Tor.

Der Häuptling KISSATU erbat sich eine Flagge für die Stange am Gipfel seines Felsens. Da Usambara vertragsgemäß zur deutschen Interessensphäre gehörte, konnte ihm dieser Wunsch erfüllt werden, „obwohl wir nicht daran dachten, unserer wissenschaftlichen Expedition einen kolonialpolitischen Beigeschmack zu geben." Der Aufstieg auf den Kombolaberg war qualvoll, weil die Träger auf dem glatten, lehmigen Boden nur Schritt für Schritt vorrücken konnten, aber nach kurzer Rast wurde „mit fröhlichem Jauchzen" der höchste Punkt erreicht. – Ein Rasttag in Nikisaro und Verteilung von Poscho (Zehrgeld) hielt die Träger in bester Stimmung.

> „Es war erstaunlich, wie rasch unsere Träger, die doch im Allgemeinen in solchen Bergwanderungen nicht geübt waren, sich eingewöhnt hatten und mit welcher Leichtigkeit sie bereits stiegen. Am Tage nach dem Poscho pflegten viele sich's freilich bequem zu machen und einen Eingeborenen zu engagieren, der die Last schleppte, während der Träger als großer Herr nur mit dem Gewehr hinterherschlenderte. Freilich war das Zehrgeld für solchen Luxus nicht bemessen und wenn es am letzten Tage nichts mehr zu essen und auf den Feldern nichts zu mausen gab, so wurde eben der Gürtel strammgezogen und – gefastet."

Der Morgen des 9. September war empfindlich kalt und neblig. Die Schwarzen sind in solchen Fällen unzurechnungsfähig und kaum in Bewegung zu bringen. Aber am warmen Nachmittag, als man einen Hohlweg zwischen Laubmauern durchzog, erscholl schon wieder ihr lauter Gesang.

Durch trostlose Campinenlandschaft mit ihrem dürren, spärlichen Gras, versumpften Tälern und ausgedehnten Dornengestrüpp, welche das Gehen fast unmöglich machten, bereisten MEYER und BAUMANN ganz unerforschtes Gebiet. Dieses „war so trostlos, daß wir uns fragen mußten, ob es denn überhaupt der Mühe wert sei, derartiges Land zu entdecken und aufzunehmen.“ In dieser pessimistischen Stimmung näherten sie sich dem Komascharu-Berg.

Steil führte der rote Pfad zur Höhe. Kaum hatte sie der Vortrab erreicht,

> „als die ersten Träger ihre Lasten niederlegten und in ein wahres Freudengebrüll ausbrachen. Alle Befürchtungen, daß sich das ganze nördliche Usambara als trauriges Campinenland erweisen könnte, waren durch einen Blick aus dem Felde geschlagen; es war kein Zweifel, das ’steinige Usambara’ lag hinter uns und wir traten in ein neues, schöneres ’glückliches Usambara’. Für unsere Leute bedeutete dies ein Ende der Hungertage, für uns die Entdeckung eines unbetretenen, vielversprechenden Gebietes in Deutsch-Ostafrika.“

Sehr anschaulich schildert BAUMANN den Einzug der Expedition in den Hauptort Mlalo im nördlichen West-Usambara, der für die Bevölkerung ein erregendes Ereignis war:

> „Schon bei unserem Abstieg (vom Mlalo-Hügel) hatte sich in Mlalo das Leben eines gestörten Ameisenhaufens bemerkbar gemacht. Als ... die Karawane, von deren Nahen man offenbar nichts wußte, bemerkt war, änderte sich rasch der Schauplatz. Aus allen Hütten stürzten dunkle Gestalten und liefen eilig im Dorf umher, man sah Speere blitzen und das dumpfe Brausen zahlreicher Menschenstimmen drang bis zu uns. Auf allen Pfaden sah man Männer und Weiber aus den Feldern rasch und schweigend dem schützenden Weichbilde des Dorfes zueilen. Als wir unseren Grasplatz erreicht hatten und die Zelte aufschlugen, waren die Felsen um das Dorf herum buchstäblich mit Menschen bedeckt, die schreiend und mit wilden Bewegungen das unerhörte Ereignis besprachen. Einige unserer Leute stiegen zum Dorfe hinan und wollten einkaufen, doch fanden sie alle Tore geschlossen und die Eingeborenen riefen ihnen zu, sie könnten mit uns nicht in Verkehr treten, bevor ihr großer Sultan KINIASSI dies nicht gestattet hätte. So mußte sich denn MUINIKAMBI in eine weiße Toga hüllen und rote Schuhe anziehen, fünf nette Askari wurden so fein als möglich ausgestattet und zogen als Gesandtschaft feierlich zur Residenz des ’großen

> Sultan' hinan. Da die diplomatischen Verhandlungen sich in die Länge zogen, begann ich Circummeridianhöhen der Sonne zu messen und Dr. MEYER las wie gewöhnlich die Chronometer ab. Eben waren wir zu Ende, als oben ein furchtbarer Lärm sich erhob und eine förmliche Prozession den Schlangenweg herabzog. Voraus zog das Orchester des Sultans, bestehend aus einem Burschen, der eine alte Schiffsglocke unaufhörlich wütend schwang, mehreren Leuten, die Holzpfeifen bliesen und einem, der einer Ziehharmonika die entsetzlichsten Töne entlockte. Dahinter schritt der Sultan, beschattet von einem uralten Regenschirm, und ihm folgten etwa 50 Leute in kriegerischem Schmuck, die fortwährend Gewehre losschossen. Wir wollten einem solchen Empfang gegenüber natürlich nicht zurückstehen und befahlen unseren Trägern, jeder drei Schüsse abzufeuern. Sie taten dies mit allerlei Sprüngen und Geschrei, und bald hallten die Bergwände von den Schüssen, deren Knallen die wimmernde Schiffsglocke kaum übertönen konnte."

KINIASSI begrüßte die beiden Forscher als erste Weiße in seinem Gebiet. Die Freundschaft wurde besiegelt, und in hellen Haufen kamen die Eingeborenen mit Lebensmitteln aller Art vom Dorf herunter. KINIASSI und einige seiner Minister trugen die Kinnbärte in Zöpfe geflochten und erwiesen sich als bereitwillig und sehr landeskundig. Später wurde mit den Hauptleuten der Karawane eine offizielle Gegenvisite gemacht. Aus allen Spalten der Hütten lugten die „Hofdamen" und bekümmerten sich wenig um KINIASSIS grimmiges Drohen mit der langen Pfeife. Viele Bündel wurden verteilt, aus dem Hintergrund erklang ein begeistertes Ah und Oh der Frauen.

KINIASSIS zunächst zur Schau getragene gleichgültige Miene änderte sich, und er freute sich wie ein Kind. Bitter beklagte er sich, daß die Massai und Wataita fortwährend räuberische Einfälle in sein friedliches Tal machten, was er dem Mangel einer kräftigen Zauberflagge zuschrieb. Er bat dringend um eine solche und versprach, ihr einen hohen Flaggenstock errichten und sie in Ehren halten zu wollen. So erhielt er dann auch eine deutsche Flagge.

Am 19. September kam die Karawane nach sehr beschwerlichem Marsch durch die Urwälder des Schagaiu-Berges zum Dorf Mbaramu, dessen Häuptling sich aus seiner Kindheit noch an die deutschen Forscher VON DER DECKEN und KERSTEN erinnerte. Sie hatten „ein gutes Andenken hinterlassen", welches den Forschern nach 26 Jahren, noch sehr zustatten kam. Ihre Ruhe in Mbaramu wurde einzig durch den Gedanken getrübt, daß sie morgen diese prächtigen Höhen verlassen und in die heiße wasserarme Ebene absteigen mußten.

> „Denn unsere geplante Durchkreuzung Usambaras war vollendet und überraschend gut gelungen. Wer Afrika kennt, der weiß, wie selten die genaue Durchführung selbst eines bescheidenen Reiseplanes möglich ist. Uns ward dieses seltene Glück in

> Usambara zuteil geworden. Konnten wir dies als günstiges Omen für unsere weiteren Pläne nehmen?“

Vor dem Abstieg in die Steppe wurde die sogenannte „telekessa“ gemacht, ... alle Leute kochten ab und füllten die Kalebassen und sonstigen Gefäße mit Wasser, da sich bis Gondja nur wasserlose Einöde dehnt. In Gondja war die erste Frage Hans MEYERs die nach seiner Haupt-Karawane, aber niemand hatte sie gesehen. Sie sei auf Befehl des Sultans von Sansibar in Masinde vom Häuptling SEMBODJA aufgehalten worden. Von dem Ausbruch eines Aufstandes wußte man immer noch nichts. Das erste Alarmzeichen war die Desertion von 17 Trägern und später auch fast aller Askari. Wenn damals eine Karawane, die Askari inbegriffen, sich in den Kopf gesetzt hatte, fortzulaufen, so konnten sie zwei Weiße daran nicht hindern. Klärung der Lage konnte jetzt nur in Masinde erfolgen. Man marschierte ab, am Lagerplatz blieb hochaufgeschichtet ein Stapel verwaister Lasten zurück. Ein zuverlässiger Mann bewachte sie. Er sollte einige Ersatzträger anwerben. „Lebe wohl, Herr, morgen komme ich!“ Mann und Lasten wurden nicht wieder gesehen.

In Masinde wurden die Forscher von dem Häuptling SEMBODJA empfangen, einem lichtfarbenen alten Mann, der Betel kauend den roten Saft zu Boden spuckte. Er erklärte, daß die Träger der Hauptkarawane abgezogen seien, weil der Wali (Bürgermeister) von Pangani es befohlen habe. Auf die Entgegnung, daß SEMBODJA doch selbst den Schutzvertrag mit Deutschland geschlossen

> „und daß kein Wali und kein Sultan das Recht habe, unseren Leuten das Fortlaufen zu befehlen, ... lachte uns SEMBODJA einfach ins Gesicht und bat uns sehr unumwunden, ihn mit solchem Unsinn in Ruhe zu lassen. Er kenne keine ’Wasungu’ (Europäer) und ’Wadatschi’ (Deutsche), sondern nur den Sultan und die Araber, die seit jeher die Herren des Landes gewesen.“

MEYER und BAUMANN wußten von den Erfolgen der Aufständischen an der Küste immer noch nichts.

Die Ungewißheit, alle Planungen der Expedition durchführen zu können, ließ den Wunsch aufkommen, wenigstens ein abgeschlossenes Teilresultat zu erreichen: die Beendigung der kartographischen Aufnahme von Usambara durch eine Durchquerung von Masinde nach Mlalo. Nur vier Mann der alten Mannschaft waren noch bereit, die beiden Weißen zu begleiten. Doch stellte SEMBODJA 12 Träger zur Verfügung, die er freilich bald wieder zurückholen ließ. Als man schon die Königstadt Usambaras, Wuga, erreicht hatte, erschienen mitten in der Nacht ganz unvermutet drei Askari der Hauptkarawane, die sich bis zur Küste durchgeschlagen hatten und von dem Inder SEWAH HADSCHI in Erfüllung des mit Hans MEYER geschlossenen Vertrages wieder zu ihrem „Bwana“ zurückgesandt worden waren. Sie brachten einen Brief eines Konsulatsbeamten mit.

> „Wäre dieser Brief klar und vernünftig gewesen, so hätte er uns wohl schweres Unheil für später erspart.“

Auf jeden Fall aber bedeuteten diese drei Askari einen wertvollen Zuwachs der kleinen Mannschaft, besonders in der Person des MUINIAMANI, eines schlanken hübschen Suahili, „einer jener ewigen Vagabunden, wie man sie an der ostafrikanischen Küste nicht selten antrifft“. Wie so viele Suahili hatte auch er die Eigenschaft, immer nett auszusehen. Ein Fez, ein weißes Sansibarhemd und ein Stück rotes Zeug gebrauchte er in allen Variationen und hielt alles stets sauber gewaschen.

Hans MEYER entschloß sich, mit zwei Trägern wieder zu SEMBODJA zurückzukehren, damit die wertvollen restlichen Lasten nicht im Stich gelassen wurden. BAUMANN aber sollte mit vier Leuten und einer Last versuchen, noch den Pfad bis Mlalo fortzusetzen und den kartographischen Anschluß an die nördliche Route der vergangenen Wochen herzustellen. BAUMANN erreichte Mlalo, auf dessen höchstem Gipfel KINIASSIs Fahne an langem Maste wehte. KINIASSI erschien mit ungeheuren Proviantmengen, man saß tafelnd beisammen, BAUMANN sehr glücklich, nun wenigstens Anschluß an die frühere Route erreicht zu haben. Aber das Gespräch wurde immer ernster, denn KINIASSI und sein Sohn rieten dringend ab, nach Masinde zu SEMBODJA zurückzukehren.

> „Natürlich konnte ich ihren Ratschlägen nicht folgen, da ich doch wußte, daß Dr. MEYER bei Masinde auf mich und die Leute wartete.“

Nach einem mühseligen Marsch,

> „teilweise unter heftigen Regenfällen, der durch die Talmulde von Rusotto[11] führte“,

fand BAUMANN zunächst Spuren seines Gefährten, dann diesen selbst an den wilden Felsabstürzen der Masindeberge.

In Masinde erschien alsbald SEMBODJA und bedrängte die Forscher unausgesetzt mit Erpressungen. Saßen sie beim Essen, so verlangte er die Gabeln, beobachteten sie die Sonne, so forderte er den Theodoliten. Fortwährend umstand eine dichte Volksmenge das Zelt und immer wieder kam SEMBODJA, um sich wissenschaftliche Apparate anzueignen und die Forscher mit dreister Unverschämtheit zu belästigen. Lebensmittel erhielten sie nicht. Aber SEMBODJA versprach ihnen wenigstens 30 Leute, mit denen sie zur Küste ziehen könnten, doch wurde die Erfüllung der Zusage am nächsten Tage höhnisch abgelehnt. So konnte nur das Allernötigste mitgenommen werden, alles Übrige, darunter die kostbaren photographischen Platten, mußte man zurücklassen. Alle Güter und Waffen, die ganze kostspielige Ausrüstung, blieb in SEMBODJAs Händen.

Am Usambara-Gebirge entlang, durch einen breiten Sumpf, wurde Tarawanda erreicht, wo sich stets Leute von der Küste aufhielten. Dort erfuhr man,

---

[11] In diesem Tal wurde, 1.470 hoch, zehn Jahre später, Anfang 1898, der Ort Wilhelmstal (nach dem Ersten Weltkrieg in Lushoto umbenannt) mit Sitz eines Bezirksamts und der Forstverwaltung sowie einer Abteilung Landespolizei gegründet und noch vor 1914 durch eine moderne Gebirgsstraße mit Motor-Omnibus-Verkehr mit Mombo an der Usambara-Bahn von Tanga nach Moschi am Kilimandjaro verbunden *[Bearb.]*.

daß alle Europäer aus Pangani, Tanga, Magila und Lewa auf Befehl des Sultans von General MATTHEWS abgeholt worden seien. Um den Grund zu erfahren, wurde ein Askari nach Pangani an den Agenten SEWAH HADSCHIS gesandt mit dem Ersuchen, um sofortige genaue Nachrichten.

Beim Weitermarsch entlang dem Südfuß der Ost-Usambara-Berge, begegneten der nur noch acht Mann zählenden Karawane etwa 30 scharf bewaffnete Suaheli-Leute. Sie begrüßten die kleine Schar „mit lauter, übermäßiger Freundlichkeit“, reichten bieder die Hand und erklärten, sie seien Soldaten des Wali von Pangani und beauftragt, die beiden Weißen sicher nach der Küste zu bringen.

> „Das erschien uns nun sofort sehr unwahrscheinlich, denn ein abenteuerlicheres Gesindel war mir so leicht nicht vorgekommen. Ihr Anführer hieß DJAHASI, der das charakteristische westafrikanische Negerenglisch sprach. Man hörte sofort, daß er früher am Kongo gedient hatte. Fast alle waren wüst und verwegen aussehende Burschen, besonders der herkulische Unyamwesi-Mann SIMBA, der das Haar bis auf einen breiten, raupenähnlichen Streifen ausrasiert hatte und dessen Gesicht mit Narbenwülsten bedeckt war.“

Die Karawane war auf fünf Köpfe zusammengeschmolzen. Dagegen hatte sich über Nacht die verdächtige Begleitung vermehrt, und wohl 50 gut bewaffnete handfeste Neger liefen vor und hinter den wenigen Männern her. Kurz nach der von früher bekannten Wegabzweigung nach Magila wurde die vor sechs Wochen noch blühende Tabakplantage Lewa (Deutschenhof)[12)] erreicht. Alles war zerstört. Tot und still lag die weite Farm. Die nun in rascher Folge sich abspielenden Ereignisse werden am besten mit BAUMANNS eigenen Worten geschildert (gekürzt):

> „Wir waren uns schon völlig klar darüber, daß die Absicht vorliege, uns auszurauben, und konnten höchstens über die Art und Weise, wie dies geschehen sollte, im Zweifel sein. Es lag mir nun vor allem daran, meine mühsame Aufnahme des Usambaragebirges sowie überhaupt meine wissenschaftlichen Aufschreibungen, die ich selbst in einer Reisetasche trug, zu retten. Ich begann daher in auffallender Weise meine Tasche, in der die Räuber natürlich Gold vermutet hatten, auszupacken, und zeigte den Leuten, die mit gespannter Aufmerksamkeit zusahen, jedes einzelne Notizbuch und Kartenblatt. Ich packte dann alles wieder ein und erklärte ihnen, daß diese Schriften für Schwarze zwar völlig wertlos und nicht einmal einen Pesa (Kupfermünze) wert, dem Weißen aber geradezu unschätzbar seien. Ich konnte auf diese Art hoffen, die Sachen entweder behalten zu dürfen, oder doch einen etwaigen Dieb zu bewegen, sie aufzubewahren

12) Die Pflanzung der *Deutsch-Ostafrikanischen Plantagen-Gesellschaft* war erst 1887 von dem Pflanzer SCHROEDER angelegt worden *[Bearb.]*.

und später zu verwerten, statt sie als nutzlos fortzuwerfen. Die letztere Voraussetzung zeigte sich denn auch als richtig, wie spätere Erfahrung lehrte ...

Der Weg führte erst über einige steinige Hügel, dann durch die stark versumpften Waldungen im Alluvialgebiete des vielgewundenen Panganiflusses ... zuletzt betraten wir einen offenen Platz, der von vier oder fünf niedrigen Hütten im Sansibar-Stile umgeben ist ... Wir hatten die Mundo-Schamba erreicht ...

Als die Sonne untergegangen war ..., verlangten wir nachdrücklicher das Boot und erklärten, falls keines zu haben sei, zu Fuß nach Pangani gehen zu wollen. Die ganze Gesellschaft DJAHASI's hatte sich scheinbar unbefangen um uns versammelt. Das Bewußtsein drohender Gefahr kam mir erst, als ich merkte, daß DJAHASI, der schräg vor mir auf einer Kiste saß, dem hinter mir stehenden SIMBA ein Zeichen der Beruhigung gab. Unwillkürlich griff ich nach dem Revolver, doch bevor ich die Waffe erfassen konnte, sprang DJAHASI auf und ich fühlte mich plötzlich von rückwärts mit Riesenkraft umschlungen, während SIMBA mich würgte und MAGONGO mir Faustschläge ins Gesicht versetzte. Natürlich versuchte ich mein Bestes, mich loszureißen und die Waffe zu ergreifen, da ich glauben mußte, man wolle uns ermorden. In diesem Augenblicke der höchsten Not, halb erwürgt durch den bestialischen SIMBA, erblickte ich Dr. MEYER in gleicher Situation und mit dem Burschen im gewürfelten Rocke und einigen anderen ringend, während DJAHASI ihm ein Gewehr vorhielt, und hörte das 'Allah'geschrei der Somali aus der Hütte. Man hatte also auch diese überfallen. Um meinen Widerstand zu brechen, schlugen mir die Leute mit Keulen auf den Hinterkopf und ins Gesicht, so daß ich bald stark blutete. Da der alte NUBI, der unwillkürlich mein Vertrauen erweckt und die Leute auch von Rohheiten abzuhalten suchte, mir zurief: 'Akuna kufua, ku funga tu' (Du sollst nicht sterben, nur gebunden werden), gab ich jeden nutzlosen Widerstand auf.

Die Leute begannen sich nun förmlich um mein Eigentum zu balgen, MAGONGO 'zog' mir mit erfahrener Hand die Uhr, während die Anderen, die zu ungeschickt waren, um in die Taschen zu greifen, mir Rock und Beinkleider stückweise vom Leibe rissen. Ob der Schleuderthermometer und die Boussole, die sie dabei erbeuteten, dieser Anstrengungen wert waren, mag dahingestellt bleiben. Bezeichnend ist, daß sie erst ganz zuletzt daran dachten, mir den Revolver abzunehmen. Da ich sah, daß eine augenblickliche Lebensgefahr nicht vorlag, erfaßte mich sofort der Gedanke an meine wissenschaftlichen Aufschreibungen und ich begann laut darnach zu verlangen und NUBI aufzufordern,

sie zu verwahren. NUBI machte ein Zeichen der Gewährung und zeigte mir die betreffende Tasche. DJAHASI schien dies für ein neues Zeichen des Widerstandes meinerseits zu betrachten und hielt mir unter Drohungen im unmöglichsten Englisch Dr. MEYER's Mauser-Magazingewehr vor. Ich forderte ihn schließlich auf Kikongo auf, sich nicht lächerlich zu machen, da er ja dieses Gewehr doch nicht benützen könne, und fügte hinzu, er möge sich schämen, als alter Soldat STANLEY's derart gegen einen Sohn BULA MATADI's (STANLEY's) vorzugehen. Denn wie alle Schwarzen hielt er mich, da ich früher am Congo tätig war, für einen ehemaligen Beamten des Congostaates, für einen ’Sohn BULA MATADI's’. DJAHASI zeigte sich von da ab nur mehr wenig und wagte es nicht, uns, die wir wehrlos und gefesselt waren, ins Auge zu blicken. ...

Man hatte uns längst von unserer Bank auf den Boden befördert und die Arme mit Cocosstricken zusammengefesselt. Nun brachte einer mächtige Halseisen, die durch eine circa 2 m lange, schwere Eisenkette verbunden waren und uns mittelst Vorhängeschlösser angelegt wurden. Ein Schwarzer fand es dabei für notwendig, mir meine Schnürstiefel auszuziehen. Dann wurden mir Fußeisen angelegt, welche durch einen Eisenstab verbunden waren.

Man rief mir dann zu, aufzustehen. Ich hielt dies für eine gute Gelegenheit, von den sehr schmerzhaften Armfesseln loszukommen und erklärte, nicht gehen zu können: ein Weißer könne ohne Schuhe nicht gehen. Die Räuber glaubten dies wirklich und begannen mir die Schnürschuhe wieder anzuziehen, was ihnen natürlich nicht gelang. Sie banden mir dann die Arme los und unterließen es später, mich wieder zu fesseln. Man führte uns in die Hütte hinein.

Der Raum war ziemlich hell erleuchtet und ich hatte Gelegenheit, meinen Leidesgefährten, an den mich das Geschick mit mehreren Kilogramm schweren Ketten gefesselt, näher anzusehen. Er hatte zwar die Arme noch gebunden, trug jedoch ziemlich ganze Kleider und sah viel weniger zerprügelt, überhaupt weit anständiger aus als ich, der ich mit meinen aufs Äusserste zerfetzten und mit Schlamm bespritzten Lumpen, mit dem blutigen Gesichte und der mächtigen Kette um den nackten Hals als Prototyp eines gefesselten Raubmörders gelten konnte. Wir wechselten nur einige Worte über unsere traurige Lage, dann sah ich eben noch, wie man Dr. MEYER's Armfesseln löste, und schlief gänzlich erschöpft ein.

Ich sollte aber nicht lange Ruhe haben. Bald ging draußen ein Höllenlärm los, da die Räuber in der Teilung unserer Habselig-

keiten begriffen waren. SIMBA kam ganz wütend herein und fragte, wo unsere Rupies seien, was uns einiges Vergnügen bereitete, da wir eben kein Geld hatten. Später erschienen die Weiber, darunter auch einige ganz hübsche, und begannen uns regelrecht zu 'verhöhnen' ...

Wir waren eben wieder eingeschlafen, als neuer Lärm und das Eintreten zahlreicher Leute uns erweckte. Das Licht fiel voll auf eine schlanke, aufgerichtete Gestalt, die uns sofort klarmachte, welche Feinde die eigentlichen Urheber unserer Gefangennahme seien. Vor uns stand in weißem Sansibar-Hemde, mit silbergesticktem Dolchgürtel, aufs Gewehr gestützt, ein junger Araber. Er war offenbar kein Vornehmer und kam nur im Auftrage eines Höheren. Als wir ihn fragten, wie man dazu käme, harmlose fremde Reisende in Ketten zu legen, antwortete er 'testuri' (Landessitte) ...

Von unseren Leuten war niemand mehr zu sehen. Die Somali waren nach dem Überfalle verschwunden, entweder hatte man sie in einer anderen Hütte gefesselt, oder sie entkommen lassen.

Gegen Mittag erschien die Frau NUBI's und brachte uns Reis und recht schmackhaft in Gewürzsauce nach arabischer Art bereitete Fische. Frau Nubi hatte sich zwar auch bei der 'Verhöhnung' am Abend beteiligt, heute war sie jedoch ganz Mitleid und Rührung und sprach uns mit weicher Stimme wie kleinen Kindern Trost zu. Als wirksamere Beruhigungsmittel brachte sie auch Tabak und Tee.

Sie teilte uns mit, daß die Farm und damit auch die Verfügung über unsere Personen einem mächtigen arabischen Kriegsmann namens BUSCHIRI BIN SALIM gehöre, dessen Sklaven ein großer Teil der Räuber seien. Ich erinnerte mich dunkel, den Namen dieses Arabers in Reiseberichten über Uniamwesi gelesen zu haben, doch konnten wir uns über seine Person nicht klar werden.

Den ganzen Tag über kamen Durchziehende in die Hütte, um uns anzustaunen, was insoferne nicht unangenehm war, als wir hoffen konnten, daß die Nachricht unseres Schicksals sich dadurch rasch verbreiten und auch nach Sansibar dringen werde.

Nach der Stille der zweiten Nacht wirkte es um so erschütternder, als plötzlich noch vor Tagesgrauen Waffenlärm und der Klang vieler Stimmen draußen vernehmbar wurde. Erschreckt fuhren wir aus dem Schlafe auf und hörten eine befehlende Stimme, die energisch nach NUBI und den anderen Farmleuten rief. Gleich darauf drang heller Lichtschein in unser Gefängnis und durch die niedere Tür trat, gefolgt von der ganzen DJAHASI'schen Räuberbande, eine Gruppe Araber ein. Unter diesen fiel

uns sofort ein greiser, untersetzter und sehr lichtfarbener Mann auf. Er trug einen schönen Maskat-Turban, einen goldgestickten, etwas verrissenen Burnus von braunem Comorozeug über das dünne weiße Hemd, einen Revolver im Gürtel, in der Hand ein gutes Jagdgewehr, und blickte uns mit großen, tiefschwarzen Augen kalt und ruhig an. Wir fühlten, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei. Der Mann vor uns war offenbar BUSCHIRI BIN SALIM, und sein trotziges Aussehen sowie das seiner arabischen Begleiter, unter welchen ein bärtiger, langer Maskater auffiel, ließ uns nichts Gutes hoffen und unsere letzte Stunde nicht mehr ferne glauben. Etwas beruhigte uns der Anblick eines unbewaffneten alten Mannes mit weißem Bart, der einen weißen Turban trug und den wir erst auch für einen Araber hielten, bis er sich als mohammedanischer Indier namens ABD-EL-KERIM vorstellte. Nun wußten wir, daß Indier zwar vor den schmutzigsten Geschäften nicht zurückscheuen, wohl aber sich schwerlich an einer offenen Gewalttat persönlich beteiligen würden. Es handelte sich also um Geld, um eine Erpressung

Als wir BUSCHIRI aufforderten, unsere Ketten zu lösen, antwortete er ’Inschallah’ und verließ mit seiner Begleitung den Raum, uns mit dem alten Indier allein lassend. Dieser begann nun eine längere Rede zu halten, in welcher er seine Sorge um unser Wohl, seine Liebe zu uns u.s.w. ins rechte Licht setzen wollte. Wir unterbrachen ihn etwas ungeduldig, worauf er uns mitteilte, BUSCHIRI sei entschlossen, uns umzubringen, ’ku tschindscha, ku piga bunduki’, abzuschlachten, mit dem Gewehr zu erschiessen. ’Lakini a na taka fesa’, aber er braucht Geld. Dieser Zusatz zeigte uns sofort, daß unser Leben nicht in Gefahr sei, und Dr. MEYER fragte, mit wie viel Geld dem trefflichen BUSCHIRI denn gedient sei? Dies erfuhren wir aber nicht so ohne weiteres, sondern ABD-EL-KERIM erörterte erst des Längeren, wie es nur seinen edelmütigen Bemühungen gelungen sei, den Blutdurst BUSCHIRI's zu bezähmen und ihn zu veranlassen, sich auf Lösegeld-Verhandlungen einzulassen. Zuletzt betonte er noch seine Uneigennützigkeit und nannte die Summe von 10.000 Rupies, welche er, wie er hinzufügte, Dr. MEYER gegen eine Anweisung creditieren und sofort an BUSCHIRI auszahlen wollte. Wenn man bedenkt, welche ungeheure Summen südeuropäische Banditen als Lösegeld zu verlangen pflegen, so war die genannte Summe keine allzuhohe, und Dr. MEYER zögerte unter den gegebenen Umständen nicht, auf diese Bedingung einzugehen.

BUSCHIRI trat daraufhin wieder ein und gelobte sofort nach Unterzeichnung des Bons, unsere Ketten zu lösen, uns heute noch sicher nach Pangani zu bringen und freizulassen. Die

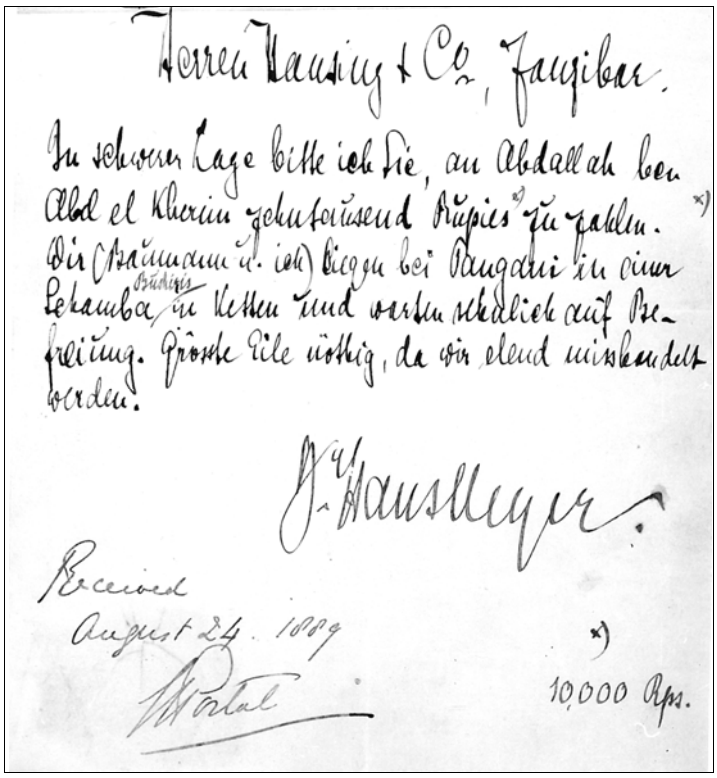
Sache war allerdings bedenklich, und wir äußerten offen unseren Verdacht, man wolle Dr. MEYER die Anweisung durch Versprechungen ablisten und uns dann doch ermorden. Da wies BUSCHIRI auf seinen Bart und erklärte, mit weißen Haaren sei er zu alt geworden, um zu lügen. Ein Junge brachte hierauf bereit gehaltene Tinte, Papier und Feder und Dr. MEYER stellte die Anweisung aus, zahlbar durch die Firma Hansing in Sansibar an Abdallah bin ABD-EL-KERIM, den Sohn des alten Indiers."

Der Brief mit rotem Siegel (dem Nationalmuseum in Dar-es-Salaam gestiftet) lautet:

„Herren HANSING + Co., Zanzibar
In schwerer Lage bitte ich Sie, an Abdallah ben ABD-EL-KHERIM zehntausend Rupies zu zahlen[x)]. Wir (BAUMANN u. ich) liegen bei Pangani in einer Schamba BUSCHIRIS in Ketten und warten sehnlich auf Befreiung. Grösste Eile nötig, da wir elend misshandelt werden.

Dr. Hans MEYER"

(Fremd-Eintragung): "Received
August 24. 1889
gez. M. PORTAL"


Herren Hansing & Co., Zanzibar.

In schwerer Lage bitte ich Sie, an Abdallah ben Abd el Kherim zehntausend Rupies zu zahlen. x)
Dr. Baumann u. ich liegen bei Pangani in einer Schamba Buschiris in Ketten und warten sehnlich auf Befreiung. Grösste Eile nötig, da wir elend misshandelt werden.

J. V. Hausleyer.

Received
August 24. 1889
M. Portal

x) 10,000 Rps.

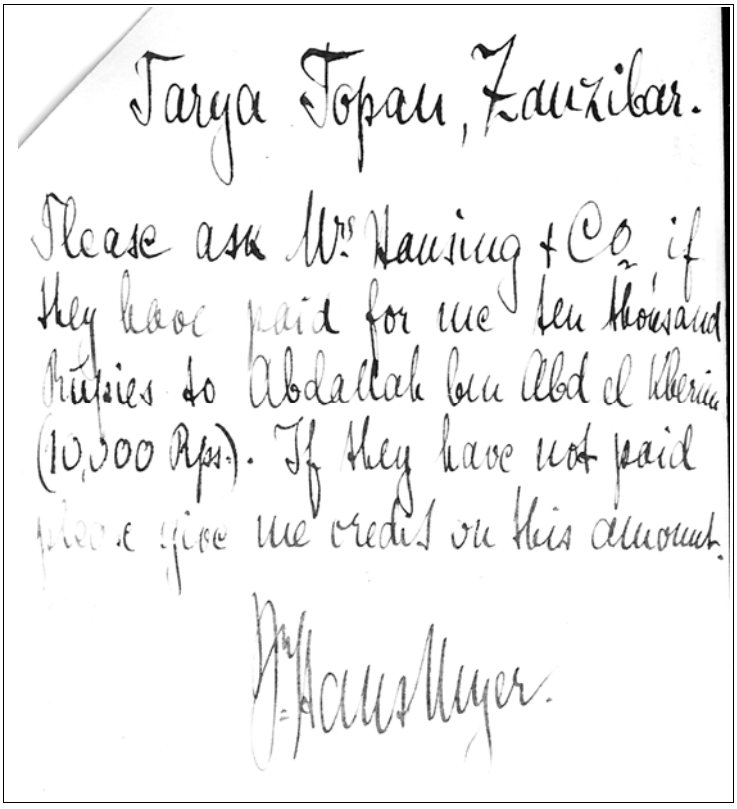
Schreiben Hans MEYERS an die Niederlassung der Hamburger Firma Hansing + Co. in Zanzibar aus der Gefangenschaft bei BUSCHIRI wegen Zahlung des Lösegeldes, 1888

Ein zweiter Brief nach Zanzibar sollte die Ausführung der Anweisung sichern:

„Tarya TOPAN, Zanzibar

Please ask Mrs. HANSING + Co., if they have paid for me ten thousand Rupies to Abdallah bin ABD EL KHERIM (10.000 Rps.). If they have not paid please give me credit on this amount.

Dr. Hans MEYER“



Schreiben Hans MEYERS aus der Gefangenschaft bei BUSCHIRI an Tarya TOPAN in Zanzibar wegen Kreditgewährung für das Lösegeld, 1888

Aus der von fremder Hand erfolgten Eintragung auf dem ersten der beiden Briefe geht hervor, daß dieser erst nach 10 Monaten in die Hand der Firma *Hansing* kam. Der Auftrag zur Zahlung des Lösegeldes wurde offenbar mündlich übermittelt und durch den zweiten Brief an Tarya TOPAN (arabischer Millionär in Zanzibar und Schwiegervater des Abdallah bin ABD EL KHERIM) bestätigt.

Oscar BAUMANN fährt in seinem Bericht fort:

„Dann (nach Unterzeichnung der Anweisung) wurden uns die Halseisen abgenommen und den vereinten Anstrengungen mehrerer Männer gelang es auch, mich von den scheußlichen Fuß-

eisen zu befreien, so daß wir uns wieder bewegen konnten, ohne durch eine Kettenlast behindert zu sein. BUSCHIRI reichte uns hierauf die Hand, bat uns das Vorgefallene durch die Kriegsverhältnisse und seine Feindschaft gegen Deutsche zu entschuldigen und empfing uns mit orientalischer Höflichkeit als seine Gäste. Allerdings war immer noch ein Wächter in der Nähe. BUSCHIRI machte es sich auf einer Veranda bequem."

BAUMANN meint, man konnte sich ihm gegenüber

„eines Gefühles der Achtung und der Überzeugung nicht entschlagen, es mit einer über das Mittelmaß hinausragenden Persönlichkeit, mit einem zielbewußten, energischen Manne zu tun zu haben. Das Merkwürdigste schienen seine tiefschwarzen, adlerartigen Augen zu sein. Mit einer gewissen Behaglichkeit berichtete BUSCHIRI über sein Vorgehen. Er war es gewesen, der die Briefe an SEMBODJA geschrieben, alle Briefe von Zanzibar an die Forscher abgefangen hatte und schließlich verschiedene Streifkorps gegen sie abgeschickt hatte. Er sagte, er habe DJAHASI befohlen, sie einfach gefangen zu nehmen, die Waffen und Wertgegenstände abzunehmen, sie aber nicht zu mißhandeln. Er habe DJAHASI wegen Nichtbefolgung letzteren Befehls gezüchtigt, meinte aber, daß diese von schwarzen Sklaven uns zugefügten Mißhandlungen zwar schmerzen, aber ebensowenig beleidigen können als etwa der Biß eines Hundes ... Im weiteren Gespräch erklärte er, daß es in Ostafrika ... nur drei tapfere und bedeutende Araber gäbe, nämlich TIPPO (TIPPU) TIP, der allmächtige Beherrscher ungeheurer Gebiete am obersten Kongo, MBARUK, ... der jahrelang gegen SAID BARGASCH gekämpft, und er selbst, BUSCHIRI BIN SALIM, der Besieger MIRAMBOS und jetziger Anführer des Aufstandes im Küstengebiete. Die Oberhoheit Zanzibars lehnte er ab: 'Was kümmert mich der Sultan', sagte er verächtlich, 'ich hasse ihn ... Jetzt erkenne ich ihn noch weniger an, da er sich nicht schämt, unser Land an Fremde zu verkaufen. – Sagt mir einmal, was wollen eigentlich die Deutschen hier in Ostafrika und warum bleiben sie nicht daheim in Deutschland?'

'Deine Frage ist sonderbar, was wollten denn eure Väter, die Araber, in Ostafrika und warum blieben sie nicht daheim in Arabien?'

'Du hast Recht' antwortete BUSCHIRI, 'meine Väter verfolgten dasselbe Ziel, welches jetzt die Deutschen verfolgen: Sie wollten Ostafrika in Besitz nehmen, sie gingen aber dabei denn doch ganz anders vor. Zu Tausenden kamen sie von Arabien, eroberten das Land in blutigen Kriegen und setzten sich fest *(34)*. Die Deutschen aber kamen wehrlos und ohne Soldaten, nur mit

> einem Briefe des Sultans, der uns leerer Schall war. An einen Ort kamen zwei, an den anderen drei oder höchstens vier Beamte. Würden diese wenigen mit Freundlichkeit gekommen sein, sich auf den Zolldienst beschränkt und alles aufgeboten haben, um uns, die herrschende Partei der Araber, zu gewinnen, so säßen sie wohl heute noch ruhig in den Küstenstädten. Doch diese schutzlosen Leute benahmen sich trotz ihrer Ohnmacht völlig rücksichtslos, rissen Flaggen herab und hißten andere auf, gaben uns Befehle und Vorschriften und benahmen sich überhaupt, wie wenn sie die Herren des Landes und wir alle ihre Sklaven seien. Wir sahen der Sache eine Weile zu, dann jagten wir die Weißen einfach fort, wie man übermütige Jungen fortjagt. Ja die Engländer, das mag ein reiches und mächtiges Volk sein, aber die Deutschen scheinen mir wohl nur ’wadogo dogo’ (ganz klein).’ “

Es liege manches Wahre in seinen Worten, sagt BAUMANN, nur die Schlußfolgerung von der Machtlosigkeit der Deutschen sei falsch.

Bei einem vortrefflichen arabischen Mahl erkundigte sich BUSCHIRI eingehend nach der Lage des Ortes Masinde, nach dem Besitz SEMBODJAs und nach der Zahl seiner Gewehre, so daß die Gefangenen sahen, daß er später seinen jetzigen Verbündeten bekämpfen und unterwerfen wollte. Sie gaben ihm nach besten Kräften Auskunft. BUSCHIRI meinte dann, wenn sie wieder nach Ostafrika kämen, sollten sie nicht mit SEWAH HADSCHI, sondern mit ihm einen Vertrag schließen. Falls er nur Geld bekäme, wäre er bereit, sie bis ins Herz Afrikas zu führen. Betreffs BAUMANNs Bücher und Aufnahmen versprach BUSCHIRI, Nachforschungen anzustellen und den Dieb zur Herausgabe aufzufordern.

„Es scheint, daß er sein Wort auch darin gehalten hat.“

Im Laufe des Nachmittags erschien Abdallah, der Sohn des alten Inders, ein Geck, der einen unangenehmen Parfumduft verbreitete, und erklärte, sein Vater könne die Summe von 10.000 Rupien nur gegen Erhalt von 2.000 Rupien Zinsen erlegen. Obwohl sehr entrüstet über diesen Wucher, mußte Dr. MEYER notgedrungen eine zweite Anweisung auf 2.000 Rupien ausfertigen.

> „Vor Sonnenuntergang trat BUSCHIRI völlig gerüstet vor das Haus und führte uns an den Fluß, wo ein schönes, den Deutschen abgenommenes Boot unserer harrte, welches wir gemeinsam mit den beiden Arabern und Abdallah bestiegen ... Wir flogen förmlich durch die vielen Windungen des Ruvu ... Bald erreichten sie die Stadt Pangani und hörten schon von weitem Schüsse und Geschrei. Nach der Landung waren sie sofort von Leuten umringt, die BUSCHIRI begrüßten. Die Stadt bot ein Bild wilden Kriegslebens, doch alle traten scheu und ehrerbietig vor BUSCHIRI zurück, der gleichmütig durch die erregte Menge schritt. Er führte die Weißen in sein Haus, in eine große Halle,

> die durch ein flackerndes Lämpchen düster beleuchtet war. Von der Straße tönte wütender Lärm herauf, aber BUSCHIRI gab den Gefangenen erneute Versprechen für ihre Sicherheit und erklärte, er wolle sie nach dem Haus ABD-EL-KHERIMs bringen, welches ihnen als Eigentum eines englischen Untertanen mehr Vertrauen einflößte."

Plötzlich stürzte DJAHASI und eine Bande bewaffneter Schwarzer herein, um BUSCHIRI eine Meldung zu erstatten.

> „Diese schien ihn keineswegs zu befriedigen, denn er hieb mit einer Flußpferdpeitsche tüchtig auf die Kerle ein. Dann kam eine Anzahl vornehmer Araber, welche stehend mit BUSCHIRI eine stürmische Beratung abhielten. Die bronzefarbigen, bärtigen Gesichter, aus deren scharfen Zügen und blitzenden Augen wilde Erregung sprach, das Glänzen der silberbeschlagenen Waffen, die weißen, vom ärmlichen Lichte rötlich übergossenen Burnusse, welche sich scharf vom dunklen Hintergrund abhoben, die trotzige Wildheit, die aus jeder Bewegung der sehnigen Gestalten sprach, dies alles gab ein malerisch schönes, ergreifendes Bild."

BUSCHIRI bewahrte unter den Männern die meiste Ruhe und Besonnenheit und entschloß sich schließlich, mit ihnen abzuziehen. Erst als der Lärm auf der Straße sich gelegt hatte, kam er wieder, um die Gefangenen zu holen. Sie atmeten erleichtert auf, als sie aus dem Hause auf die mondbestrahlte Straße hinaustraten; unter starker Begleitung arabischer Soldaten, geführt von BUSCHIRI, durchzogen sie ein Labyrinth enger Gäßchen und erreichten schließlich das Haus des Inders. Dort reichte ihnen BUSCHIRI die Hand und sagte ihnen Lebewohl, „als ob wir seit jeher gute Freunde gewesen wären."

Zwei der Askari erschienen in langen Zanzibar-Hemden, die ihnen der Inder geschenkt hatte. In Mundo hatte man ihnen den letzten Fetzen ihrer dürftigen Kleidung vom Leibe gerissen, Auch MUINIAMANI stellte sich ein, nackt ausgeraubt. Er hatte noch ärgere Prügel bekommen als die anderen. Gegen Mittag wurden Hans MEYER und Oscar BAUMANN von einigen Bewaffneten in das Haus des Wali geführt. Dort klagten sie darüber, daß man sie im Lande des Sultans derart mißhandelt und ausgeraubt hatte, so daß sie sogar gezwungen seien, ihm, dem Verwandten seiner Hoheit, im Hemd ihre Aufwartung zu machen. Der alte SAID HAMMED BIN MOHAMMED antwortete:

> „Was wollt Ihr, oh Herren? Ich sehe Euch vor mir, Ihr lebt. Wer das Leben gewonnen hat, der hat schon gewonnen!"

Als sie später in den Zeitungen von BUSCHIRI und seinen Kämpfen bei Bagamoyo und Dar-es-Salaam lasen, mußten sie stets „an diesen merkwürdigen Mann und an die Tage denken, die wir 'in der Höhle des Löwen' zugebracht" hatten *(35)*.

VI.

Kilimandjaro,

endlich Gipfelsieg

1889

Der unglückliche Verlauf der Expedition von 1888 und die doch noch glückliche Heimkehr Hans MEYERS und Oscar BAUMANNS erweckten in mancher Hinsicht recht unliebsames Aufsehen. Das Interesse der wissenschaftlichen Welt war selbstverständlich, und eine Flut von Aufforderungen zu Vorträgen war die Folge. Aber da diese meist öffentlich waren, bemächtigte sich ihrer oft eine unverständige und sensationshungrige Presse unter romanhafter Ausschmückung in Wort und Bild. Die verärgerten Auslassungen Hans MEYERS in den Briefen der folgenden Monate sagen genug. Seine ungeschminkten Darstellungen der Verhältnisse in der Kolonie erweckten nicht selten Unbehagen. Schließlich entwickelten sich Anfeindungen, die in dem Vorwurf gipfelten, Hans MEYER habe nur für sich und Oscar BAUMANN gesorgt, als er sich aus BUSCHIRIS Ketten loskaufte, nicht aber zweier englischer Missionare gedacht, die ebenfalls in BUSCHIRIS Hand gefallen waren. Davon konnte Hans MEYER damals aber nichts wissen.

Unter diesen unerfreulichen Umständen galt es nun, von der mißglückten Expedition das Möglichste an wissenschaftlicher Ausbeute zu retten, vor allem eine notdürftige Konstruktion der Karte des Usambara-Gebirges zu entwerfen. Groß war die Freude, als nach Monaten die Nachricht kam, daß es Euan SMITH, dem englischen Generalkonsul in Zanzibar, gelungen war, wenigstens einen Teil des verlorenen Beobachtungsmaterials in die Hände zu bekommen. Von Leipzig aus berichtet Hans MEYER dem Gefährten:

„14.1.1889

Lieber Doctor!

Beim Bart des Propheten, ich wollte der Radau wäre vorüber! Noch zweimal muß ich mich in Freiheit dressiert vorführen und den Zuschauern allerlei vormachen, was sie doch nicht glauben. Die Menschen sind bei uns furchtbar klug, wenn sie bloß reden, sehen oder hören; aber wenn sie selbst anpacken sollen, o sancta simplicitas! Bei Ihnen wird's nicht anders sein. – Daß Ihre Usambarakarte fertig ist, ist mir sehr lieb. Dann haben wir Ende des Monats die ganze Geschichte hinter uns und können an anderes denken als Ostafrika. Sie sehen, daß ich vorläufig von letzterem nichts wissen will. Erst muß ich sehen, wie dort der Hase läuft, ehe ich wieder meine Haut zu Markte trage. – Aus Zanzibar habe ich nichts uns Interessierendes zu vermelden. Dagegen hat EHLERS von Moschi geschrieben, daß er am Kibo emporgeklettert ist und am Nordrand, an einer gleichen Eismauer, umkehren mußte, wie ich am Ostrand. Er will jetzt via Meru und Ugueno zur Küste zurück. BUSCHIRI sei ihm gnädig."

„Leipzig, 25. 1. 1889

Lieber Doctor!

Endlich habe ich das Rhapsodieren hinter mir. Und nun werden einen hoffentlich auch die infamen Wurstblätter in Ruhe lassen.

> Das ist einfach nicht mehr zum Aushalten mit den Indiskretionen. – Daß ich dem Publikum sagte, ich wolle gleich wieder zum Kilimandjaro, darf Sie nicht wundern. Der Abschluß meiner Reiserei wird ohnehin der Kilimandjaro bleiben. Denn gerade weil EHLERS sich an der Nordseite vergeblich abgemüht hat, muß es endlich von der Westseite glücken, wo ja auch die höchste Kuppe liegt. – Einstweilen mag WISSMANN *(36)* an dem Aufstand herumdoktorieren, wo ihm unser lieber Freund BUSCHIRI, der ja das Abfangen in ein System gebracht hat, noch manche Nuß zu knacken geben wird.
> Haben Sie gelesen, daß unser Lösegeld noch nicht gezahlt sein soll? Ich habe den Blättern sofort mitgeteilt, daß die 12.000 Rupien beim englischen Generalkonsul hinterlegt sind, weil ABD-EL-KHERIM englischer Untertan ist. Ich bitte Sie, auch die Wiener darüber aufzuklären, denn das Odium des ’Schnorrens’ ist unter keinen Umständen angenehm.“

Am selben Tage schreibt Hans MEYER an seinen Vater:

> „Von meinem hiesigen Vortrag kann ich Dir kein Referat schikken, weil die Kerle zu stümperig berichtet haben. Offenbar scheuten sie die Wiedergabe meiner scharfen Kritik des Antisklaverei-Schwindels. Ich habe vorgestern in Dresden vor dem König noch einmal in derselben Weise gesprochen ...“

An Baumann einige Tage später:

> „Sie bekommen mit gleicher Post 2 Exemplare vom Bericht der Mundo-Moritat, lieber Doctor. Ich muß Ihnen gestehen, ich habe einen zwei Meter hohen Luftsprung vor Freude gemacht, als ich das liebliche Gemälde sah mit dem Vermerk darunter: ’Nach Skizze von Dr. Hans MEYER’. So ein verfluchtes Skribentengesindel! Einen topographischen Grundriß von Mundo habe ich Herrn W. gegeben auf seine Bitte hin. Und nun diese Schauerscene! Auch der Artikel mit der ganz neuen Wiederholung der Kettenschmiedung ist höchst geschmackvoll. Man wird das nächste Mal mit Skizzen vorsichtiger sein. – Freund BUSCHIRI hat noch nicht ausgelernt. Er offenbart jedesmal neue Fähigkeiten.“

Zu immer wieder aufkommendem Ärger über die Zeitungsberichte treten neue Differenzen mit dem Vater. Ein Rechtfertigungsbrief gibt ein eindrucksvolles Bild einer ebenso unabhängigen wie klaren Persönlichkeit.

> „Leipzig, 15.2.1889
>
> Lieber Papa!
> Du hast alle Ursache, entrüstet zu sein über den schlechten Scherz in der Notiz der *»Vossischen Zeitung«*. Ich bin es auch.

Wenn Du aber aus diesem wie einem früheren ähnlichen Anlaß glaubst, eine Befürchtung für meinen Charakter und eine Warnung aussprechen zu müssen, so irrst Du und tust mir Unrecht. Ich nehme diese sogenannten Auszeichnungen (Orden) an, nicht weil ich sie etwa als eine Äußerung der Fürstengunst hochschätze, sondern weil ich erstens als preußischer Offizier nicht berechtigt bin, dieselben zurückzuweisen ohne gleichzeitige Preisgabe meines Offizierspatentes, und zweitens, weil ich sehr wohl weiß, daß in gewissen Kreisen, welche in kolonialen Dingen vorläufig noch maßgebend sind, eine Meinung weit größeres Gewicht hat, wenn ihr Träger jene Auszeichnungen offizieller Anerkennung besitzt, da man dort bei der beklagenswerten Unkenntnis in überseeischen Vorgängen eine andere Gewähr für die Berechtigung und Richtigkeit einer eigenen Meinung nicht kennt. – Aus dem nämlichen Grunde lehne ich auch die Einladungen zu den 'Großen' nicht ab. Glaube mir, mein Besuch in Dresden und jetzt in Weimar hat nach der vorjährigen Einführung dem Aufkommen des gesunden Menschenverstandes in unseren Kolonialfragen mehr genützt, als es zwanzig gediegene Broschüren gemacht hätten. Aber innerlich berührt und verschiebt mich dies nicht um Haaresbreite. Ich bin eben doch Dein Sohn ...

Treuen Gruß
Dein Hans."

An Oscar BAUMANN:

„Berlin, 17.4.1889

Lieber Doctor!

Ich habe mich entschlossen, Ende Juni wieder nach Zanzibar abzureisen, um Kilimandjaro und Kenia zu besuchen. Dazu aber möchte ich einen Tiroler Bergsteiger mitnehmen, der sich auf alpine Partien von mittlerer Schwierigkeit versteht, jung und zäh ist und sich durch Gutwilligkeit auszeichnet. Sie werden mir leicht ein paar Adressen geben können mit Betonung eines Ihnen besonders geeignet erscheinenden Mannes. GÜSSFELDT, *(Forschungsreisender, Hochalpinist [Verf.])* schlug mir Italiener vor. Davon will ich aber nichts wissen, die Geschichte soll nun einmal germanisch sein. Länger als 6 Monate gedenke ich nur gezwungen wegzubleiben. Daß ich, um alles Geschwätz tot zu machen, Lösegeld für die englischen Missionare nun doch noch gezahlt habe, ohne daß sie je davon Notiz nahmen, schrieb ich Ihnen wohl schon.

Stets Ihr
Hans MEYER."

An Oscar BAUMANN:

„Berlin, 28.4.1889

Lieber Doctor!

Euan SMITH, Iwan, ist doch ein Hauptkerl! Gestern schickte er auch noch die Sketches, die ich Ihnen in Ihrer Originalbüchse zusende. Ich habe ihm schon wiederholt meinen Dank gestammelt und bitte auch Sie, ihm einmal ein paar freundliche Zeilen zu schreiben. Ihr Aufsatz über den Handel und Plantagenbau im tropischen Afrika hat mir sehr gefallen. Wenn nur auch diejenigen Nutzen daraus ziehen wollen, die am meisten daran interessiert sind. Aber die 'Ostafrikaner' *(Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft in der Heimat [Verf.])* wissen ja alles viel besser.

Wenn Sie in der EHLERS-Korrektion doch noch eine Bemerkung über den Krater aufnehmen wollten, würde ich Ihnen dankbar sein, weil auch die letzte *'Proceedings' (englische Fachzeitschrift [Verf.])* den törichten Satz enthält: 'This (d.h. EHLERS' Notiz, daß er von einem Krater nichts habe entdecken können) is somewhat remarkable in respect to Dr. MEYERs account of a crater summit.' – Ein Blick auf meine Fotos genügt – Das Lösegeld läßt HANSING direkt an BUSCHIRI gelangen. Nun bin ich das Geschwätz los, und die Missionare sind frei, wie ich heute lese.“ *(Britische Stellen hatten sich offenbar nicht um ihre Landsleute bemüht [Verf.])*

„Berlin, 20.5.89

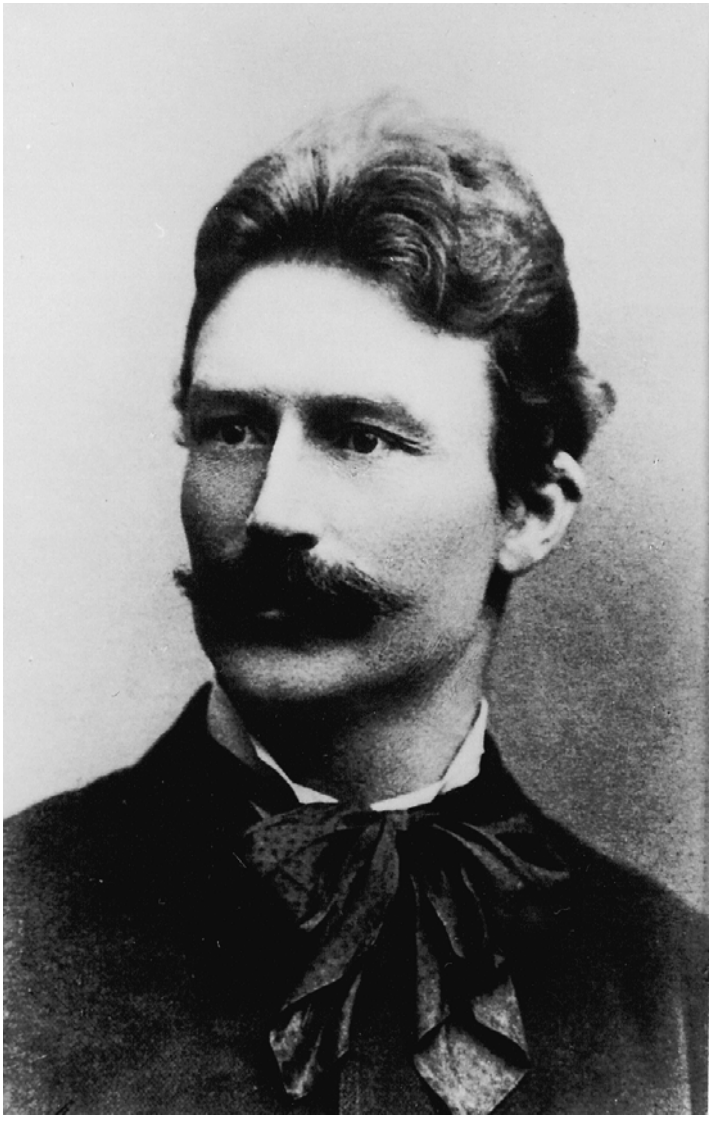
Lieber Doctor!

Ich bin im Begriff, PURTSCHELLER *(37)* als Reisegenossen zu gewinnen. Er hatte sich mir freundlichst angeboten und zweifelte nur, daß ihm der nötige Urlaub bewilligt werde[13)]. Ich machte alles Nähere mit ihm ab, erhalte aber eben eine Depesche, daß er wegen des Urlaubs Schwierigkeiten befürchte, da es ihm in Wien an Befürwortern seines Gesuches fehle. Er hat es bereits eingereicht. Nun bitte ich Sie, wenn es irgendwie in Ihrer Macht steht, legen Sie an maßgebender Stelle ein gutes Wort für das Urlaubsgesuch PURTSCHELLERs ein. Ich will ja gerne alle aus seiner Beurlaubung dem Österreichischen Staat erwachsenden Kosten tragen.

Mit besten Grüßen

Ihr Hans MEYER.“

13) PUTSCHELLERs Brief vom 18.5.1889, siehe S. 114 ff.

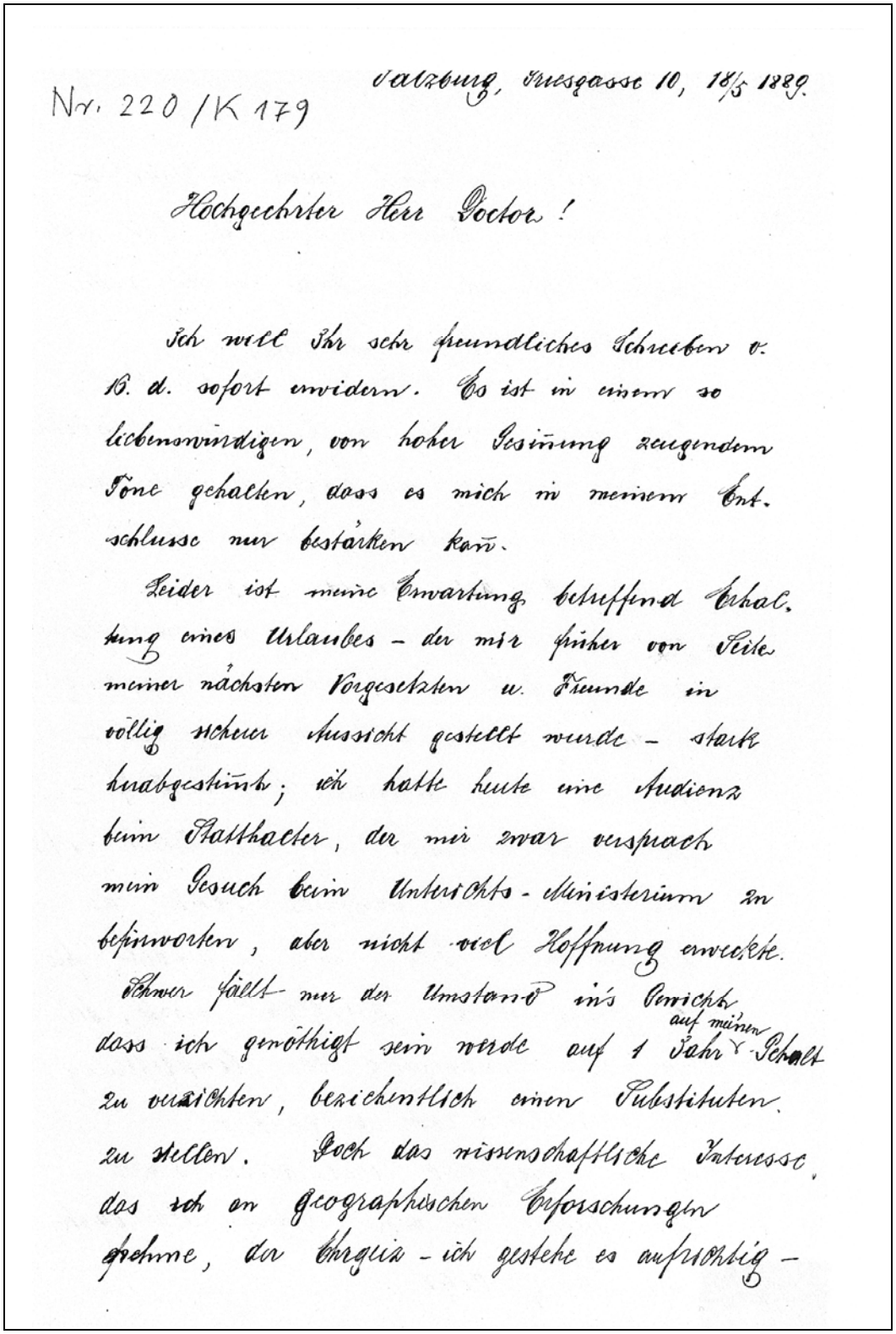


Ludwig PURTSCHELLER [1849–1900]

„Berlin, 22.5.1889

Liebe Eltern!

Ich habe inzwischen wieder einmal Fieber gehabt. Nun nehme ich unausgesetzt Arsenik und fühle mich sehr wohl dabei. Daß mir mit der vorschreitenden Jahreszeit der Boden mehr und mehr unter den Füßen brennt, werdet Ihr begreiflich finden, zudem ich mit meiner Ausrüstung vollständig fertig bin. Sobald ich mit dem in Aussicht gestellten Begleiter fest abgeschlossen habe, segle ich los. Je eher ich gehe, desto eher komme ich wieder. Vor Schluß des Lexikons muß ich auf alle Fälle wieder zurück sein. Die Nachrichten aus der englischen Interessensphäre lauten nach wie vor sehr günstig. Die englische Regierung hat



Nr. 220/K 179

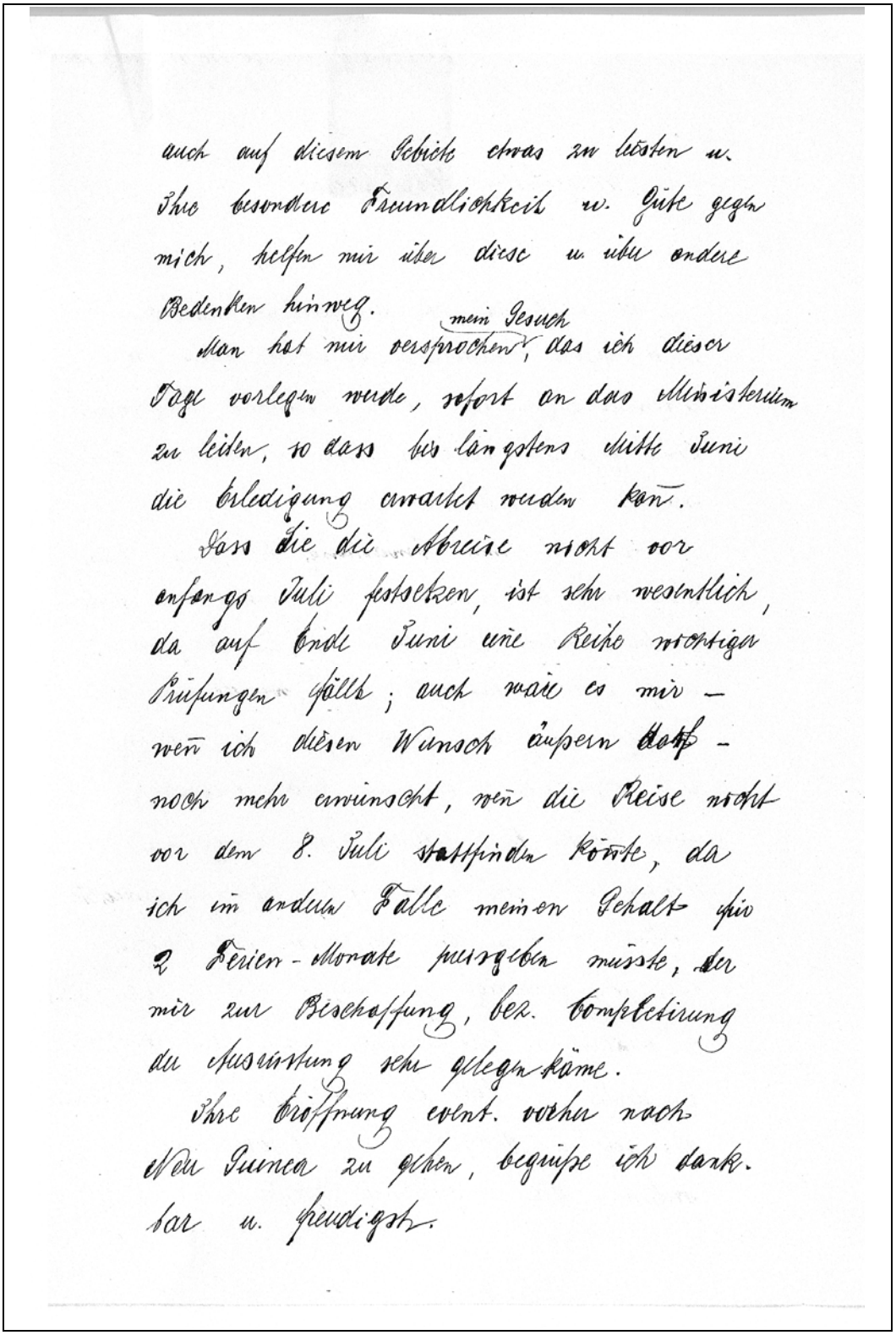
Salzburg, Giesgasse 10, 18/5 1889.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Ich will Ihr sehr freundliches Schreiben v. 16. d. sofort erwidern. Es ist in einem so liebenswürdigen, von hoher Gesinnung zeugendem Tone gehalten, dass es mich in meinem Entschlusse nur bestärken kann.

Leider ist meine Erwartung betreffend Erhaltung eines Urlaubes – der mir früher von Seite meiner nächsten Vorgesetzten u. Freunde in völlig sicherer Aussicht gestellt wurde – stark herabgestimmt; ich hatte heute eine Audienz beim Statthalter, der mir zwar versprach mein Gesuch beim Unterrichts-Ministerium zu befürworten, aber nicht viel Hoffnung erweckte. Schwer fällt mir der Umstand ins Gewicht, dass ich genöthigt sein werde auf 1 Jahr auf meinen Gehalt zu verzichten, bezüglich einen Substituten zu stellen. Doch das wissenschaftliche Interesse, das ich an geographischen Erforschungen nehme, der Ehrgeiz – ich gestehe es aufrichtig –

Seite 1 des Briefes von Ludwig PURTSCHELLER an Hans MEYER vom 18.5.1889 wegen der Teilnahme an der 3. Kilimandjaro-Expedition



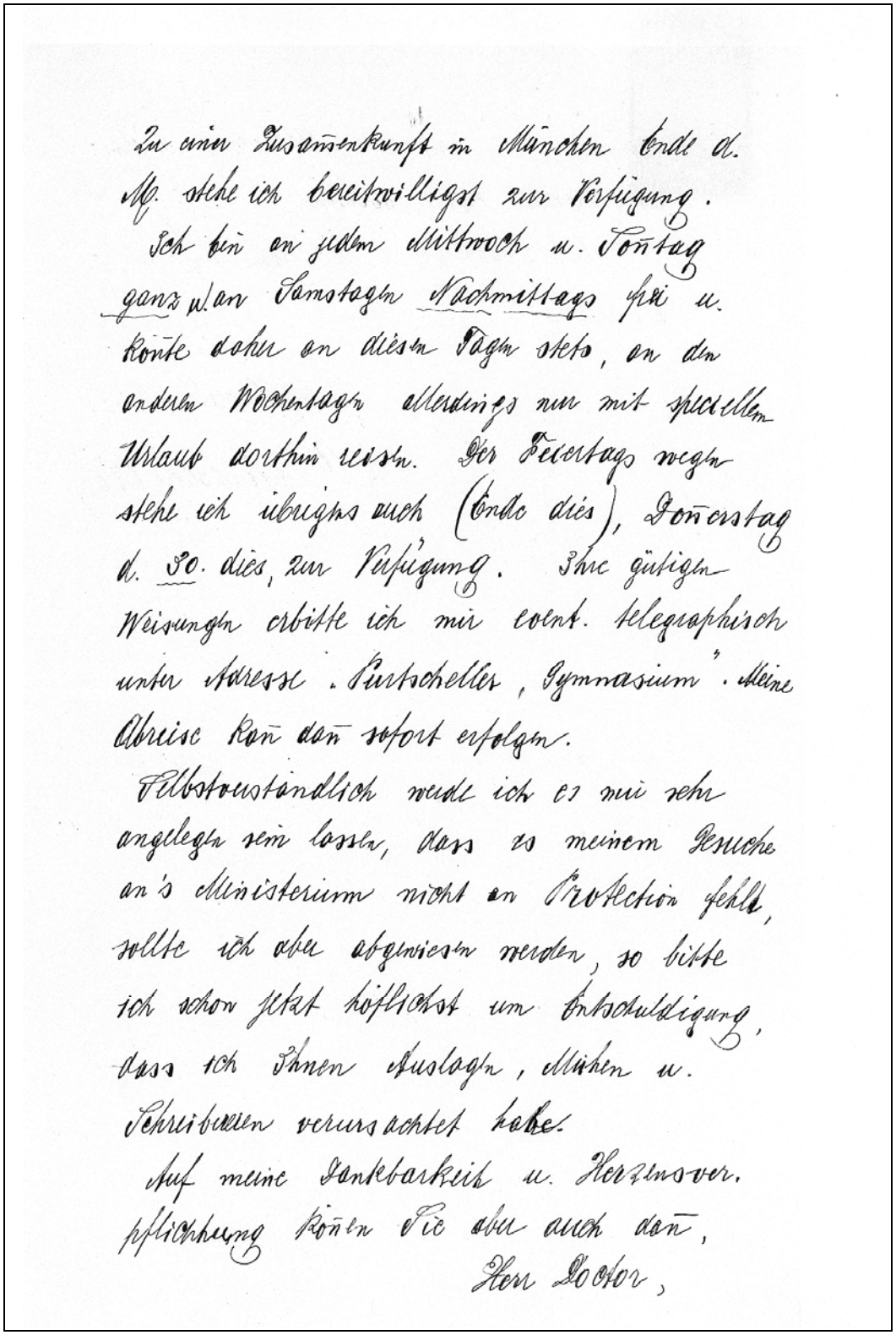
auch auf diesem Gebiete etwas zu leisten u. Ihre besondere Freundlichkeit u. Güte gegen mich, helfen mir über diese u. über andere Bedenken hinweg.

Man hat mir versprochen, mein Gesuch das ich dieser Tage vorlegen werde, sofort an das Ministerium zu leiten, so dass bis längstens Mitte Juni die Erledigung erwartet werden kann.

Dass die die Abreise nicht vor ausgangs Juli festsetzen, ist sehr wesentlich, da auf Ende Juni eine Reihe wichtiger Prüfungen fällt; auch wäre es mir – wenn ich diesen Wunsch äußern darf – noch mehr erwünscht, wenn die Reise nicht vor dem 8. Juli stattfinden könnte, da ich im andern Falle meinen Gehalt für 2 Ferien-Monate zurgeben müsste, der mir zur Beschaffung, bez. Completirung der Ausrüstung sehr gelegen käme.

Ihre Äußerung event. vorher nach Neu Guinea zu gehen, begrüße ich dankbar u. freudigst.

Seite 2 des Briefes von Ludwig PURTSCHELLER an Hans MEYER vom 18.5.1889 wegen der Teilnahme an der 3. Kilimandjaro-Expedition



zu einer Zusammenkunft in München Ende d. M. stehe ich bereitwilligst zur Verfügung.

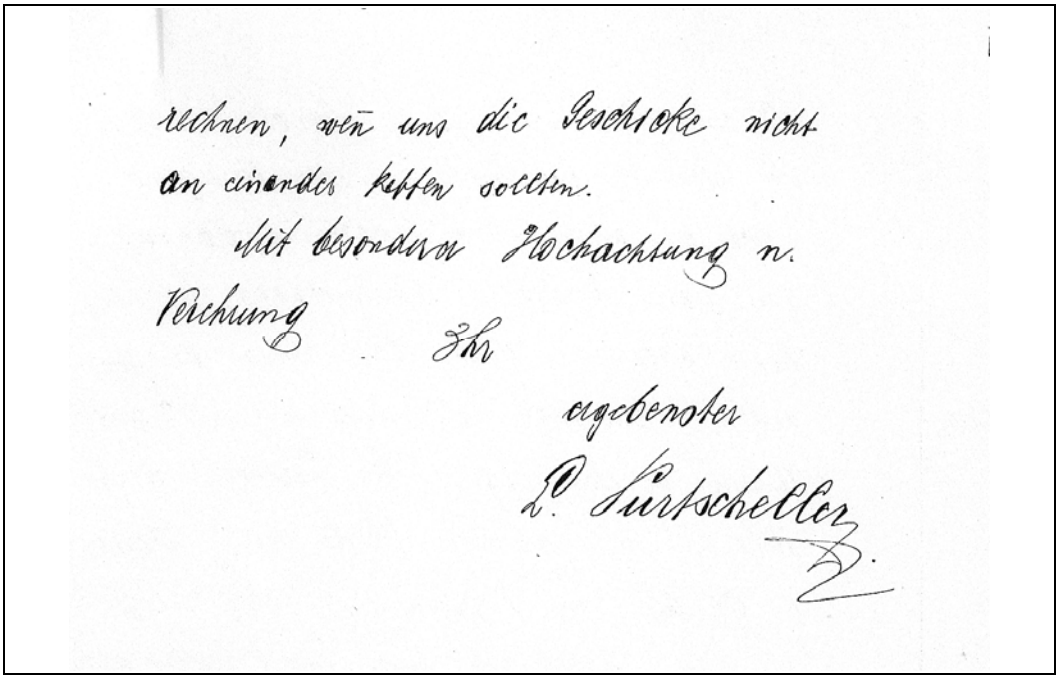
Ich bin an jedem Mittwoch u. Sonntag ganz u. am Samstag Nachmittags frei u. könnte daher an diesen Tagen stets, an den anderen Wochentagen allerdings nur mit speciellem Urlaub dorthin reisen. Der Feiertags wegen stehe ich übrigens auch (Ende dies), Donnerstag d. 30. dies, zur Verfügung. Ihre gütigen Weisungen erbitte ich mir event. telegraphisch unter Adresse „Purtscheller, Gymnasium“. Meine Abreise kann dann sofort erfolgen.

Selbstverständlich werde ich es mir sehr angelegen sein lassen, dass es meinem Gesuche an's Ministerium nicht an Protection fehle, sollte ich aber abgewiesen werden, so bitte ich schon jetzt höflichst um Entschuldigung, dass ich Ihnen Auslagen, Mühen u. Schreibereien verursachet habe.

Auf meine Dankbarkeit u. Herzensverpflichtung können Sie aber auch dann,

Herr Doctor,

Seite 3 des Briefes von Ludwig PURTSCHELLER an Hans MEYER vom 18.5.1889 wegen der Teilnahme an der 3. Kilimandjaro-Expedition


rechnen, wen uns die Geschicke nicht
an einander ketten sollten.
Mit besonderer Hochachtung u.
Verehrung
Ihr
ergebenster
L. Purtscheller

Seite 4 des Briefes von Ludwig PURTSCHELLER an Hans MEYER vom 18.5.1889 wegen der Teilnahme an der 3. Kilimandjaro-Expedition

mich an den dortigen Vertreter der Britischen *East Africa-Comp.* empfohlen, so daß ich hoffe, nicht auf Schwierigkeiten in Mombas zu stoßen. Ich werde, wenn's glückt, meinen alten Weg laufen: Von Mombassa nach Taveta, also durch die englische Interessensphäre, dann zu MAREALE nach Marangu und dann nach Weiterem an den Bergen herumklettern. Auf astronomische Ortsbestimmung und topographische Aufnahmen bin ich hier gründlich gedrillt worden, und das ist die Hauptsache. An der Lust zur Arbeit fehlt es mir wirklich nicht. Wenn ich doch erst mitten drin wäre!

Euer alter Hans!"

Und am 24.6. ein letzter Brief vor der Abreise an BAUMANN:

„Lieber Doctor!

Mit Berlin bin ich fertig. Ich fahre am 3. abends, um mit PURTSCHELLER in Luzern zusammen zu treffen. – EHLERS soll kürzlich auf Ihren Artikel höchst kläglich geantwortet haben. – Dem Kaiser, der mich neulich in Audienz empfing, habe ich reinen Wein über den 'Gesandtschaftsschwindel' eingeschenkt, worauf er meinte, die Sache sei doch recht spaßig *(38)*.

EHLERS fährt wahrscheinlich in demselben Schiff wie ich. Das kann fidel werden. – Die *Englisch-Ostafrikanische Gesellschaft*

hat mir ihrerseits eifrigste Förderung versprochen, wenn ich verschiedene Verpflichtungen für sie eingehe. Dieselben sind leicht erfüllbar, und ich werde es natürlich tun.“

Hatte Hans MEYER im Vorjahre Schwierigkeiten wegen der für jede ins Innere ziehende Expedition unentbehrlichen Waffen gehabt, die versehentlich nach Indien verfrachtet worden waren *(39)*, so war es dieses Mal die zur Unterbindung des Sklavenhandels verhängte englisch-deutsche Blockade Ostafrikas, die jede Waffeneinfuhr verbot. Das führte nach längeren Bemühungen zu einem Eingreifen des Berliner Auswärtigen Amtes. Daraufhin genehmigte schließlich der britische Oberkommandierende des Blockadegeschwaders Hans MEYER die Einbringung von Waffen. Kurz vorher waren der PETERS’schen Expedition wegen Verdachtes politischer Absichten ernste Hindernisse in den Weg gelegt worden.

„Genua, 7.7.89

Liebe Eltern!

mit der üblichen blassen Hoteltinte sei Euch dieser Abschiedsgruß von europäischem Boden geschrieben. Der Gruß ist darum nicht gleichwohl blaß, sondern ein recht herzlicher, denn ich weiß, daß ich Euch diesmal mehr Anlaß zu Sorgen gebe als vordem, und das drückt mich mehr als die Aussicht auf mein Unternehmen selbst, welche wahrscheinlich nicht rosig ist. Doch ist wenigstens die erste Schwierigkeit, der Waffenexport, behoben. Möge es mit der Überwindung so weitergehen. – Daß ich diesmal klug sein will, verspreche ich Euch. Auch mein Gefährte PURTSCHELLER will Dir, Mama, heute noch einmal diesen Trost geben. Glaubt’s ihm auch, er ist ein vortrefflicher Mensch.

Eurer alter Hans.“

Beim nächsten Brief liegt das Rote Meer schon hinter ihm:

„Aden, 22.7.1889

Liebste Eltern!

Morgen Abend fahren wir nach Zanzibar ab, um das Terrain zu recognoscieren. Die famosen Waffenkisten lasse ich später von Aden nach Zanzibar holen. Vorläufig wäre an ein Durchbringen von Waffen und Munition ohnehin nicht zu denken. – Hier habe ich gestern 9 stramme Somali engagiert, also aus einem Stamm, auf den man sich verlassen kann. Einer darunter hat meine letzte Reise mitgemacht, die anderen waren zum Teil mit TELEKI am Saburu-See. Von den Vorgängen in Ostafrika erfährt man hier noch weniger als in Europa. Authentisches kann ich erst von Zanzibar berichten. – Die Julihitze ist hier auf den Lavafelsen entsetzlich. Vorhin habe ich 36,9 Grad bei Luftzug im Schatten gemessen.“

„Zanzibar, 14.8.89

Lieber Doctor!

Da wäre ich wieder einmal im herrlichen Unguja (Zanzibar). Äußerlich hat sich nichts verändert, aber die Stimmung ist höchst mangelhaft geworden. Alle Tage gibt's eine mehr oder weniger bösartige Rauferei mit Europäern, und beständig ist man gewärtig, daß offener Aufstand losbricht. Nachts haben wir Marinewachen in den Konsulaten. Drüben aber in Bagamoyo und Dar-es-Salaam ist's trübselig still geworden, seitdem WISSMANNS Leute dort gehaust haben. Ich hatte nicht erwartet, eine derartig gründliche Zerstörung dort zu finden. Trotz alledem hoffe ich, in 14 Tagen von Mombassa aufbrechen zu können und zwar mit 50 Trägern und 10 Somali, unter letzteren 3 ehemalige Telekileute. – Ich will direkt zum Kibo wandern, den erstürmen und wieder zurückkehren. Dann von Lamu zum Mt. Kenya. Bin ich erfolgreich, so schreibe ich Ihnen sogleich. PURTSCHELLER ist frisch und gesund."

Den Eltern berichtet er am selben Tage:

„10 Tage bin ich hier. In 14 Tagen hoffe ich nach Mombassa aufbrechen zu können. Die Engländer sehen mein Unternehmen nicht scheel an, nachdem sie von ihrer Regierung über mich orientiert sind. Das ist die Hauptsache, da ich ja durch englische Interessensphären zum Kilimandjaro wandern muß. – Auf hiesige Träger kann ich mich nicht verlassen, ich muß also an der Küste werben. Freilich muß ich erst noch Waffen hier kaufen, denn auf meine drei rückständigen Waffenkisten kann ich nicht warten. Daß mir diese Waffenbeschaffung erlaubt wird, zeigt wie lau man jetzt die Blockade handhabt. Deutsche Schiffe sind nur noch drei da, der deutsche und englische Admiral sind nach Australien gefahren. Man will die Blockade offenbar einschläfern lassen, nachdem WISSMANN die Küstenplätze genommen hat. Ich habe mir die Geschichte in Bagamoyo und Dar-el-Salaam angesehen: bösartige Verwüstung durch deutsche Granaten, gänzliche Abwesenheit von Bevölkerung, wildes Lagerleben in den Stationsforts. Es ist in höchstem Grade unerquicklich. BUSCHIRI befindet sich auf der Hauptstraße zum Tanganjikasee, wo er geplündert hat. Hoffentlich bleibt er dort! ... PETERS sitzt rat- und tatlos im Witugebiet *(Kleines deutsches Interessengebiet im heutigen Kenya; ging 1890 beim Zanzibar-Helgoland-Tausch mit an England [Verf.])*. Hier wird jede Nacht ein Aufstand erwartet. Die Bevölkerung ist unglaublich unverschämt. Sogar im Bett liegen wir mit fertigen Revolvern. Raus aus Zanzibar ist jetzt mein heißer Wunsch."

„Zanzibar, 1.9.89

Liebe Eltern!

Wieder einmal kann’s losgehen. Mit einer Karawane von 70 Mann fahre ich morgen nach Mombassa zum Festland hinüber und hoffe zwei Tage später ins Innere aufbrechen zu können. Wenn je eine Expedition schwer vorzubereiten war, so ist es die meinige. Alles und Jedes schien sich dagegen zu wenden. Meine Waffen liegen noch in Aden, die Zelte und die Betten sind aus Bummelei des *Lloyd* nach Colombo weitergefahren. Zwei Kisten mit Instrumenten sind nirgends zu finden. Den Trägern kann man am Gesicht ihre Absicht, allernächstens auszukneifen, ablesen, und dazu dieser Wust von Scherereien, um durch die Blockade-Vorschriften hindurchzukommen. Immerhin muß ich den Engländern dankbar sein, daß sie mich überhaupt in ihr Gebiet lassen. Alle Verantwortung habe ich schriftlich auf mich genommen. Trotzdem verlasse ich mich diesmal auf mein gutes Gestirn und auf meine Vorsicht. Geschieht nichts außerordentliches, so denke ich am Kilimandjaro zu sein, wenn Ihr diesen Brief in Euren Händen habt. Und bin ich einmal dort, so wird PURTSCHELLERS Mitwirkung irgend einen Erfolg nicht ausbleiben lassen. –

WISSMANN beabsichtigt vorläufig einen Zug landeinwärts von Bagamoyo, um die Karawanenwege zu säubern. Es wäre freilich besser, er beruhigte erst die Küstenstrecken, aber derart stilles Arbeiten liegt ihm nicht. – Die physikalische sowie die politische Temperatur hier in Zanzibar ist nach wie vor schwül. Unsere Gesundheit hat vorläufig keinen Schaden genommen, alles übrige findet sich. Nun Gott befohlen! Vom Kilimandjaro werdet Ihr hoffentlich nur Gutes hören. Inshalla!

Euer Hans.“

Mit der Überfahrt nach Mombassa beginnt die eigentliche Expedition. Für Briefe bleibt kaum Zeit, ihre Beförderung wäre auch zweifelhaft. So sind wir im folgenden auf Auszüge aus Hans MEYERS *»Ostafrikanische Gletscherfahrten« [27]* und auf Tagebuch- und Vortragsnotizen angewiesen.

Trotz der im vergangenen Jahre gemachten bösen Erfahrungen hatten sich eine Anzahl Schwarzer vom Vorjahr wieder für die Karawane gemeldet, so der damals nackt ausgeplünderte und verjagte ALI. ALI ist energisch, in seltenem Maße einsichtig und hat sich bei vielen Gelegenheiten als so ehrlich erwiesen, daß Hans MEYER ihm die Führung der Kasse anvertraute. Außerdem wurde er Führer der Somali-Leibgarde, die an Tüchtigkeit die Suaheli weit übertrifft. ALIS „offenes frohes Gesicht nimmt sofort für ihn ein“. Er vertritt stets die Interessen seines Herren und wird deshalb von den Karawanenleuten als „Bwana ALI“ bezeichnet. Sehr wertvoll ist sein großes Sprachtalent.

ACHMED ist Hans MEYER wegen seines guten Charakters vor vielen anderen ans Herz gewachsen. Mit unverdrossener Pflichterfüllung vollführt er alles, was ihm aufgetragen wird, gründlich und gut.

> „Selbst was ihm nicht direkt befohlen wird, verrichtet er gewissenhaft, sobald es ihm erforderlich erscheint, und das will ... außerordentlich viel heißen. Er ist der einzige Mensch in der Karawane, der mir während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal Anlaß zur Rüge gegeben hat, immer war Achmed meine rechte Hand. ...“

Auch MUINI AMANI hatte an den Freuden und Leiden der Expedition von 1888 teilgenommen. Er hatte mit Karawanen ganz Ostafrika bis nach Uganda bereist, Dutzende der ostafrikanischen Dialekte erlernt und besitzt überall eingeborene Freunde.

> „Als Wegkenner trägt er in der Marschkolonne stets die Flagge voraus. Seine stahlharte Konstitution und zähe Willenskraft haben ihn allein unter seinen Kameraden befähigt, mit uns beiden Europäern auf dem Kilimandjaro drei Wochen lang über 4.000 m hoch auszuhalten. Seine beste Eigenschaft ist die gutmütige Unverdrossenheit, mit der er jeden Auftrag, welcher Art er auch sein möge, übernimmt und erledigt. Doch will er als freier Mann, wie die Somali vor allen Dingen, als ’black gentleman’ behandelt werden ...“

Weniger erfreuliche Typen waren die beiden Niampara (Hauptleute) der Suaheli-Träger. Es waren Sultans-Sklaven, deren einer ein Urbild der damaligen Zanzibar-Neger war. Er war mit seiner Person dem Inder SEWAH HADSCHI, der die Träger vermittelt hatte, für den Bestand der Karawane verantwortlich, während der andere, etwas bessere aufgrund seiner großen Personenkenntnis die Anwerbung der Träger besorgt hatte.

Sehr gelobt wurden von Hans MEYER die ruhigen, immer genügsamen Wanyamwesi und einige Männer, die als unermüdliche Vorsänger, als belebende Witzbolde oder durch Fleiß sich hervortaten. Die körperlichen Leistungen der Träger (Pagasi) sind erstaunlich.

> „ ’Pagasi like donkey: much food, much go’, sagt ACHMED in seinem drolligen Englisch, und er hat recht; denn wenn der Träger sich einmal am Tag an Reis oder Hirse oder Bohnen gründlich satt essen kann, so ist er leiblich zufrieden und fähig, seine Last von 60-65 Pfund (engl. pounds) Gewicht, ein Gewehr mit Munition, einen Kochkessel, eine Schlafmatte, Wasserkalebasse und verschiedene Kleinigkeiten 5-6 Stunden lang durch die Sonnenglut zu schleppen.“

Die ersten Tage einer solchen ostafrikanischen Expedition seien die lästigsten wegen der beständigen Sorge vor dem Davonlaufen der Träger, schreibt Hans MEYER.

> „Anfangs besitzt man durchaus keine Möglichkeit zur Zügelung der widerspenstigen Geister. Man kennt die verschiedenen Charaktere noch nicht und hat die besseren Elemente noch nicht herausgefunden, auf die man sich stützen könnte. Läßt man von vornherein Strenge walten, so graust es den Leuten vor der Zukunft, und sie halten es für das Geratenste, sich ihr durch die Flucht zu entziehen, solange es noch Zeit und Gelegenheit ist. Ist man hingegen zu mild und lau, so verliert man alle Autorität von Anfang an, und die Ausreißer sehen erst recht keinen Grund ein, warum sie dem verhaßten Lastenschleppen nicht rechtzeitig mit ihren Vorschüssen entrinnen sollten. Die Einhaltung des richtigen Mittelweges in der Behandlung der Leute ist deshalb im Beginn der Reise ganz besonders schwer. Manches habe ich in den ersten Tagen hingehen lassen. ..., und während ich anfänglich für ’mema sana’ (sehr gut) galt, zog ich später die Zügel straff und ward häufig sehr ’mkali’ (scharf). Doch scheine ich den richtigen Ton getroffen zu haben, denn zur selben Zeit, da anderen Reisenden Dutzende von Leuten davonliefen, hatte ich bei der Ankunft in Taveta nur drei Ausreißer zu verzeichnen, die mir schon in Mombassa als unsichere Kantonisten bezeichnet worden waren. Halbwegs zum Kilimandjaro waren die Träger und Soldaten bereits vortrefflich gehorsam, die Marschordnung musterhaft.“

Das Gelingen der Expedition war also in dieser Hinsicht gesichert. Als „Bwana mkubwa“, der große Herr, erwarb sich Hans MEYER das Vertrauen seiner Leute, wie auch PURTSCHELLER als „Bwana mdogo“, der kleine Herr. Doch nannten die Schwarzen jeden Weißen auch nach irgend einer Besonderheit, die sie an ihm fanden. So war für sie der abends Ruhe gebietende „Bwana mkubwa“ auch der „Bwana kelele“ („Herr Ruhe“, eigentlich: „Herr Lärm“). PURTSCHELLER, der zur sicheren Verständigung seine Kisuaheli-Worte öfters wiederholte, war der „Bwana lolo“ („Herr Stotterer“).

> „Auf dem Marsch wiederholt sich Woche für Woche das gleiche Tagewerk. Kaum graut der Morgen, so wecke ich vom Zelt aus mit lautem Ruf ALI, den ersten der Somali. Sofort wird es im Lager lebendig. ’Ondoka, funga mkeka’ (’Steh auf, schnür die Schlafmatte’), tönt es wiederholt von den Lippen der beiden Niampara. Gähnend kriechen die Leute aus ihren Schlafmatten hervor, wickeln sich ihr Gewand (leibbindenartig) um die Hüften und holen schlaftrunken ihre Lasten aus dem Zelt, in dem diese während der Nacht zusammengehäuft waren.“

Die Somali und Zeltträger legen mit rhythmischem Gesang die Zelte zusammen und verpacken singend Feldbetten, Tische und Geräte. Dann bringt der Koch eine Schale dampfenden Kakao, den man stehend mit etwas kaltem Fleisch genießt.

Weniger als eine halbe Stunde nach dem Weckruf ist die Karawane fertig zum Aufbruch.

> „Sobald auf meine Frage: 'tayari?' (fertig?) vom Niampara 'tayari!' geantwortet ist, nehme ich den Kompaß zur Hand, lese Barometer- und Thermometerstand ab, notiere die Uhrzeit und gebe mit lautem 'haya!' (vorwärts) das Kommando zum Aufbruch."

Vor Hans MEYER schreitet MUINI AMANI mit der eingerollten deutschen Flagge und einem eingeborenen Führer, falls ein solcher vorhanden ist, und mit dem ersten Schritt beginnt die mühevolle Aufgabe der Routenaufnahme. Bei jeder geringsten Änderung der Richtung werden Kompaß und Uhr abgelesen und beide Werte flüchtig im Itinerar notiert. Bei jeder merkbaren Niveau-Änderung wird der Aneroidstand beobachtet und ebenfalls vermerkt. Sobald ein hervorragender Hügel oder Berg sichtbar wird, wird er mit dem Prismenkompaß angepeilt und die Gradzahl notiert. Auf diese Weise muß Hans MEYER alle zwei bis drei Minuten stehenbleiben, abgesehen von den Ablesungen ohne Stehenbleiben. Die Instrumente legt er erst aus der Hand, wenn sie wieder im Lager angelangt sind. Hinter ihm folgt ACHMED mit seinem Jagdgewehr, denn an der Spitze des Zuges findet sich des öfteren Gelegenheit, ein Reb- oder Perlhuhn zu schießen oder einer fliehenden Antilope eine Kugel nachzujagen, falls die Karawane frisches Fleisch braucht. Nur eigentliches Jagen erlaubt die Marschdisziplin und die Routenaufnahme nicht. Hinter ACHMED marschieren die bedächtigen Wanyamwesi, in möglichst geschlossener Linie die Träger, danach die Somali und zum Schluß die Niampara und PURTSCHELLER.

> „Einer geht hinter dem anderen, denn der gossenartig ausgetretene Pfad, die 'große Karawanenstraße', ist zu schmal für ein Nebeneinandermarschieren."

Unter Lachen, Plaudern und Zurufen vergehen die ersten zwei Stunden ohne Unterbrechung. Dann gebietet das allmähliche Längerwerden der Kette die erste Rast. Unter einem Schattenbaum wird Halt gemacht, die Leute schnüren ihre Lasten von neuem fest, Hans MEYER peilt Objekte an und macht photographische Aufnahmen. Nach 20-30 Minuten geht es weiter. Die Sonne brennt und die Karawane wird schweigsam. Nur die sich immer wiederholenden Warnrufe: „shimo", „mawe", „miti", „miba", „siafu", „nyoka" unterbrechen die Stille, wenn auf dem Pfad ein Loch, Steine, Holzstücke, Dornen, Ameisen oder eine Schlange die Träger bedrohen. In dem Maß, wie die Träger müder werden, folgt etwa stündlich eine Ruhepause. Gewöhnlich trifft die Kolonne vor Mittag an einem Lagerplatz ein, wo von alters her die wandernden Karawanen an Wasserlöchern oder Rinnsalen ihre Zelte aufzustellen pflegten.

> „Auch wir schlagen die unsrigen auf, die Somali häufen die Lasten auf untergelegte Baumäste und Steine gegen Nässe und Termiten und bedecken sie mit regendichtem Segeltuch; die Leute errichten sich aus Gras und Zweigen Schutzdächer für die

> Nacht, und ich mache mich bei größter Sonnenglut mit dem Theodoliten an die Mittagsobservation, wobei mich Herr PURTSCHELLER durch Ablesen der Uhrzeiten unterstützt.“

Indessen hat auch der Koch einen kleinen Imbiß fertig, der nach getaner Arbeit vorzüglich mundet. Mit Behagen steckt sich Hans MEYER darauf seine Pfeife an und setzt sich zur Rohkonstruktion der am Vormittag aufgenommenen Route nieder. PURTSCHELLER durchstreift indessen die Umgebung und sammelt botanisch und geologisch. Die Leute kochen ihre Tagesnahrung, flicken die zerrissenen Gewänder, essen, lachen und schlafen. Manchmal, im Notfall, waltet MEYER des Amtes eines „Strafrichters“ und PURTSCHELLER eines „Arztes“, indem er Fußwunden, Dornstiche, Geschwüre, Brandblasen und andere kleine Leiden behandelt.

Inzwischen ist die Sonne tief gesunken, ACHMED und MOHAMMED haben den Speisetisch gerichtet, und nun setzt man sich zur Hauptmahlzeit an den mit einem weißen Tuch nett gedeckten Tisch und entwickelt einen Appetit,

> „wie man ihn nur bei solcher Lebensweise haben kann. Ich habe in Europa über Weniges verkehrtere Anschauungen gefunden als über das, was man auf afrikanischen Reisen zu essen pflegt. In außergewöhnlichen Verhältnissen ist natürlich öfters Schmalhans Küchenmeister, aber in den meisten Fällen des gewöhnlichen Reiselebens trägt nur das Ungeschick und die Unkenntnis des Reisenden die Schuld, wenn er schlecht ißt oder gar darbt. Die Mannigfaltigkeit der afrikanischen Nahrungsmittel ist allerdings keine große und in den verschiedenen Landstrichen von sehr verschiedener Beschaffenheit. Aber mit einiger Phantasie und gutem Willen läßt sich viel nachhelfen und wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, dem Koch immer wieder Anleitung in der europäischen Zubereitung des einheimischen Materials zu geben und mitunter selbst Hand anzulegen, kann man es ziemlich weit bringen.“

Der Marsch, teils durch Trockenwald, teils durch Dornwildnisse, für deren Durchquerung zusätzliche Wasservorräte mitgenommen werden mußten, erschien durch die Pockenerkrankung eines Trägers vorübergehend gefährdet. Er mußte in der Obhut eines Einsiedler-Missionars zurückgelassen werden, konnte aber später, genesen, wieder zur Küste zurückgebracht werden. Wertvoll für Auskünfte war das Zusammentreffen mit einer Gruppe von Sklavenhändlern, die 20 Dschagga-Sklaven zur Küste brachten. – So ging es den Taitabergen entgegen.

Auf den Höhen von Taita ging die Sonne unter, ein kalter Wind blies aus Südwesten. Man bezog ein Biwak und schlief am lodernden Feuer bald ein. Gegen Mitternacht ging der Mond auf. Sein Licht genügte zum Weitermarsch. So wanderte man im Dämmerlicht fort, aus der Ferne begleitet vom Gebrüll zweier jagender Löwen. Dann senkte sich dichter, kalter Nebel herab. Gegen Morgen wurde eine kurze Rast gehalten, um die kältesteifen Hände zu erwärmen. Dann ging es weiter.

> „Als aber die ersten Strahlen der Sonne aufglühten, strahlte herrlich, groß und überirdisch das Schneehaupt des Kilimandjaro zu uns herüber."

Taweta wurde erreicht, die Pforte zum Kilimandjaro-Gebiet, in paradiesisch schönem Wald gelegen. Verhaue und Palisaden schützten seine Bewohner vor den Überfällen der Massai.

> „Keine Karawane kommt vom Innern oder geht ins Innere, ohne in Taweta nicht wenigstens einige Tage gerastet zu haben. Aus demselben Grund ist Taweta auch das Standquartier für die in der wildreichen Kilimandjarogegend jagenden Europäer geworden, seitdem dieser systematischen Ausrottung des großen ostafrikanischen Wildes namentlich von Seiten englischer und amerikanischer Sportsmen gefrönt wird. Jede von der Küste kommende Karawane muß in Taweta einen Durchgangszoll erlegen, bevor ihr Lebensmittel zum Verkauf gebracht werden. Früher kamen zur nachdrücklichen Zollerpressung alle verfügbaren Krieger mit wildem Geheul angetanzt, als beabsichtigten sie einen Überfall."

Eine mehrtägige Rast in Taweta gab Möglichkeit zur Erholung ... Die fußlahmen Träger wurden wieder marschfähig. Viele hatten Brandblasen an den Fußsohlen gehabt. Hans MEYER gaben diese Tage Gelegenheit zu einem Brief in die Heimat.

Lager bei Taweta/Britisch-Ostafrika, 1889
Vor dem Flaggenmast Hans MEYER

Eine mehrtägige Rast in Taweta gab Möglichkeit zur Erholung ... Die fußlahmen Träger wurden wieder marschfähig. Viele hatten Brandblasen an den Fußsohlen gehabt. Hans MEYER gaben diese Tage Gelegenheit zu einem Brief in die Heimat.

„Taweta, 18.9.89

Liebe Eltern!
Von demselben Lagerplatz, auf dem ich vor 2 Jahren mein Standquartier aufgeschlagen hatte, und in derselben erwartungsvollen Stimmung, in der ich mich damals befunden, schreibe ich Euch heute diesen Gruß. Wir haben den Marsch von Mombassa bis hierher in genau 14 Tagen zurückgelegt und freuen uns dieser Leistung nicht wenig, zumal dabei ein ununterbrochener Marsch von zwei vollen Tagen und der dazwischen liegenden Mondnacht, waren für die schwer schleppenden Träger eine wahre Herkulesarbeit. Gänzlicher Wassermangel auf diesen beiden Strecken zwang uns dazu. Und hätte ich nicht auf guten Rat hin 12 Lasten Reis mitgenommen, so wären wir voraussichtlich elend verhungert, denn die sehr geringen Niederschläge der letzten Regenzeit haben die Ernte der Eingeborenen nicht reifen lassen. In Sumburu und Bura habe ich sogar Reis an die jämmerlich ausgehungerten Menschen verteilen lassen. Daß mir trotz alledem nur drei Träger, ohne Lasten, desertiert sind, habe ich vor allem dem wachsamen Auge meiner 8 Somali zu verdanken, die freilich nächtlicher Weile abwechselnd alle 2 Stunden von uns kontrolliert wurden. Der Lagerverwalter Herr HIRSCH ist infolge der Anstrengungen des Marsches so hinfällig geworden, daß ich ihn hier in Taweta zur Erholung lassen muß, während ich mit PURTSCHELLER und einem kleinen Teil der Karawane auf den Berg gehe *(HIRSCH kam später nach Marangu nach [Verf.])*. PURTSCHELLER ist mir in jeder Hinsicht eine so vorzügliche Hilfe, daß ich die beste Hoffnung für den Erfolg der Expedition habe. Ich fühle mich sehr wohl und freue mich der produktiven Arbeit. Nach der Besteigung schreibe ich wieder. Von PURTSCHELLER beste Grüße und von mir getreues Gedenken.

Euer alter Hans.“

Am Morgen des 21. September konnte es weitergehen. Ein still strömender Fluß windet sich durch das düstere Dickicht des Urwaldes, von glatten Baumstämmen und Lianentauen überbrückt. Nach langsamen Übersetzen und zeitraubendem Kriechen trat man in die westliche Baumsteppe hinaus und ging nun endlich auf deutsches Gebiet über. Wild ist nirgends sichtbar. Es hat sich wohl vor den Gewehren der englisch-amerikanischen Jäger in abgelegenere Weidegründe zurückgezogen. Mit Jubel wurde in der Mittagsglut das Auftauchen eines schma-

len dunkelgrünen Baumstreifens begrüßt, der sich in die Ebene hinabwindet, ein untrügliches Zeichen eines Bachlaufes.

> „Bald netzten wir den trockenen Gaumen mit dem herrlich kühlen Bergwasser des Habaribaches ... Da die Leute in Erwartung der Modschi-Genüsse anhaltend marschierten, so kamen wir schon am frühen Nachmittag auf der Südseite des Gebirgsstockes an der großen Bergrippe an, die weiter oben am Berg das Dschaggastädtchen Modschi [14)] trägt."

Im dichten Busch versperrte unerwartet ein verrammeltes Tor den Weg. Die Bolzen gaben nach, die Kolonne schlüpfte hier durch und trat an einer steilen tiefen Bachschlucht heraus, an deren gegenüberliegender Seite ein Komplex von Kegelhütten lag: die Residenz MANDARAS.

> „Mit dem üblichen Begrüßungssalut von einem Schuß aus jeder Flinte zogen wir so im Lande Modschi ein. Von allen Seiten wurde uns geantwortet, und in fünf Minuten wußte das ganze 'Königreich', daß die Karawane eines Weißen mit 65 Mann angelangt sei ...
>
> Am nächsten Morgen suchte ich aus den Lasten die für Mandara mitgebrachten Geschenke heraus, legte selbst ein nagelneues Gewand an und putzte meine Somali-Begleitung zu einem Besuch MANDARAS hoffähig heraus. Abgesehen von den verborgen getragenen Revolvern ließ ich meine und meiner Leute Waffen im Lager, um MANDARA nicht auch noch danach lüstern zu machen. Meine beiden in weißgewaschenen Sansibarhemden einherstolzierenden Niam waren natürlich mit von der Partie."

An abschüssigen Bergleisten und durch mehrere bachdurchrauschte Schluchten ging es bergab zu einer ziemlich geräumigen viereckigen Hütte, einem der im Reich verstreuten Landsitze MANDARAS.

Das laute Rufen um Einlaß erregte großes Entsetzen bei den in des Herrn Furcht lebenden Wächtern. Doch rasch schlüpften ein paar hübsche junge Weiber aus der Tür und eine Stimme aus dem Innern rief „karibu" (herein). In dem fensterlosen Raum, der nur durch die offene Tür Tageslicht empfing, während ein in der Mitte flackerndes Feuer rote Reflexe an die Decke warf, lag MANDARA halb aufgerichtet auf einer Suaheli-Bettstelle. Von der Mitte ab war die Hütte durch eine grellbunte Tapetenwand geteilt, an welcher eine große Wanduhr tickte. Sonst war außer einem alten Stuhl kein Mobiliar vorhanden. Dieses ehrwürdige Möbel zog Hans MEYER an MANDARAS Lagerstatt heran und drückte ihm zur Begrüßung

---

14) Nicht identisch mit der tiefer liegenden, von der deutschen Kolonialverwaltung als Neu-Moschi gegründeten heutigen Stadt Moschi (englische und tanzanische Schreibweise: Moshi). Das auf 1.190 m Höhe gelegene Alt-Moschi war Hauptort der Landschaft Moschi und später des Verwaltungsbezirks Kilimandjaro, Kaiserliche Station I. Klasse mit Postagentur und Niederlassung der Leipziger Missionsgesellschaft *[Bearb.]*.

die Hand. Er blieb liegen und entschuldigte sich mit heftigen Beinschmerzen. In seinem schmutzigen Suaheli-Hemd sah er höchst schäbig aus, aber seinem

> „markierten graubraunen Gesicht ist ein Zug überdurchschnittlicher Intelligenz nicht abzusprechen.“

Die stark gebogene Nase und das funkelnde Auge (das andere war erblindet) gab dem Gesicht etwas Raubtierartiges.

> „Wir musterten uns gegenseitig lange, und MANDARA schien von dem Eindruck mehr befriedigt zu sein als ich.
> Nach den üblichen Höflichkeitsformeln hin und her eröffnete ich den Zweck meines Kommens, worauf er in scheinbar großer Bereitwilligkeit seine Hilfe zur Ersteigung des Gebirges zusagte. Seine Gedanken waren aber schon nicht mehr bei dieser Sache, denn er schaute sich unruhig nach den vielversprechenden Geschenkbündeln um und fragte endlich gerade heraus, was ich ihm mitgebracht hätte. Nun wurde ausgepackt: rote und blaue Stoffe, seidene Bettdecken, ein ’goldenes, mit Edelgestein besetztes’ Diadem, ein kleines Telephon, Masken mit scheußlichen Grimassen, ein europäischer Anzug, Stahlfeilen, Messer, Pulver und Anderes mehr *(41)*. In schönen Worten pries mein erster Niam die unerreichten Vorzüge jeder einzelnen Gabe und entlockte dem glücklichen Empfänger wiederholt ein wohlgefälliges Pfeifen.“

Als Hans MEYER ihm schließlich, schon wieder an der Tür, mit dem kleinen Telefon zuflüsterte, daß er großen Appetit auf einen saftigen Rindsbraten hätte, antwortete er:

> „Du hast mir sehr schöne Sachen von Uleia (Europa) mitgebracht und bist mein werter Freund. Aber ich brauche noch Schnaps und eine gute Doppelbüchse und namentlich ein paar Kanonen.“

Mit der Erfüllung dieser bescheidenen Nebenwünsche mußte er auf die bevorstehenden kaiserlichen Geschenke vertröstet werden, was ihm offenbar auch einleuchtete. MANDARA hatte im Jahre vorher mit einer eingeladenen Gesandtschaft einen Elefantenzahn an den Deutschen Kaiser nach Berlin geschickt und lebte nun in der Erwartung großer Gegengeschenke, die auch wirklich gleichzeitig mit MEYER und PURTSCHELLER in Zanzibar angekommen waren. Die Besucher wurden also in Gnaden entlassen, und MANDARA schickte ihnen eine junge Kuh „zur Erfrischung“,

> „freilich nicht ohne durch den Überbringer noch einmal um eine Flasche Whisky, Zigarren, Revolverpatronen, Bleistifte, Schnürschuhe, einen Hut u.s.w. zu betteln.“

Die Anmaßung MANDARAs werde nur durch seine Genußsucht und Habgier übertroffen, schreibt Hans MEYER. Es sei keine Frage, daß diese Eigenschaften durch die Bevorzugung genährt und großgezogen worden seien, welche MANDARA seit Jahren durch die Europäer erfahren habe.

> „Die Suaheli-Karawanen besuchten MANDARA von jeher, weil sie bei ihm immer Sklaven kaufen konnten. Das ganze nordwestliche Ugueno hat er, wie wir später sahen, durch seine Raubzüge und Sklavenjagden in eine fürchterliche Einöde verwandelt, und in Dschagga selbst war er stets der Störenfried. Mit den Suaheli kamen auch die Europäer zu ihm, MANDARA wußte die damit sich ihm eröffnende Einnahmequelle sehr wohl offen zu halten, indem er seine europäischen Gäste möglichst lange bei sich festhielt. Daß MANDARA hierdurch für die Entdekkungsgeschichte des Kilimandjaro von Wichtigkeit gewesen ist, steht außer Zweifel ... Auch der Handel, den er über die sogenannte Abtretung seiner Hoheitsrechte erst mit dem Sansibargeneral MATHEWS und ein paar Wochen später noch einmal mit den mehr zahlenden Sendboten der Deutschen Gesellschaft [15)] abgeschlossen hat, kennzeichnet deutlich genug seine Beweggründe zum Abschluß eines europäischen 'Schutzvertrages' ... Hoffentlich hat der kränkelnde, alternde 'Manki' seine Rolle in Dschagga bald ausgespielt. Im Westen hat ihm die Führung der Dschaggastaaten der energische und tapfere SINNA von Kiboso aus der Hand genommen, und im Osten droht ihm ein zweiter überlegener Gegner zu erwachsen in dem jungen hochsinnigen MAREALE, dem Häuptling von Marangu."

Der Pfad von Moschi nach Marangu führt in einer durchschnittlichen Höhe von 1.400 m, aber in starkem Auf und Ab, von Westen nach Osten durch die Bachschluchten und über die Höhenrücken der Dschaggalandschaften Kirua und Kilema. Sie erinnern an Partien des Harzes oder Tirols. Es sind steile Bergformen, von deren Höhen beim Aufreißen des Nebels dunkler Wald herabblickt. Unterwegs begegnete der Karawane eine lange Reihe von Sklavinnen des Kiruahäuptlings, die mit Bohnen gefüllte Bastsäcke zum Markt nach Moschi brachten. Der Führer war im Nebel mit seiner Vorausbezahlung durchgebrannt, so mußte der Weg zu MAREALE, dem Sultan von Marangu, allein gefunden werden. Da der Nebel in feinen Regen überging, wurde die Wanderung auf dem glatten Boden der steilen Hänge gefährlich. Kaum einer, der nicht mit seiner Last zu Fall kam. Hans MEYER selbst tat einen bösen Sturz und zerschlug ein unersetzliches Thermometer. Die schwer bepackten Träger leisteten Bewunderungswürdiges. So dauerte es lange, bis die Karawane auf der Höhe von Kirua wieder beisammen war. Nochmals ging es hinab und, nachdem unten der dunkle Muëbach passiert war, durch die schattigen Bananenhaine von Kilema. Das kalte Ngonaflüßchen wurde durchwatet, Marangu, das Herrschaftsgebiet MAREALES, war erreicht.

> „Dem Freund würdig zu begegnen, ließ ich jedermann sein Gewehr zum Salutschießen laden und sandte zwei Somali voraus,

---

15) *Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (DOAG).*

> um die Karawane anzumelden. Es hatte sich meines Gemüts eine freudige Unruhe bemächtigt, die mich fühlen ließ, wie sehr mir dieser Fleck Erde und seine freundlichen Bewohner, unter denen ich vor zwei Jahren so glückliche Tage verlebt hatte, ans Herz gewachsen waren. Hier kannte ich nun jede Hütte, jeden uns Begegnenden begrüßte ich als alten Bekannten. Bald kamen uns einige Boten MAREALE s entgegen, uns freudig willkommen heißend, und unter hundertfältigem Flintenknallen ... nahmen wir Besitz von einer baumumstandenen Wiese zur Aufrichtung unseres Lagers. Mein früherer Lagerplatz war von den Hütten einer kleinen Suaheli-Karawane eingenommen.
>
> Kaum waren die Zelte aufgestellt, als die lärmende Schar der Eingeborenen plötzlich verstummte und MAREALE mit seinem kleinen Gefolge erschien. Daß er der Fürst des Landes ist, erkennt man an seinem stolzen Gang und seiner hohen Kopfhaltung schon aus der Ferne. Leuchtenden Auges schritt er auf mich zu und ’Jambo, jambo, dakta Maya, jambo sana; umefika sasa, uhalli gani?’ (Willkommen, willkommen, Dr. MEYER, herzlich willkommen; nun bist Du endlich da, wie geht es Dir?) klang es herzlich aus einem lachenden Mund. Wir schüttelten uns lang und kräftig die Hände, und kurz erzählte ich ihm vom bisherigen Verlauf meiner Reise und von meinen ferneren Absichten. ’Das ist sehr schön; dann wirst du lange hier bleiben und wir werden uns sehr lieb haben. Nun ruhe aus, denn Du wirst müde sein. Morgen früh komm in mein neues Haus.’ Das versprach ich ihm, und er ging nach wiederholtem Händeschütteln und lachendem ’Jambo sana’. Das war freilich ein anderer Empfang als bei MANDARA.“

Diese freundliche und freundschaftlich gesonnene Umgebung sollte nun für Wochen Standquartier und Nachschubbasis für die Erforschung der Hochregion des Kilimandjaro und die Bezwingung seines höchsten Gipfels sein. Die erste Arbeit des Morgens war darum selbstverständlich der Hüttenbau.

> „In der Zwischenzeit machte ich mich mit Herrn PURTSCHELLER an die Zurichtung der Geschenke für MAREALE. Es ist beinahe komisch, was man alles verstehen, können und sein muß, um eine afrikanische wissenschaftliche Expedition gedeihlich durchzuführen, und noch wunderbarer, was für schlummernde Eigenschaften und Fähigkeiten durch das Expeditionsleben geweckt und ausgebildet werden, von deren Existenz man unter normalen Verhältnissen nicht die leiseste Ahnung gehabt hat. Daß man Geolog, Zoolog, Botaniker, Ethnolog, Meteorolog, Astronom, Photograph, Kartograph, Maler, Jäger, Arzt, Diplomat, Strateg, Nationalökonom, Kaufmann, Büchsenmacher,

Hans MEYER am Tor einer Dschagga-Boma, 1889

Tischler, Schneider, Schuster, Blechschmied, Koch u.s.w. sein muß, versteht sich von selbst, aber daß ich es bei dem stundenlangen Zurechtmachen der MAREALE-Geschenke auch noch zum Nähmaschinenmonteur und Steppstichkünstler bringen würde, hatte ich mir nicht träumen lassen. ... Mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit empfing uns MAREALE vor seinem neuen Haus. Er trug einen schönen arabischen Burnus über einem Suahelihemd und um die Stirn eine dunkelrote Baumwollbinde. Sofort wurde Bananenbier herbeigeschleppt, und nach mehrfachem Rundtrinken aus einer gemeinsamen Kürbisschale wurden die Geschenke vorgeführt und nach Gebühr bewundert. Das Entzükken war natürlich am lautesten, als ich meine Steppstichkünste auf der Nähmaschine produzierte. ’Diese Nadeltrommel (ngoma ma shindano) ist mir lieber als mein ganzes Haus, denn ich allein habe eine solche in ganz Dschagga, ein Suahelihaus hat aber auch MANDARA’ rief MAREALE begeistert, und um diese Versicherung wenigstens teilweise zu bekräftigen, ließ er mir sofort eine fette Kuh ins Lager abführen. Seinen neugierig umherstehenden Weibern und Sklavinnen (surias) gefielen, wie überall, die Schmucksachen am besten.

Während im Jahr 1887 eine Tochter MANDARAS, die MAREALE für 100 Rinder gekauft hatte, das Regiment im Haushalt führte, mehr vermöge ihrer Abstammung als um ihrer Schönheit willen, ist jetzt ein sehr hübsches 16jähriges Weib seine erklärte Favoritin. Aber auch die früheren Jahrgänge sind noch vorhanden und freuten sich, als ich sie wiedererkannte. Eine vor zwei Jahren aufgenommene Photographie derselben suchte ich ihnen allerdings vergeblich verständlich zu machen. Nur MAREALE erkannte sich auf einer Sonderaufnahme sofort mit hellem Jubelruf ’mimi menyewe’ (ich selbst) und bewies dadurch wiederum seine für einen Bantuneger ganz ungewöhnliche Intelligenz, denn außer an ihm habe ich noch an keinem anderen Neger die Fähigkeit gefunden, die auf einer Photographie dargestellten Personen oder Dinge plastisch zu sehen.

An der Ordnung im Hof und auf den Feldern erkennt man den sorglichen Sinn und die selbst regelnde Hand des Hausherrn, an der furchtlosen Ehrerbietung, mit der ihm jedermann begegnet, die feste und gerechte Amtsführung des Landesherrn. All das wird in Modschi vermißt.

MAREALE kommt täglich einmal morgens, einmal nachmittags ins Lager und verplaudert, in meinem Lehnstuhl ausgestreckt, eine halbe Stunde mit mir über Dschagga, Zansibar und Europa, von dem er eine etwas verworrene Vorstellung hat. ... MAREALE verläßt mich selten, ohne daß ich ihm irgendeine Kleinigkeit,

> einen Bleistift, ein paar Nadeln und dergleichen zugesteckt habe; dann lächelt er glücklich wie ein Kind und eilt ohne Abschied mit langen Schritten nach Haus."

Das etwa 800 qkm große Dschaggagebiet an der Südseite des Kilimandjaro, in einer Höhe von 1.100 bis 1.800 m gelegen, hatte damals nach Hans MEYERS Schätzung ca. 46.000 Bewohner.[16)] Sie waren in nicht weniger als 20 Herrschaftsgebieten von sehr verschiedener Kopfzahl ansässig. Die einzelnen Häuptlinge geboten über rund 500 bis zu 8.000 Seelen, MAREALE über etwa 3.000. Gegenseitige Freundschaft oder Feindschaft hing allein von Gesinnung oder Interesse der Häuptlinge ab, und so nahmen die Unruhen im Lande, das Bündnisschließen hier und das Kriegführen dort, kein Ende. Meistens begnügte man sich, ohne Blutvergießen, mit Wegnahme der Viehherden, Plünderungen und Niederbrennen der Hütten. Gefangennahme von Sklaven für den Eigenbedarf oder zum Verkauf war häufig. Dieser Verlockung konnte sich auch ein so hochstehender Mann wie MAREALE nicht immer entziehen.

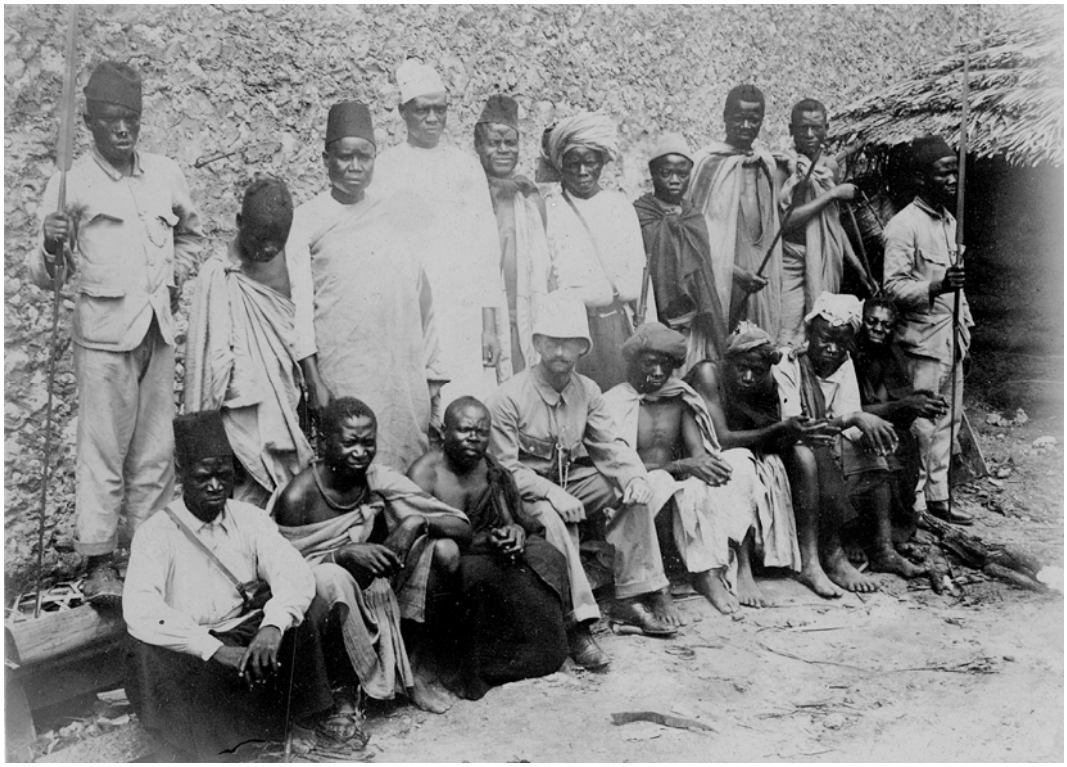
Nach fünftägiger Arbeit waren die Vorbereitungen für die Besteigung beendet und die Organisation des Nachschubes von Lebensmitteln eingerichtet. Bis zum Standlager auf dem über 4.000 m hoch gelegenen Sattelplateau zwischen Kibo und Mawensi war ein Zwischenlager nötig, denn mangelnde Nachlieferung von Lebensmitteln hatte vielfach mit zum Scheitern früherer Unternehmungen beigetragen. Es mußte ja bis zum Gipfel ein Höhenunterschied von 4.500 m bei sehr bedeutender Entfernung zurückgelegt und auf pfadlosem Marsche der stets regenfeuchte Urwaldgürtel und sodann die Graszone durchquert werden, bis man die Hochregion erreichte. Die bei diesem Anmarsch neben den Lebensmitteln mitzunehmenden Lasten bestanden aus einem großen Zelt für das Zwischenlager, aus einem kleinen Zelt für die Hochregion, zwei Schlafsäcken aus Schaffellen, Decken, der alpinen Ausrüstung, dem wissenschaftlichen Instrumentarium und – nicht zu vergessen – der photographischen Ausrüstung, die mit einer heutigen, schon gewichtsmäßig, nicht zu vergleichen ist. Wissenschaftliche Erfordernisse, nicht nur bergsteigerische Zwecke bestimmten die vielseitige Ausrüstung.[17)]

Seit im Jahre 1848 die Missionare REBMANN und KRAPF den Schneedom des Kilimandjaro als erste Weiße erblickten, waren fast 50 Europäer in seine Gebiete vorgedrungen und hatten versucht, seine Geheimnisse zu enträtseln. Lange Zeit wurden die Berichte von REBMANN und KRAPF für Irrtum gehalten, aber STANLEY bestätigte 1888 durch die Entdeckung des Ruwenzori das Vorkommen von Eis

---

16) Der Gründer des Schutzgebietes Deutsch-Ostafrika, Dr. Carl PETERS, weist in seinem Werk *»Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet« [46]*, Oldenbourg, München, 1895, S. 122 f., darauf hin, „daß eine solche Schätzung ohne irgend einen objektiven Maßstab tatsächlich vage ist und keinen wissenschaftlichen Wert hat" *[Bearb.]*.

17) Die alpine Ausrüstung bestand aus warmer Wollkleidung, Wollhandschuhen, starken genagelten Bergschuhen, Rucksäcken, Eispickeln, Gletscherseilen, Schneebrillen und -schleiern. PURTSCHELLER verfügte zudem über Steigeisen, diejenigen MEYERS waren mit den Zelten von Aden nach Ceylon geschickt worden *[Bearb.]*.



Ludwig PURTSCHELLER mit der Bergkarawane, 1889

Hans MEYER mit der Bergkarawane, 1889

und Schnee unter dem Äquator. Aber noch in den achtziger Jahren gab es wissenschaftliche Zweifler *(42)* trotz Alexander VON HUMBOLDTS Feststellungen 1802 am Chimborazo.

Hans MEYER gab sich zwischen den Wochen, die den vollen Einsatz seiner Person erforderten, gern der Ruhe und Besinnlichkeit hin.

> „Wenn gegen Abend aus dem benachbarten Lager der Sklavenhändler einige Suaheli und Somali herüberkommen, um mit meinen Leuten, unter denen sie viele alte Bekannte haben, zu plaudern, schleiche ich still davon und streife mit einem meiner Jungen in der Umgegend umher. Einmal allein zu sein im Genießen und Beobachten der Natur, wenn auch nur für eine kurze Stunde, frei vom Fragen und Verlangen der eigenen Leute, das vom Morgen bis zum Abend nicht aufhört, frei von der Neugier und den Wünschen der Eingeborenen, die namentlich bei den Instrumentarbeiten sich herandrängen, lachen und hindern, das ist eine Sehnsucht, welche im afrikanischen Karawanenleben nur zu selten gestillt wird. Und in den späten Nachmittagsstunden ist der obere Kilimandjaro, dessen beide Gipfel, der runde, weiße Kibo und der zackige, dunkle Mawensi, dann klar und kühn über eine den ganzen mittleren Berg umlagernde graue Schichtwolke sich zum lichtschwachen Abendhimmel aufbäumen, immer am schönsten. Aber nach rückwärts hinabblickend trifft das Auge auf die Felseninsel des Uguenogebirges, dessen Wände und Kuppen, von der Abendsonne vergoldet, aus der farbengedämpften Südebene aufragen.“

Zum Kibogipfel

Am Mittag des 28. September konnte sich die kleine Bergexpedition in Bewegung setzen. Es waren außer den beiden Bwanas ein Niampara mit neun Trägern, drei Somali und der unerschrockene, zuverlässige MUINI AMANI.

> „Auf dem sanft ansteigenden Terrain, auf welchem schattige, kühle Bananenhaine mit kleinen, offenen Grasflecken und murmelnde Bäche mit künstlichen Bewässerungsgräben abwechseln, stiegen wir in gemessenem Schritt bergauf.“

Das Aneroidbarometer wies auf ca. 1.700 m, als man nach dreistündiger Wanderung in das nun beginnende Dickicht von Farnen und Sträuchern eindrang, welches weiter oben allmählich in den Urwald übergeht. Der Pfad war vollständig verwachsen und verursachte den Trägern schwere Mühe. Mehrere splitternackte Maranguleute kamen entgegen, keuchend unter riesengroßen Bunden von gesammeltem Brennholz, und berichteten erregt, daß sie in nächster Nähe eine Begegnung mit vier Elefanten gehabt hätten. Man sah die Tiere nicht, hatte aber seine schärfste Aufmerksamkeit dem Erdboden zu widmen, wo die zahlreichen, unter einer Farndecke versteckten sechs tiefen Fanggruben für Elefanten die Wanderer ernstlich gefährdeten. Hans MEYER selbst entging mit knapper Not dem Sturz in die morastige Tiefe.

Die Aufstiegsroute von 1887 lag ein gutes Stück westlicher als die jetzige, die zwischen triefenden graugrünen Baumriesen hindurch an das Ruabächlein führte, wo das erste Berglager aufgeschlagen wurde.

> „Als ACHMED später am prasselnden Feuer eine beruhigende Probe seiner Kochkunst lieferte, wurde es uns in unserer Einsamkeit trotz Nebel und Nässe ganz gemütlich ...“

Am nächsten Morgen mußte sich die Gruppe durch den nassen Urwald hinaufarbeiten. Lianen winden sich in unendlichen Verschlingungen von Stamm zu Stamm, überzogen mit tausendfältigen Schmarotzern. Die Hängemoose sind vollgesogen wie Badeschwämme. Die Träger haben schwere Arbeit bei dem unaufhörlichen Wenden, Bücken, Kriechen und Steigen zwischen Wurzeln und über gestürzte Stämme. Überall findet man Spuren und Losung von Elefanten, und in dem lehmigen Boden hinterläßt jeder der Riesenstapfen einen tiefen Pfuhl. Geknickte Stämme und aufgerissene Wurzeln versperren oft den Weg. Auch Büffelfährten sind nicht selten. Dann und wann erklingt das Schnalzen eines Affen oder das klägliche Geschrei eines Hornvogels. So stiegen sie schweigend bergauf, bis sie bei 2.600 m den geschlossenen Urwald hinter sich hatten. Mit fallendem Nebel trafen sie am Fuß des westlichsten der vulkanischen Mawensi-Parasiten auf den kleinen kalten Kifinika-Bach. Dort, am oberen Waldrand, konnten sie sich für die Nacht einrichten.

> „Gespenstig wehte der Abendwind die langen grauen Flechten an den Ästen hin und her. Die Leute kauerten aneinanderge-

> drängt um die vor Nässe schlecht brennenden Feuer und froren, und als auch mir bei 5° C. die Finger den Dienst versagten, kroch ich in meinen Pelzsack und segnete die Seelen der braven Wiederkäuer, welche mir ihr warmes Fell geliefert hatten. Bei Reif und nur +2° C. war es den Leuten nicht zu verdenken, wenn sie nicht, wie bisher, bald nach Tagesanbruch unter ihren Grasschutzdächern hervorwollten."

Aber schließlich stapften sie wohlgemut den Führern nach. Einen Pfad müssen sie sich erst im dichten Unterkraut treten, ein schwieriges Beginnen. Riesige Rhododendren, Dracänen und Erikaceen herrschen im Walde vor. Die Träger marschieren vorzüglich. Da bedarf es keines Antreibens mehr. Nachdem sie beim Gehen wieder warm geworden sind, scherzen sie über das Elend ihres verlassenen Nachtlagers. Eine steile, von seltsamen Vegetationsformen überwucherte Bachschlucht wurde durchklettert, um dann in der Grasflur auf den neutralen Pfad des oberen Kilimandjaro, den „oberen Verbindungspfad", zu treffen, dem man stundenlang folgte.

> „Gegen Mittag ließ uns die Sonne fühlen, daß sie es hier oben ebenso gut meinen kann wie unten in Dschagga, wenn sie will."

Aber bald wogten die Nebel wieder herauf, das klare Muëbächlein wurde übersprungen und in einem windgeschützten Kessel das große Zelt aufgeschlagen. Hier wurde, wie geplant, das „Mittellager" zwischen Marangu und dem Sattelplateau für Wochen eingerichtet.[18)]

> „Die Leute gingen sofort an die Arbeit. Aus Gras und Reisig wurden zwei regendichte Hütten erbaut, Laub zur Polsterung gesammelt, Brennholz geschlagen und aufgestapelt, Feuerlöscher gegraben. Noch ehe die Sonne sank, war das Lager fertig. Für den folgenden Tag des Aufstiegs zum Sattelplateau packte ich die allernötigsten Ausrüstungsstücke für uns beide Europäer in eine Blechkiste, eine zweite Last gaben die Schlafsäcke mit Decken ab, eine dritte das kleine Kampierzelt, eine vierte das Kochzeug mit Proviant, eine fünfte der photographische Apparat und die sechste der Theodolit, der wie immer MUINI AMANI anvertraut wurde. So waren wir eine Bergkarawane von acht Mann, als wir am anderen Tag beim wärmenden Schein der Morgensonne das Mittellager verließen."

Über blühende Staudenteppiche stiegen sie bergan. Bachschluchten sind tief in das weiche Material des Lavagrundes eingeschnitten. Sie haben scharfe Ränder und steile Wände wie Gletscherspalten. Sie marschierten über immer massiger werdendes Geröll, das sich stundenweit bis zur Sattelhöhe erstreckt. Allgemeine

---

18) MEYERS Route von Marangu, dem heutigen Ausgangspunkt für die Besteigung auf dem Normalweg, verlief westlich von diesem nach Norden auf den Kifinikahügel zu und wandte sich südlich von diesem nach Westen bis zum „Mittellager" am Muëbach, dann wieder nach Norden *[Bearb.]*.

Ermattung zwang frühzeitig das nächste Lager aufzuschlagen. Die Erschöpfung der Leute war so groß, daß sie sich platt auf die Steinblöcke warfen, trotz Nebel und Kälte bis gegen Abend schliefen, dann erst ihre Bohnenmahlzeit kochten und zur Nachtruhe unter die Felsen und in die Lavahöhlen krochen. Kibo und Mawensi bleiben unsichtbar.

> „Nebel ringsum. Es ist eine fast melancholisch-ernste Landschaft, in die wir eingedrungen sind. Soweit der Blick reicht, weite Flächen mit großen, schwarzgrauen Lavablöcken auf sandigem und kiesigem Grund. Kein höheres Gras oder Strauch unterbricht mehr die steinige Öde, keines Tieres Laut trifft mehr das Ohr. Nur der von unten heraufwehende Luftstrom flüstert in den Felsen und kleinen Stauden und zieht hellgraue Nebelschleier über die dunkelgrauen Flächen.“

Ludwig PURTSCHELLER gibt seinen Eindruck mit folgenden Worten wieder:

> „Der Kilimandjaro, dessen Formation rein vulkanisch ist, läßt sich nicht mit einem unserer Berggipfel vergleichen. Der steil aus dem breiten Sockel aufragende Hauptgipfel bildet eine riesige, schräg abgestutzte Pyramide, deren dunkle rötlich-braune Felsfärbung gegen den Glanz des Schnees absticht. Überaus gewaltig erscheint die Masse und Ausdehnung des Berges. Ihr gegenüber ist selbst der Mont Blanc ein bescheidener Geselle. Als ein riesiger Dom von kaum abschätzbaren Dimensionen, durch die reine Luft täuschend nahe gerückt, strebt der Kibo auf. So großartig und erhaben diese Gebirgsscenerie ist, so fehlen ihr doch alle Reize eines Hochalpentales, so daß die kolossale Masse des Kibo einen Vergleich nicht aufkommen läßt.“

Ludwig PURTSCHELLER (?) vor dem Kibo von Südosten, 1889

Hans MEYER berichtet weiter:

> „Vor dem frostig-kalten, vom Kibo herabblasenden Abendwind flüchteten wir uns nach Sonnenuntergang in unser Zeltchen und in die Pelzsäcke ... . Als aber die Frühsonne die Eiskrone des Kibo vergoldete, waren wir schon jenseits der Bachschlucht und eilten der Mitte des Kibo zu. In seiner ganzen Größe war jetzt der Kibokegel zu überschauen."

Das Aschenfeld, das sie nun betraten, ist ziegelrot mit mattgelben Rändern; ziegelrot sind die Hügel im Sattel, graubraun die Trümmerfelder am Fuß des Kibo, blendend weiß und lichtblau umrändert ist seine Eishaube und tief dunkelblau das alles überspannende Firmament. Alle Farben harmonieren mit der Schönheit und Größe der Bergformen. Jenseits des Aschenfeldes, das, fast wie eine Tenne, schnell überschritten wurde, fiel Hans MEYER eine Stelle in die Augen, die für einen Lagerplatz wie geschaffen schien. Unterhalb vier weithin sichtbarer hoher Felsblöcke, denen sie später den Namen „Viermännerstein" gaben, ist ein Wall von kleinen Blöcken aufgetürmt, der sicheren Schutz gegen die wehenden Schneewinde des Kibo gewährte. Hier war bald ein Plätzchen gefunden, wo das kleine Zelt auf dem porösen Aschenboden stehen konnte. Daneben bot sich eine windstille Feuerstätte, im Geklüft der Felsenmauer eine kleine Schlafhöhle für MUINI AMANI, die mit Büscheln von Gnaphalium und Raute und mit Wolldecken in ein weiches Nest umgewandelt wurde. Löcher und Kammern für Vorräte und Geräte waren in großer Auswahl da, und holzige Stauden lieferten Brennmaterial in Fülle. Auf der Spitze des „Viermännersteins" ließ er das kleine schwarz-weiß-rote Zeltfähnchen anbringen, das später den Proviantträgern als Wegweiser diente. Die fünf Träger, die sie bis hierher begleitet hatten, schickte er nach kurzer Rast zurück.

Teil der Bergkarawane vor dem Kibo vom Lager (3.300 m) aus, 1889

Kibo vom Sattelplateau (4.400 m) aus, 1889

Nun waren sie allein im Kibolager, die beiden Europäer und MUINI AMANI. Dieser begann sogleich mit Feuermachen und Suppenkochen, und Hans MEYER machte eine Breitenbestimmung des Lagerplatzes und gewann damit den ersten festen Punkt für alle folgenden Peil- und Itinerar-Arbeiten.

Tagebuchnotiz vom 3. Oktober:

> „Am späten Nachmittag Vorbereitungen zur ersten Kibobesteigung. Abmarsch nächsten Morgen. Kibokegel 2½ km vom Lager entfernt, etwa 1.680 m hoch über unserem 4.330 m hohen Standpunkt. Auf rechter Hälfte blaugeränderter Eiskranz. Auf linker Hälfte Eismantel in einzelnen Zungen fast bis Kegelbasis, unten überall zerrissen, steil abstürzend und in der Mitte, uns zugekehrt, breite Eiszunge zwischen zwei hohen weitauslaufenden Felsmauern, diese wenig einladend. Linker Felsrücken setzt in 2/3 der Bergeshöhe an. Neigung des Eismantels scheint dort weniger schroff, Eis weniger zerrissen als anderwärts. Von dort allem Anschein nach höchste Schneekuppe auf Südrand auf kürzestem Wege zu erreichen.“

In seinem Buch *»Ostafrikanische Gletscherfahrten« [27]* berichtet Hans MEYER weiter:

> „Unsere Absicht ging infolgedessen dahin, auf der genannten nach Südosten auslaufenden Bergrippe zur Schneelinie aufzusteigen und von ihrer Grenze aus das Klettern auf dem Eisman-

tel zu beginnen. Der Weg war weit, die Arbeit voraussichtlich sehr schwer. Und die bange Ungewißheit, was der nächste Tag bringen werde, ließ uns beide in der Nacht nur wenig zu der doch so nötigen Ruhe kommen.

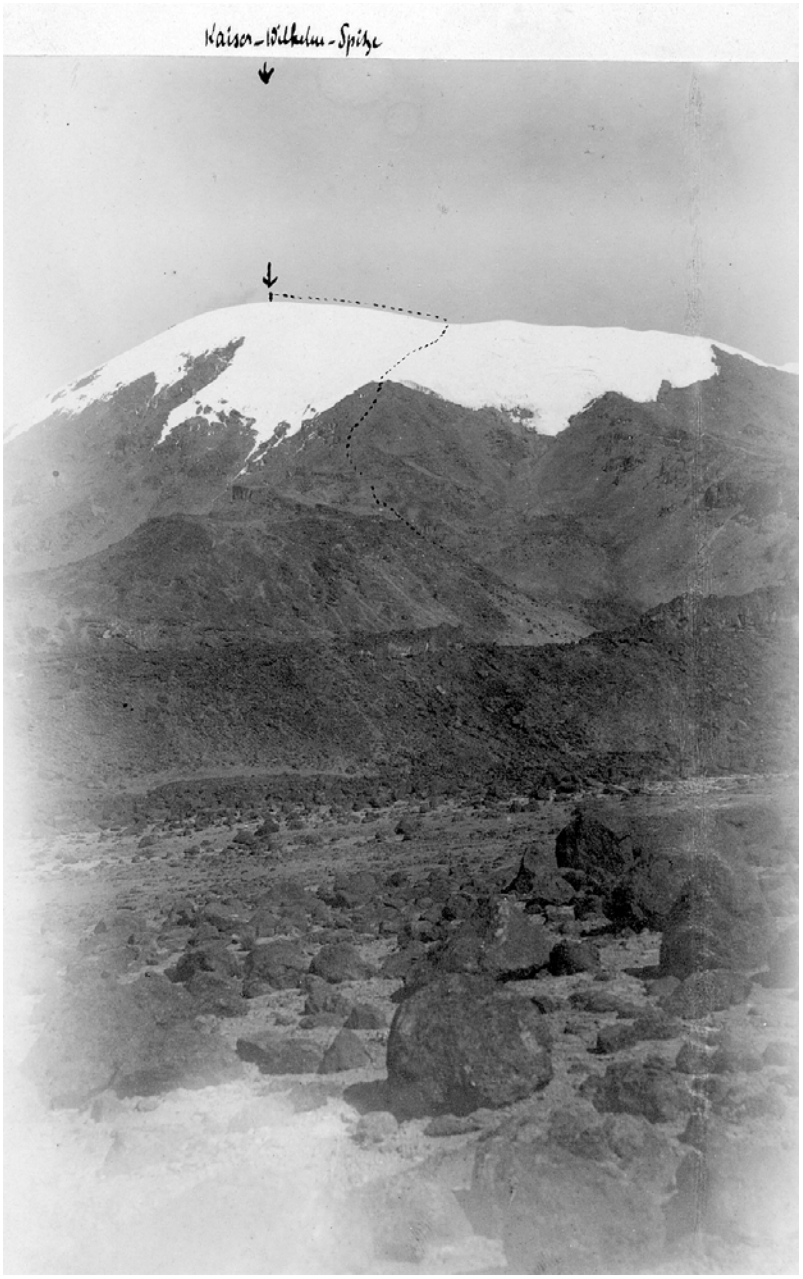
Von 1 Uhr ab schauten wir alle Viertelstunden bei Streichholzflackern nach der Uhr; um ½3 Uhr krochen wir aus dem Zelt. Die Nacht war kalt und stockfinster, von dem erhofften Mondlicht keine Spur. Rasch waren die Rucksäcke übergeworfen, die Eispickel erfaßt und die Laterne angezündet. 'Kuaheri' ('Lebwohl'), rief ich unserm in seinem Felsspalt schlafenden MUINI zu; 'Kuaheri, bwana, na rudi salama' ('Lebwohl Herr, und kehre heil zurück'), klang es aus dem Loch zurück. 'Inschallah' ('So Gott will') bestätigte ich meinerseits, und fort ging es in die kalte Nacht hinein.

Solange wir uns auf flachem Terrain bewegten, hatten wir nur die herumliegenden Trümmer zu meiden. Bald aber kamen wir an einen tief eingeschnittenen Kessel am Fuß des Berges, an dessen schroffer Innenwand wir mit größter Vorsicht entlang klommen, bis wir die Trümmerhalde im Grund des Kessels betraten, die uns langsam über ein Chaos von Blöcken bergan führte. Es war eine verzweifelte Kletterei in dunkler Nacht. Mehrmals kamen wir zu Fall und rissen uns die Glieder wund, aber das Marienglaslaternchen nahm keinen Schaden, wenn es auch jedesmal verlöschte und durch das Wiederanstecken im Nachtwind unsere Geduld auf eine harte Probe stellte. PURTSCHELLER, welcher die Führung hatte, hielt sich meines Erachtens zu weit rechts, nach Norden, ich drang auf mehr westliche Richtung, weiter bergauf zur Mitte des Kibo; als aber der Morgen des 3. Oktober dämmerte, öffnete sich plötzlich in schwindelnder Tiefe zu unseren Füßen das Thal, dessen südlicher Begrenzungswall unser Ziel gewesen war. Es blieb nichts anderes übrig, als an den schroffen Wänden hinabzuklettern in die schuttbedeckte Mulde und jenseits an den Felsklippen wieder emporzusteigen. Das unerwartete Hindernis kostete uns fast eine Stunde der besten Tageszeit ...

7 Uhr 20 Minuten standen wir endlich auf dem Rücken der Bergrippe, die wir uns gestern als geeignete Aufstiegroute ausersehen hatten, und begannen nun keuchend über festen Fels und losen Schutt hinweg der steilen Erhebung des Kammes zum Eis hinan zu folgen. Alle 10 Minuten mußten wir jedoch ein paar Augenblicke stehen bleiben, um den Lungen und dem Herzschlag eine kurze Beruhigung zu gönnen, denn wir befanden uns längst über Montblanc-Höhe, und die zunehmende Luftdünne machte sich allmählich fühlbar. 8 Uhr 15 Minuten

hatten wir über Schotter und Blöcke hinweg eine Höhe von 5.200 m erreicht und ruhten sitzend eine halbe Stunde lang ...

Weiter kletternd trafen wir kurz vor 9 Uhr an einen Absturz zur Linken, der uns einen großartigen Niederblick in das benachbarte, an 900 m tiefe Felstal eröffnete, und folgten seinem Rand, bis wir endlich um 9 Uhr 50 Minuten an der unteren Grenze des geschlossenen Kibo-Eises in 5.480 m Höhe anlangten.



Südost-Seite des Kibo
mit eingezeichneter Aufstiegs-Route vom 6.10.1889

Der Fels setzt an dieser Stelle nicht in die sonst fast allerwärts an der Eisgrenze sichtbaren hellblauen Mauern und Wände von 20 bis 30 m Höhe ab, sondern geht in etwa 20 m Breite ganz allmählich zur Eiskuppe über. Diese aber steigt sofort unter 35° Neigung empor, so daß ihr ohne Eispickel absolut nicht beizukommen ist ...

So suchten wir bald die Schneebrillen hervor, zogen den Schleier über das Gesicht und banden uns das Gletscherseil um den Leib. Herr PURTSCHELLER schnürte sich außerdem noch seine Steigeisen an die Füße, während ich mich auf meine gut vernagelten und verklammerten Schuhe verlassen mußte. Um ½ 11 Uhr begann mit einem ermunternden 'Los!' die schwierige Arbeit des Stufenhauens. In dem glasharten, im Bruch wasserhell glänzenden Eis erforderte jede Stufe an zwanzig Pickelhiebe *(43)*. Langsam ging es an der glatten Wand aufwärts, anfänglich wegen ihrer fürchterlichen Steilheit schräg nach rechts hinaus, dann gerade auf den Gipfel zu. Hier aber senkt sich das Eis in eine breite Mulde ein, welche weiter bergab in jenes Steilthal ausläuft, das wir am Morgen traversiert hatten, und legte sich eine so bedrohliche Reihe von Schründen und Klüften vor unseren Weg, daß wir befürchteten, von unserem Ziel abgeschnitten zu sein. PURTSCHELLER versuchte die alten Schneebrücken und Eisstege mit dem Pickel; sie hielten, und nach vorsichtigem Darübergleiten standen wir 12 Uhr 20 Minuten unter der letzten steileren Erhebung des Eishanges in 5.700 m Höhe. Hier benannte ich in dankbarer Erinnerung an einen verehrten Freund den überschrittenen ersten Gletscher des Kilimandjaro, 'RATZEL-Gletscher'. Dann wurde sitzend gerastet und wieder ein Eßversuch gemacht, der diesmal besser gelang.

Die Wölbung der Eiskuppe, welche vom Plateau aus als die höchste erscheint, hatten wir nun unter uns; vom Tiefland mit seinem Wolkenmeer war nichts mehr zu sehen. Ich spreche immer nur von 'Eis', weil der Kibo in diesen Tagen gar keinen Schnee hatte. Was von unten als eine weißglänzende Schneedecke erschienen war, ist die von Wind und Sonne zersetzte Oberfläche des Eismantels, der, durchschnittlich 60-70 m dick, als eine kompakte Masse den Felshängen des alten Vulkans aufliegt und überall echten Gletschercharakter annimmt, wo er in Bodensenkungen sich zungenförmig talwärts erstreckt. Obwohl die Temperatur nur wenig unter 0° C. schwankte, wirkte doch der Sonnenreflex, der in dem geringen Wasserdampf der dünnen Luftschichten nur wenig abgeschwächt wird, vom Eis durch Brille und Schleier so schmerzhaft intensiv hindurch, daß sich

uns später die Haut von Hals und Gesicht ablöste und meine Augen tagelang der dunkelblauen Schutzbrille bedurften ...

Die Eisoberfläche wird nun zusehends zerfressener. Mehr und mehr nimmt sie jene Beschaffenheit an, wie sie Dr. GÜSSFELDT vom Aconcagua in Chile als ’nieve penitente’ *(44)* beschreibt. In Rillen und Furchen, in Schneiden und Spitzen bis zu 2 m Tiefe verwittert, bietet das Eisfeld dem steigenden Fuß Hindernisse dar wie ein Karrenfeld. Da wir oft bis an die Brust einbrachen, nahmen unsere Kräfte in besorgniserregender Schnelligkeit ab ...

Endlich, gegen 2 Uhr, näherten wir uns dem höchsten Rand. Noch ein halbes Hundert mühevoller Schritte in äußerst gespannter Erwartung, da tat sich vor uns die Erde auf, das Geheimnis des Kibo lag entschleiert vor uns: den ganzen oberen Kibo einnehmend öffnete sich in jähen Abstürzen ein riesiger Krater.

Diese längst erhoffte und mit allen Kräften erstrebte Entdeckung war mit so elementarer Plötzlichkeit eingetreten, daß sie tief erschütternd auf mich wirkte. Ich bedurfte der Sammlung. Wir setzten uns am Rand des Ringwalls auf das Eis nieder und ließen den Blick über den Kraterkessel, seine Eismassen, seinen Auswurfkegel, seine Umwallung schweifen. Da war es aber auch sofort klar, daß unser Punkt (5.870 m) nicht der höchste war, sondern daß die höchste Erhebung des Kibo links von uns, auf der Südseite des Kraterrandes lag, wo drei Felsspitzen aus dem nach Süden abfallenden Eismantel noch einige Meter hoch hervorragen. Die Marschentfernung bis dorthin schätzten wir auf 1½ Stunden. Dazu aber reichten unsere Kräfte nicht mehr hin; wir hätten dann riskieren wollen, am Endziel ohne jeglichen Schutz gegen die Nachtkälte zu biwakieren, was uns sehr wahrscheinlich verhängnisvoll geworden wäre. Wir hatten eine elfstündige, außerordentlich anstrengende Steigarbeit auf unbekanntem Terrain zwischen rund 4.400 und 5.900 m hinter uns und mußten für den Abstieg noch mit dem Nebel rechnen, der nun über die Eiswände aufzuwallen begann.

In der Frage ’umkehren oder biwakieren’ war schließlich der Entschluß entscheidend, die Besteigung in drei Tagen zu wiederholen und dann die höchste Spitze zu forcieren. Vorläufig durften wir uns mit den Erfolgen der ersten Besteigung zufrieden geben: Die von vielen Seiten angezweifelte Existenz eines Kraters auf dem Kibogipfel war nachgewiesen; über seine räumlichen Verhältnisse, seine Eis- und Felsbildungen, seinen Auswurfskegel hatten wir Aufschluß gewonnen; das Wesen des

> Kibo-Eismantels war erkannt; der Weg zum Oberrand des Berges war gefunden, die Höhe von 5.870 m erklommen.
>
> Mit diesem Rückblick traten wir 2 Uhr 20 Minuten den Rückweg an. Im Nebelwehen auf dem steilen Eis abwärts, ich ohne Steigeisen, und wir beide so erschöpft, daß Herr PURTSCHELLER einmal eine Ohnmachtsanwandlung hatte, kamen wir nur sehr langsam vorwärts. In den unteren Partien hatte inzwischen die Sonne so stark geschmolzen, daß wir unsere Stufen großenteils erneuern mußten, eine böse Aufgabe für unsere matten Glieder an einer Stelle, wo ein Fehltritt des Einen unfehlbar auch den Anderen mit in die grausige Tiefe gerissen haben würde. Doch der Wille siegte auch diesmal über den Körper. Erleichtert aufatmend fühlen wir gegen 4 Uhr wieder den festen Fels unter den Füßen und gönnten uns eine halbe Stunde Ruhe, indem wir stumm dem wechselvollen Spiel der Wolken, der einzigen beweglichen Elemente in dieser gewaltigen starren Natur, zuschauten.
>
> Dann rutschten und glitten wir direkt hinab auf die abschüssigen Schotterhalden des Erosionsthales und auf ihnen weiter in schnellem Tempo abwärts in den Thalgrund. Große Mühe verursachte uns schließlich das Übersteigen der beiden uns noch von unserem Lagerfeld trennenden schroffen Lavamauern, aber auch sie wurden überwunden. Mit der den Schritt beflügelnden Vorstellung eines warmen Nachtmahles und eines weichen Ruhelagers stolperten wir in der Dämmerung zwischen den Blöcken und Trümmern rastlos weiter, bis wir kurz vor 7 Uhr, zuletzt im Dunkel geleitet vom weithin leuchtenden Lagerfeuer unseres braven MUINI, am gastlichen Zeltchen wieder eintrafen. MUINI hatte Reis am Feuer, der uns mit gebratenem Dörrfleisch und einem tüchtigen Schluck Kognak prächtig schmeckte, aber die Anstrengungen des Tages waren doch zu enorm gewesen, als daß wir darauf in der Nacht hätten Ruhe finden können. Zum Brennen der Haut und der Augen gesellte sich stechender Kopfschmerz, die Nerven waren fieberhaft erregt, jeder Muskel schmerzte. Erst gegen Morgen trat Abspannung ein und damit ein gesegneter Schlaf, der bis gegen Mittag anhielt.“ *(45)*.

Der Nachmittag wurde mit notwendigen Instrumentarbeiten verbracht, Luft- und Bodentemperaturen, Feuchtigkeit, terrestrische Winkel wurden gemessen, die Aneroidstände mit dem Siedethermometer kontrolliert, botanisch und geologisch gesammelt, photographische Aufnahmen gemacht. Im Nebel am abendlichen Feuer neben dem Zelt sitzend beratschlagten MEYER und PURTSCHELLER ihr weiteres Vorgehen am nächsten Tag. Sie beschlossen, in größerer Höhe ein Biwak zu beziehen, um für die Gipfelbesteigung Zeit zu gewinnen. Am Mittag des 5. Okto-

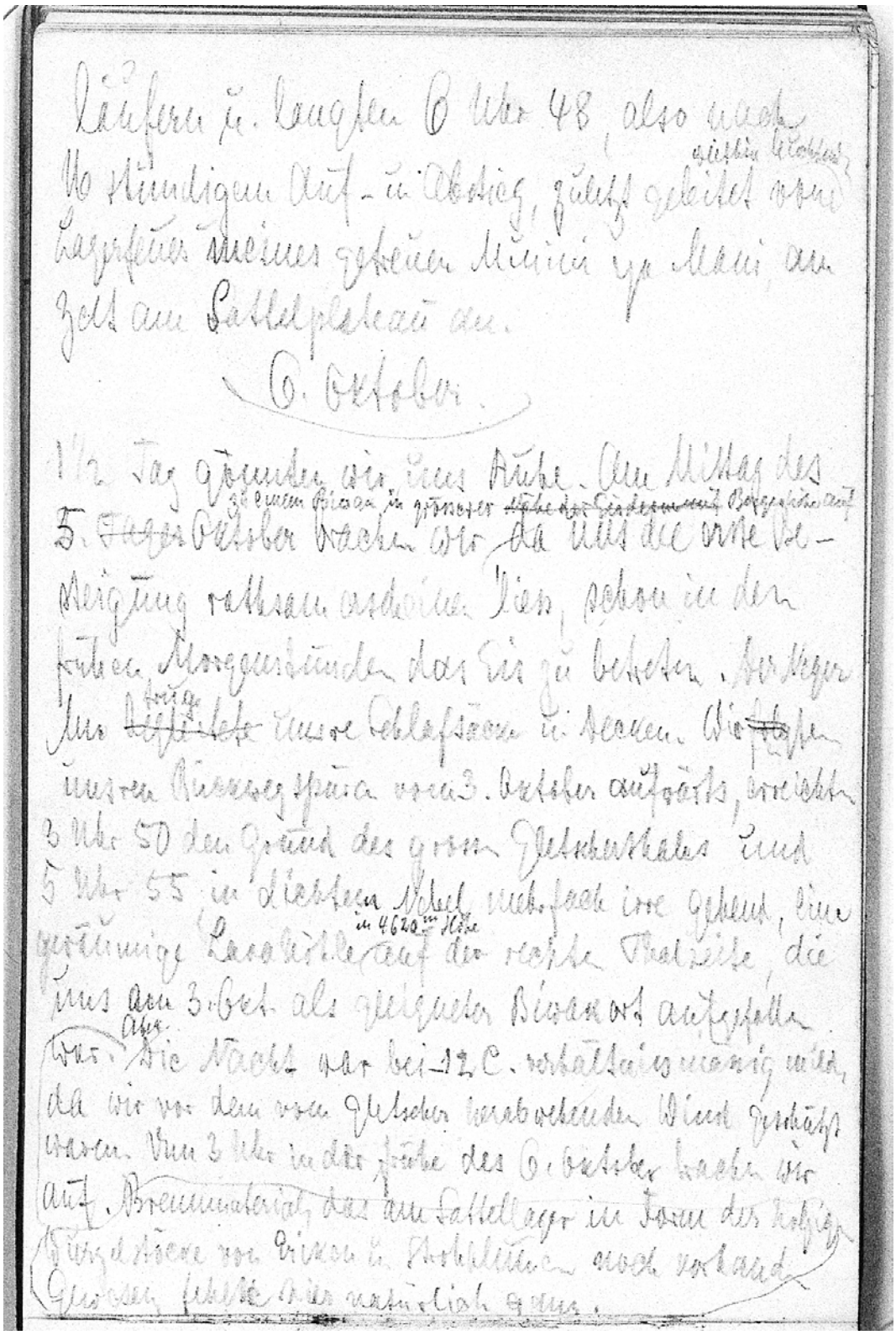
ber brachen sie mit MUINI AMANI, der sich verschiedene zusätzliche Kleidungsstücke übergezogen hatte, auf, folgten ihren Rückwegspuren vom 3. Oktober über die bereits überstiegenen Lawawellen und fanden gegen 18 Uhr im inzwischen eingefallenen Nebel auf der südlichen Seite des großen Gletschertals eine hohe, weit offene Lavahöhle, in der sie bei -12°, vor dem Wind geschützt, bis um 3 Uhr in der Frühe des 6. Oktober die Nacht verbrachten. Dieser Tag sollte endlich den Gipfelsieg bringen. Hans MEYER berichtet:

> „Diesmal war uns Ndscharo, der eisgebietende Berggeist des Kibo, gnädig; wir erreichten unser Ziel.
>
> Während der erste Stunde leuchtete uns der Mond auf den schwer ersteiglichen Schutt- und Trümmerhalden. Als er untergegangen war, tasteten wir uns bei Laternenschein im felsigen Terrain thalauf zwischen den gangbaren Lücken und Klüften hindurch und weiter auf der großen Lavarippe, welche uns am 3. Oktober zum Eis geführt, hinan. Je höher wir emporstiegen, je dünner die Luft wurde, desto glanzvoller erstrahlten die ewigen Lichter des Firmaments. ...
>
> Gegen Sonnenaufgang befanden wir uns bereits in der Höhe der Zunge des ’Ratzelgletschers’ (5.360 m) und erwarteten in seiner eisigen Nähe, mit frostzitternden Gliedern fest aneinander geschmiegt, den erwärmenden Aufgang des Tagesgestirns. Hinter des Mawensi finsterer Zackenwand hob sich kurz nach 6 Uhr der strahlende Sonnenball empor. Bald nachher waren wir am Fußpunkt unserer Eismauer vom 3. Oktober. Die damals gehauenen Stufen bedurften zu unserer freudigen Überraschung nur geringer Nachbesserung, um wieder brauchbar zu werden, so daß wir, nunmehr mit den Örtlichkeiten bekannt, bei aller Vorsicht ziemlich rasch über die gefährlichen unteren Wände und die folgenden Klüfte hinwegkamen. Vor 8 Uhr überkletterten wir schon die große Spalte in 5.720 m. Wir waren beide der frohesten Zuversicht. ’Heute geht’s’, ’Wir kommen heute hinauf’, riefen wir uns gegenseitig fröhlich zu. Langsam, aber stetig klommen wir weiter. Obwohl die Luftbeschaffenheit und die Körperanstrengung die nämlichen waren wie bei der ersten Besteigung, fühlten wir doch viel weniger Beschwerden, weil unser moralischer Zustand sehr viel besser war.
>
> Um ¾9 Uhr beschritten wir den obersten Kraterrand an der Stelle unserer damaligen Umkehr in 5.870 m Höhe; unverschleiert lag wieder der Krater zu unseren Füßen. Aber ohne langes Zaudern wanderten wir nun in Südwestrichtung auf dem dorthin leicht ansteigenden, eisbedeckten Rand des Ringwalles weiter, den Felsspitzen der südlichen Kraterwand zu, die dort über das Niveau der anderen Seiten emporragen.

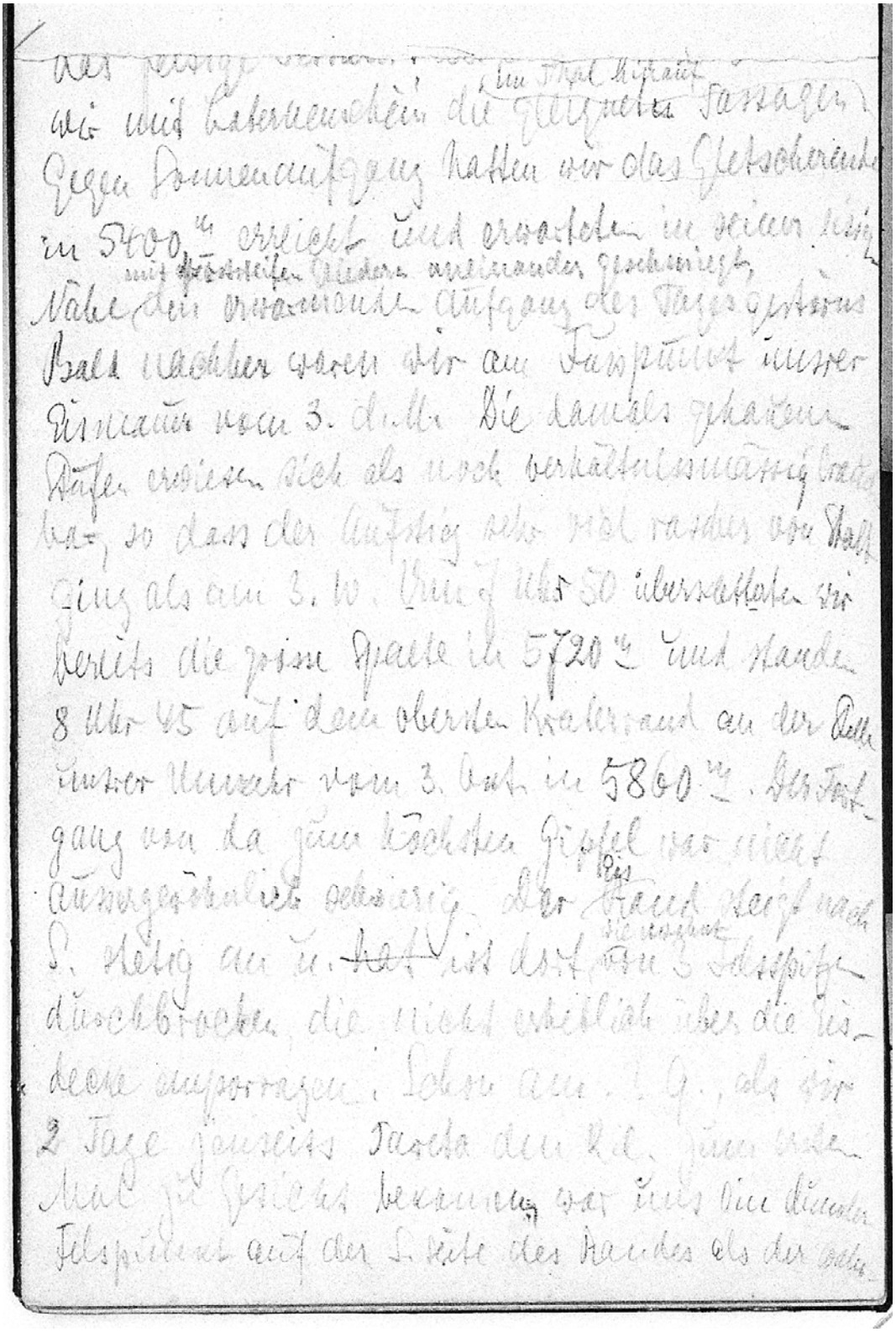
Schon im September, als wir jenseits Taweta den Kilimandjaro zum erstenmal zu Gesicht bekommen hatten, war mir ein dunkler Fels an der Südseite des oberen Bergrandes als der wahrscheinlich höchste Punkt des Kibo aufgefallen. Beim Näherkommen hatten wir denselben hinter der davorliegenden Wölbung des Eismantels verschwinden sehen, und erst als wir den Kraterrand selbst betraten, war er wieder zum Vorschein gekommen.

Anderthalb Stunden Steigens durch sonnerweichten Firn und zerfressenes Eis führte uns an einer seltsam abgebrochenen, 6 m hohen Eismauer vorbei zu dem Fußpunkt der drei höchsten, aus losen Trümmern bestehenden Felsspitzen, welche wir nun in beschaulicher Ruhe der Reihe nach erklommen, um nach Ablesung unserer Aneroide feststellen zu können, daß die mittelste mit rund 6.000 m die anderen um 10-15 m überragt. Spätere Berechnungen bestätigen diese Maße. Um ½ 11 Uhr betrat ich als erster die Mittelspitze. Ich pflanzte auf dem verwetterten Lavagipfel mit dreimaligem, von Herrn PURTSCHELLER kräftig sekundierten 'Hurra' eine kleine, im Rucksack mitgetragene deutsche Fahne auf und rief frohlockend: 'Mit dem Recht des ersten Ersteigers taufe ich diese bisher unbekannte, namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde: 'Kaiser-Wilhelm-Spitze'.

Nach einem Hoch auf den kaiserlichen Taufpaten drückten wir uns die Hand. 'Das ist mir ein herrliches Geburtstagsgeschenk', sagte PURTSCHELLER, 'ich bin heute 40 Jahre alt', und auch über mich war eine festliche, weihevolle Stimmung gekommen, deren Grundton der Gedanke war, daß der Augenblick nun da sei, den ich in den letzten Jahren täglich herbeigesehnt. Der afrikanische Riese war bezwungen, wie schwer er uns auch den Kampf gemacht hatte, und damit eine mehr als vierzigjährige Belagerung und Bestürmung des Kilimandjaro zum Abschluß gebracht. Ndscharo, der Berggeist, schien sich in seine Überwindung geduldig zu ergeben, denn kein Sturm, kein Schnee- oder Hagelwetter erschwerte uns den Aufenthalt auf der eroberten Spitze. Im vollen Sonnenlicht blitzten die Eisfelder rings um unseren dunkeln Schlackenkegel, in den Klüften knisterte und knattere es geheimnisvoll, und im Grunde des vor uns gähnenden Kraterkessels zogen leichte Dünste vor dem Luftzug nach Südwesten. Nachdem der Zauber der ersten Minuten geschwunden war, setzten wir uns unterhalb der Spitze, deren obersten Stein ich in meinem Rucksack geborgen hatte, am Rand des Kraterkessels nieder, verzehrten unseren wohlverdienten Imbiß und hielten genauere Umschau. Die Sonne brannte, aber ein



Tagebuchaufzeichnung Hans MEYERs vom 6.10.1889
über die Erstbesteigung des Kibo mit Ludwig PURTSCHELLER



Tagebuchaufzeichnung Hans MEYERS vom 6.10.1889
über die Erstbesteigung des Kibo mit Ludwig PURTSCHELLER

leichter Nordostwind fächelte Kühlung, und die Temperatur des Schleuderthermometers betrug +2° C. Von Vegetation finden sich hier oben nur Spuren von Flechten.

Ich maß Peilungswinkel und zeichnete eine Skizze des ganzen Kessels in mein Taschenbuch, der von unserem Standpunkt aus vorzüglich zu übersehen war. Bei einem Durchmesser von etwa 2.000 m senkt er sich bis zu ca. 200 m Tiefe hinab. In der unter uns herumlaufenden Südhälfte fallen die teils rotbraunen, teils aschgrauen Lavawände ohne Eisbedeckung fast senkrecht zu dem ziemlich ebenen, aus Schlamm und Asche gebildeten Kraterboden ab, in seiner Nordhälfte steigt das Eis vom Oberrand in blauen und weißen Galerien stufenförmig hinunter. Aus dem Nordteil des Kraterbodens erhebt sich ein flacher, aus brauner Asche und Lava bestehender Eruptionskegel etwa 150 m hoch, auf den vom Nordrand des großen Ringwalles her die dortigen besonders mächtigen Eismassen teilweise herüberragen. Im Westen aber ist der Zirkus durch eine riesige Kluft geöffnet, aus welcher die Schmelzwasser abfließen und das dem westlichen Kraterboden aufliegende Eis als Gletscher austritt. Welch eine gewaltige Vereinigung von Gegensätzen: dieser eisige Strom in seinem vormals glutflüssigen Bett, und über all diesem die hehre Stille der anorganischen Natur; in seiner weltverlorenen Einsamkeit und schlichten Majestät ein Naturbild von ergreifender Größe!

Inzwischen war der Vormittag weit vorgerückt, und einige kleine, flatternde Nebel mahnten uns warnend, daß es Zeit zum Rückzug sei. Vor 11 Uhr wandten wir dem Gipfel den Rücken, aber je weiter wir hinabstiegen, desto dichter schlossen sich die kalten Nebel um uns zusammen: ’Nur keinen Aufenthalt, sonst holt uns zuguterletzt noch der Teufel’, zürnte PURTSCHELLER; aber wie eilig wir auch der unteren Eisgrenze zustrebten, kostete uns die steile Passage über den ’Ratzelgletscher’ hinunter diesmal doch zwei volle Stunden, denn im kalten Schatten der Nebel wurden uns die Finger steif und wir vermochten den Eispickel nicht mehr so sicher zu handhaben wie im Sonnenschein. Einmal glitt mein der Steigeisen entbehrender Fuß aus einer Stufe, bevor der andere die nächste Stufe erfaßt hatte, und im Nu hing ich mit ausgestreckten Armen an meinem eingehauenen Pickel. Derselbe hielt glücklicherweise fest und rettete uns vor dem Sturz in den nebelbedeckten Abgrund.

Um l Uhr standen wir endlich mit heilen Gliedern, wenn auch nicht mit heiler Haut, an der unteren Eisgrenze und entledigten uns der Schleier und Brillen, des Seiles und der resp. Steigeisen. Zu PURTSCHELLERS sprachlosem Erstaunen zog ich nun aus

> meiner tiefsten Rocktasche ein paar Delikatessen, die ich seit Monaten im Koffer hatte ruhen lassen, um meinen Gefährten nach der Gipfelbesteigung damit zu überraschen. Es waren einige Zigaretten und zwei Tafeln Schokolade. Und so groß war unser Übermut und unsere Genußsucht, daß wir die seltenen Herrlichkeiten auf einmal verschwelgten, ohne an spätere Tage der Entbehrung zu denken.
>
> In der frohesten Stimmung und im Vollgefühl des erreichten Zieles liefen wir auf den Schutthalden mehr hinab als wir wanderten. Aus weiter Entfernung kündigten wir unserem MUINI am Biwakplatz nach Verabredung durch lautes, in vielfältigem Echo forthallendes Rufen unser Kommen an, und als wir endlich gegen 3 Uhr die Höhle wieder vor uns auftauchen sahen, stand MUINI schon mit den geschnürten Bündeln zum Abmarsch nach dem Zeltlager gerüstet. Als ich ihm dann beim Weiterwandern von unseren Erlebnissen erzählte und er immer wieder: 'Haithuru; umefika sasa ju kabisa, bassi' ('Das macht nichts; jetzt bist du ganz hinaufgekommen, das genügt').
>
> Vor Sonnenuntergang saßen wir wieder einmal unter dem hochragenden 'Viermännerstein' neben unserem Zeltchen am brodelnden Reistopf. Während die letzten Sonnenstrahlen die Ränder des fernen Meru röteten und der Kibo im milden Abendglanz so vertraut herabwinkte, als wolle er die beiden einzigen Sterblichen grüßen, die er in seine Geheimnisse eingeweiht hatte, zogen meine Gedanken in die Ferne, zurück in die an Hoffnungen, Opfern und Enttäuschungen so übervoll gewesenen Jahre 1887 und 1888, und die Dankbarkeit gegen ein gütiges Geschick, die Genugthuung über das nun endlich Errungene machten mich an diesem Abend so reich, daß ich mit Niemand in der Welt getauscht hätte.
>
> Die Sonne war längst hinter dem Meru hinabgesunken, und der junge Mond ließ langsam das Schneehaupt des Berges am dunkeln Nachthimmel auferstehen, als wir unser Lager aufsuchten, einig in dem Beschluß, am nächsten Tag Rast zu halten, um darauf mit neuen Kräften den Mawensi in Angriff zu nehmen."

Zunächst kam es allerdings anders. Proviantträger brachten die Nachricht, daß in Marangu Streitigkeiten zwischen der Mannschaft der unentbehrlichen Nachschubbasis und MAREALE ausgebrochen seien. Trotz des herrlichen Wetters, das für eine Besteigung und Erforschung des Mawensi die besten Möglichkeiten geboten hätte, mußte Hans MEYER nach Marangu absteigen, um nach dem Rechten zu sehen.

> „Mit wundgelaufenen Füßen und durch den neunstündigen Eilmarsch aus der frischen Höhe in die warme Dschaggaregion

recht ermüdet, humpelte ich endlich lahm in das Marangulager hinein und erregte durch mein plötzliches Erscheinen einen Begrüßungssturm von fast komischer Ausgelassenheit, den nicht einmal das Entsetzen vor meinem gletscherverbrannten Gesicht, von dem die Haut in Fetzen hing, dämpfen konnte. Das Zerwürfnis mit MAREALE ward sofort haarklein berichtet. MAREALE hatte, aufgereizt durch die Suaheli-Sklavenhändler, verlangt, daß entweder die deutsche Flagge von ihrem hohen Mast inmitten des Lagers entfernt werde, oder daß ihm als Entgelt 1.000 Dollars ausgezahlt würden; anderenfalls wolle er nach fünf Tagen das ganze Lager mit seinen Kriegern zerstören. Nun wußte sich Niemand zu raten, da die Somali das Herabholen der Fahne nicht zuließen, und man schickte nach mir.

MAREALE kam unaufgefordert. Ich merkte sofort, daß er sich seines unfreundschaftlichen Vorgehens schämte. Als ich ihm nun auseinandersetzte, daß ich absolut kein Interesse an einer Flaggenhissung hätte, da der Kilimandjaro längst nach deutsch-englischem Abkommen den Deutschen vorbehalten sei, sondern daß ich nur in Ruhe den Berg besteigen und erforschen wollte, einten wir uns schnell dahin, daß über der ’baruti-na-damu-Flagge’ (’Pulver- und Blutflagge’, weil schwarz und rot) eine zweite rote Fahne mit einem weißen Stern gehißt werde, die seine Hausflagge vorstellen solle.“

Die erste Nachricht geht in die Heimat:

„Marangu, 8.10.89

Liebe Eltern!

In der Eile eines flüchtigen Aufenthaltes sei Euch ein herzlicher, wenn auch kurzer Gruß gesandt. Ich habe mit PURTSCHELLER die Kibospitze endlich erstiegen und freue mich des Erfolges und meiner heilen Haut in gleicher Weise. Post habe ich im Innern von Euch noch nicht erhalten, hoffe aber nach der Rückkehr von der Mawensi-Besteigung, zu der ich morgen früh aufbreche, Nachricht zu erhalten. Dann bekommt Ihr aus der Muße der getanen Arbeit ausführlich Bericht. Meinen Begleitern und mir geht es, unberufen, ganz außerordentlich gut. Mit innigsten Grüßen bin und bleibe ich

Euer alter Hans.“

Schon in vier Tagen brachte ein Schnelläufer diesen Brief nach Zanzibar. Da dieser bis zur Heimat noch Wochen benötigt hätte, sandte der deutsche Konsul ein Telegramm an Hans MEYERS Vater:

“Hans Letter Marangu summit Kilimandjaro reached, all well.

STEIFENSAND“

(Original heute im Nationalmuseum Dar-es-Salaam)

Der Mawensi

Das Geheimnis des Kibo war gelöst. Wie aber stand es mit dem Mawensi, der schon so sehr den zerstörenden Kräften der Jahrtausende erlegen war? Am Kibo hatten die gewaltige Höhe und die scharfe Eisarbeit den Besteigern die Hauptschwierigkeit bereitet; am 700 m niedrigeren Mawensi würden es die mauerartige Steilheit seiner Felsflanken sein, die Brüchigkeit des Gesteins und die unübersichtliche Zerrissenheit seines Aufbaues.

Ost-Mawensi, Graszone mit Adenocarpusbäumen, 3.000 m, 1889, links Ludwig PURTSCHELLER (?)

Um die in Marangu verlorene Zeit wieder zu gewinnen, legte Hans MEYER den Aufstieg zum Mittellager, wo PURTSCHELLER und die Träger zurückgeblieben waren, an einem einzigen Tage zurück. Nach zwei weiteren Marschtagen in naßkaltem Nebel – „a bwana, leo tutakufa“ (ach Herr, heute werden wir sterben) – und strengem Nachtfrost wurde auf dem Ostteil des Sattelplateaus der geeignete Ort für ein neues Standlager gefunden. Nach Westen ist der Blick durch die großzügige Silhouette des Kibo mit ihren ruhigen Linien begrenzt, im Osten droht finster und trotzig die Riesenmauer des Mawensi.

> „Da gibt es keine graden Linien und sanften Böschungen mehr, hier ist alles verwittert, zerrissen, ruinenhaft wie in den Dolomiten. Von Süden nach Norden wachsen die Türme und Spitzen

„Lagerhügel“ am Mawensi (östlicher Lavahügel).
Standlager für die Mawensi-Besteigung 1889 – links Hans MEYER

> seines Hauptkammes immer höher an. Zu uns her nach Südwesten ist eine kolossale Schutthalde geöffnet, auf der wir morgen den Versuch machen wollen, einen westlichen niedrigeren Seitenkamm zu erklettern, welcher oben in die Hauptwand nahe der höchsten Spitze überzuführen scheint.“

Bei Vollmondschein wurde am 13. Oktober die große Schutthalde erreicht. Der Aufstieg war von quälender Mühseligkeit, eine „Tretmühle“. In etwa 5.000 m Höhe wandte man sich der linken Lavawand zu. Ihre Schwierigkeiten hatte man nicht überschätzt. PURTSCHELLER urteilt:

> „Die Kletterei, die nun folgte, kann ich nur mit jener an der Watzmann-Ostwand oder an der Südseite des Bietschhorns vergleichen.[19)] ... Da geeignete Griffe fehlten, war es den erstarrten Händen kaum möglich, Halt zu gewinnen. Auf schmalen Bändern und Absätzen, durch fast senkrechte Kamine und Risse arbeiteten wir uns, mit dem Seil verbunden, langsam empor. Eis und Schnee fanden sich infolge der heißen Jahreszeit nur in den Rinnen und Einschnitten. Die vielen Steinschläge bewiesen die Hinfälligkeit und Altersschwäche des Berggerüstes, das – bis ins Innerste zernagt – einer raschen Auflösung entgegengeht. Die

19) Damals sehr hoch gewertete Besteigungen.

> Felswand, über die wir zuletzt hinaufkletterten, schien halb in der Luft zu schweben; durch Spalten und Löcher konnten wir, 10 m unter der Schneide, den blauen Himmel erblicken. Endlich erreichten wir den höchsten Zacken der Gratschneide. Hier aber setzte eine tiefe Scharte dem Vordringen ein Ende. Jenseits ragte die Wand des zweithöchsten Gipfelzackens in abschreckender Steilheit empor, und die Sorge um den Rückweg beeinflußte unseren Entschluß. Schon fegten Nebel um die Flanken des Berges; in kürzester Zeit konnte uns jeder Ausblick verwehrt sein. Mehr noch als der Kibo ist der Mawensi eine Geburtsstätte dieser gefahrbringenden Gebilde. Da wir auf unserer Anstiegroute nur im äußersten Notfalle zurückkehren wollten, mußte ein anderer Abstieg gesucht werden. Der erwähnte Schuttkegel endet in einer sehr tiefen, von unersteiglichen Wänden eingeschlossenen Schlucht, aber zur Linken schien ein Hinabkommen möglich. So kletterten wir dorthin ab und wandten uns vor einem Felsabsturz nach links. Steile Wände, Risse und Kamine mußten durchklettert werden. Die letzte vereiste Rinne, in die wir uns abseilen mußten, bedachte uns mit prasselndem Steinschlag."
>
> „'Schnell, schnell hinunter', rief PURTSCHELLER, 'der Berg schlägt uns sonst tot.'"

Schließlich gelangten sie in das Schuttkar und seitwärts aus der Schußlinie. Dort genossen sie die erste Rast des Tages.

Zu diesem Mißerfolg äußerte sich PURTSCHELLER in seinem Bericht[20]:

> „Wenn ich Herrn MEYER ausdrücklich als einen sehr gewandten, sicheren und unerschrockenen Bergsteiger bezeichne, so geschieht es, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, als wären unsere bergsteigerischen Erfolge nur mir allein zuzuschreiben. Die Gründe aber, die Dr. MEYER und mich bewogen, von der Wiederholung einer derartig gewagten Kletterei abzusehen, dürften kaum von der strengsten Kritik angefochten werden. Unsere Aufgabe war weniger eine alpine, als eine geographische, und ein Unfall, selbst leichterer Art, der einem von uns begegnet wäre, hätte die ganze Expedition zum Scheitern gebracht."

Dem Bergsteiger PURTSCHELLER war der Verzicht gewiß noch weniger leicht gefallen als dem Forscher Hans MEYER, doch bewährte er mit diesem Verzicht sein hohes alpines Ethos, das er einmal in die Worte gekleidet hat:

> „Zur Energie des Handelns gehört auch die Energie des Entsagens."

---

[20] PURTSCHELLER, L. [1890]: *Die Ersteigung des Kilimandjaro*. Mittheilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1890, Nr. 8/9, München *[48] [Bearb.]*.

Mawensi aus Nordwesten (1889 ?)

Dieser erste Besteigungsversuch hatte noch keine genügenden Aufklärungen über den zerrissenen Bau des Mawensi geben können, über seine Geologie und seine Entstehung. Doch fand sich nach zwei weiteren Besuchen des Kibo bei einem zweiten Versuch am Mawensi eine leichtere Route zu einer Scharte im Hauptkamm, von der aus in nur halbstündiger Kletterei ein Gipfelturm erreicht wurde, der heutige Klute-Pik, nur wenige Meter niedriger als der höchste Punkt des ganzen Mawensi, der heutige Hans-Meyer-Pik (5.270 m). Den Tiefblick über die Ostwand des Mawensi, die in ungeheurer Zerrissenheit in einen riesenhaften zerschrundeten Kessel abstürzt, und weiter auf eine 2.000 m tiefer liegende Steppenlandschaft, bezeichnet Hans MEYER als das nächst dem Kibokrater packendste Bild am ganzen Kilimandjaro.

Obwohl auch ein dritter Versuch, den wilden Felsbau zu bezwingen, nunmehr von Norden her, gescheitert war, hatten dennoch die Unternehmungen am Mawensi eine unerwartet reiche Ausbeute erbracht, wenn auch der höchste Gipfel nicht betreten werden konnte. Es sollten noch 23 Jahre vergehen, bis KLUTE und OEHLER ihn erreichten.[21)]

[21)] Vergleiche OEHLER, E. [1915]: *Von einer Forschungsreise am Kilimandjaro im Jahre 1912*. Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, 46. Band, München, S. 124-157 *[45] [Bearb.]*.

Noch einmal Kibo

Trotz des Verzichtes auf den Mawensi waren Forscherwille und Tatendrang nicht erlahmt.

> „Mit dem Kibo waren wir ... noch nicht fertig. Seine unbekannte Nordseite zu erkunden und noch einmal von einer anderen Seite zu seinem Kraterkessel emporzusteigen, um ein vollständiges Bild von ihm zu gewinnen, das waren zwei Ziele, die der Mühe wert waren."

Am 17. Oktober gingen MEYER und PURTSCHELLER ans Werk. Bald vergoldete die Frühsonne den Eiskranz, der an der Nordseite des Kibo dem Rande des Kraters aufliegt. Sie hatten gehofft, daß die Nordseite einen relativ leichten Anstieg auf die Eisdecke bieten würde. Ein anderer Reisender, Otto EHLERS, hatte erzählt, er sei hier nur mit einem Stock bewaffnet hinaufspaziert. Ein fünfstündiges anstrengendes Klettern brachte sie jedoch zu der Erkenntnis, daß sie hier der Eiskrone des Kibo nicht beikommen konnten. So rasteten sie in einer Höhe von über fünfeinhalbtausend Metern. Die Sonne brannte empfindlich und in den Eiswänden knisterte und krachte es unheimlich.

> „PURTSCHELLER beugte sich über einen Lavablock und erprobte seine beneidenswerte Fähigkeit, zu jeder Zeit und in jeder Stellung schlafen zu können. Als aber vor Mittag, wie gewöhnlich, die Nebel zu steigen begannen, legte ich den Peilkompaß weg und trieb zur Rückkehr. ... Endlich konnten wir angesichts der wolkenfreien Mawensispitzen auf dem großen asphaltharten Schlammfeld des Sattels zu unserem Lagerhügel bis ¾6 Uhr hinüberschlendern, wo uns MUINI schon von weitem die frohe Botschaft entgegenjubelte, daß 'weichgekochte' Bohnen und gebratene Hühner angekommen seien. So hatten wir fast jedes Mal eine substantielle Belohnung für unser Tagewerk. ..."

Die bösen Erfahrungen, die sie wiederholt mit den Entfernungen am Kibo gemacht hatten, veranlaßten sie, wieder ein Biwak am Kibo selbst zu beziehen. Bei der Rückkehr von der Nordseite hatten sie eine Stelle am Ostabhang ausersehen, wo unter Lavablöcken mehrere Höhlen zu erkennen waren. Senkrecht über ihnen klaffte am oberen Kiborand jene große Scharte im Eis, die zwei Jahre zuvor Hans MEYER s nicht erreichtes Ziel gewesen war. Dort wollten sie versuchen, in den Kraterzirkus hineinzuklettern. Eine der Höhlen bot mit engem Eingang und einer tiefen geräumigen Kammer ein vortreffliches windgeschütztes Biwak. Sie wurde später Hans-Meyer-Höhle benannt. In ihren Pelzen und Decken überstanden sie die bisher noch nicht erlebte Nachtkälte von –14° C. ganz erträglich, und als der Mond die Umgebung zu bescheinen begann, machten sie sich nach 3 Uhr auf. Auf gewaltigen Schutthalden von anfangs sanfter, dann aber so großer Neigung und so mächtiger Ausdehnung, wie sie in den Alpen nirgends zu finden sind,

stiegen sie drei Stunden lang auf. Als ein eisiger Nordwind das Auftauchen der Sonne ankündigte, rasteten sie eine halbe Stunde unter Felsenschutz. Hoch über ihnen strahlte der Kibo in der Morgensonne. Weiter ging es an Felsrippen entlang über morsche Laven und Obsidian, der in prächtiger Bänderung das ganze Farbenspektrum in sich zu vereinen schien. Schon lag links, etwa 200 m unter ihnen, die Eiswand, die 1887 dem Vordringen Halt geboten hatte; rechts, also nördlich von ihnen, verlief die Eismauer anfänglich in teilweise überhängenden Wänden von 60-70 m Höhe. Aber von diesem Standort aus konnten sie über eine Stufenreihe in glattem Eise schon nach 10 Minuten die Scharte betreten, die freien Blick in den Kraterzirkus gewährte. Sie heißt noch heute Hans-Meyer-Scharte.[22)]*)

> „Heute geht's fix, rief PURTSCHELLER befriedigt: wenn keine Überraschungen kommen, sind wir in einer Stunde drüben auf dem Kegel und um Mittag schon wieder im Biwak. Aber das Aussehen der vor uns liegenden nieve-penitente-Felder ließ mich zweifeln, und die gefürchteten Überraschungen kamen bald genug. Das Eisfeld, welches sich bis zum Fuß des Ausbruchskegels im Grund des Kessels hin erstreckt, ist von Sonne, Wind und Schmelzwasser an seiner Oberfläche fürchterlich verwittert und zerfurcht.“

Ohne Zögern stiegen sie in das Chaos hinein, von Spitze zu Spitze, von Schneide zu Schneide. Aber oft trugen die Eisgebilde ihre Last nicht und ließen sie bis unter die Arme in die engen Spalten zwischen ihnen einbrechen. Knie und Arme wurden bei solcher Arbeit wund, die Hände trotz der Handschuhe kalt und gefühllos. Je weiter sie hinabkamen, desto schlimmer wurde es. Endlich, nach drei Viertelstunden, hatten sie den Kraterboden unter ihren Füßen. Durch wild zerklüftetes Eis bemühten sie sich weiter zum Eruptionskegel vorzudringen, dessen braune Aschen und Laven hinter einem Eiswall lockten. Aber der Versuch schlug wiederholt fehl, und mißmutig gab Hans MEYER auf, als PURTSCHELLER schließlich erklärte:

> „Wenn Sie weiter in das Eis hineingehen, tragen Sie allein die Verantwortung.“

So mußte er sich mit dem Grunde des großen Kraterzirkus begnügen und dort seine Beobachtungen machen. Dann stiegen sie auf schmalen Eisrippen und Brücken zu einer auf dem Ringwall sich aufwölbenden Eiskuppe empor. Auf ihr rasteten sie eine Viertelstunde, während MEYER wieder skizzierte und Peilwinkel maß. Dann verließen sie die eisigen Höhen des Kibo, die von Norden heranziehenden schweren Nebel zwangen zum raschesten Abstieg.

> „Vor 3 Uhr warf ich Rucksack und Pickel am Lagerfeuer ab. Oben in den Eiskammern des Kibo wehte und wallte es bis

22) Die Benennung nach Hans MEYER stammt von Hauptmann Kurt JOHANNES, der 10 Jahre lang Chef der Kilimandjaro-Station war.

gegen Abend, und als sich dann das Gewölk verzog, stand der Kibo im rötlichen Abendlicht auf der Südhälfte weit herab mit Neuschnee bestreut; dies als Geschenk der aus Norden heraneilenden Wolkenzüge des Mittags, vor denen wir rechtzeitig den Rückmarsch angetreten hatten.

Der 21. Oktober war unser letzter Tag im Lager am Sattelplateau. Vorher war mit den Proviantträgern plötzlich ALI, der Wächter des Marangulagers, erschienen und berichtete von Prügelei und Aufruhr im Marangulager, die meine Anwesenheit dringend notwendig machten. Damit war über unser ferneres Tun entschieden, unser Aufenthalt in der Höhe abgeschlossen. Und blicken wir zurück, so können wir mit den Ergebnissen wohl zufrieden sein. Die viertägige Unterbrechung abgerechnet, welche mich nach der Gipfelersteigung des Kibo nach Marangu rief, sind wir 16 Tage lang zwischen 15,000 und 20,000 Fuß tätig gewesen und haben in diesen zwei Wochen vier Kibobesteigungen, drei Mawensibesteigungen ausgeführt, die höchste Spitze des Kilimandjaro erstiegen, den großen Krater des Kibo entdeckt, die ersten afrikanischen Gletscher gefunden und das ganze Hochgebiet möglichst gründlich untersucht, topographisch und photographisch aufgenommen und abgesammelt.

Der letzten Tage Last war groß, aber noch größer wäre sie gewesen, wenn nicht der getreue MUINI AMANI, der Kälte trotzend, alle die kleinen, zeitraubenden Lagerarbeiten, wie Holzsammeln, Feuermachen, Wasserholen, Stiefelschmieren und Anderes mehr, unverdrossen ausgeführt, wodurch uns Muße zu wichtigeren Dingen geschaffen wurde. Freilich blieben uns immer noch Widrigkeiten genug in unserm einsamen Lagerleben, und zwar waren am lästigsten nicht etwa die nächtlichen Abmärsche um ½3 Uhr bei Sturm und Schnee, nicht das Biwakieren in eisigen Felslöchern und dergleichen, sondern die rauchige, alltägliche Kocherei, die ich MUINI abnehmen mußte, nachdem er einige sehr bedenkliche Proben seiner kulinarischen Künste geliefert hatte, und die langdauernde notgedrungene Entbehrung jeglicher Körperreinigung aus Mangel an Waschwasser. Täglich entspann sich zwischen uns beiden Europäern ein edler Wettstreit um das Tellerwaschen, weil dieses nasse Geschäft doch auch den Fingern des Wäschers zu gute kam, die dabei wenigstens die dickste Schmutzkruste los wurden. Man lernt Selbstverleugnung im afrikanischen Hochgebirge.

Über diese Widerwärtigkeiten konnte nur die ästhetische Freude an Fels, Eis und Luft und die Lust an dem eigenen Schaffen hinweghelfen. Die Spannung bei der Unternehmung unserer Touren, das Vollgefühl vielseitiger Kraftentfaltung bei ihrer

> Ausführung, die Befriedigung nach vollbrachter Tat, sie stehen natürlich in erster Linie. ...
>
> Da endlich für die Leute die Stunde der Erlösung aus Frost und Nebel schlug, waren sie von erstaunlichem Eifer beseelt. Schon um ½10 Uhr fanden sich die Träger atemlos vom Mittellager ein, das sie vor Sonnenaufgang verlassen hatten, und in kaum 10 Minuten war unser kleines Camp abgebrochen und in Bündeln verschnürt. Noch ein halb fröhliches, halb wehmütiges Abschiedswinken zum Mawensi hinauf und zum Kibo hinüber, und im Geschwindschritt ging es den Trägern nach. ...
>
> Mit endlosem Flintenknallen, Stierschlachten, Schwelgen in Fleisch und Hirsebier wurde der Festtag unserer Rückkehr gefeiert und mit einem Freudenfeuerwerk, bei dem es MAREALE sich als Vergunst erbeten hatte, die Raketen höchsteigenhändig abbrennen zu dürfen, würdig beschlossen.“

Eine längere Ruhepause war nach den Leistungen so kurzer Zeit wohlverdient. Hans MEYER genoß sie mit Behagen.

> „Marangu, den 27.10.89
>
> Liebste Eltern!
>
> Seit meinem letzten Brief an Euch sind mehr als zwei Wochen verstrichen. Inzwischen haben wir unsere Arbeiten am oberen Kilimandjaro beendet und sind vorgestern wieder hierher zurückgekommen, um nun acht Tage mit dem Ordnen unseres Materials an diesem paradiesischen Erdenfleck zuzubringen. Da wir von trefflicher Gesundheit sind, genießen wir die Rast nach harter Arbeit mit größtem Behagen. Herr HIRSCH, den ich hier mit der Karawane zurückgelassen hatte, hat das Lager in ein nettes kleines Dorf vergewandelt. Gegenüber dem offenen Schutzdach aus Bananenblättern, in dessen Schatten ich an einem Tisch aus gespannter Ochsenhaut diesen Brief schreibe, stehen in 20 Schritt Entfernung zwei solide Strohhütten, die uns zum Schlafen dienen, davor ein 50 Fuß hoher Mast, an dem die deutsche Flagge mit der Flagge MAREALES darüber lustig flattert, rot mit weißem Stern, nach meiner Erfindung. Rechts davon ist an einen Riesenbaum das Schutzdach angelehnt, unter dem der Koch wirtschaftet. Daneben meckern zwei Ziegen hinter ihrem Zaun und gackern ein halbes Dutzend Hühner. Ein großer Kegel frischer Butter, ein Blattkorb voll Eier und ein Kürbis voll jungen gelben Honigs locken vom Anrichtetisch zum Frühstück. Brot backen wir aus Negerhirse, und Tee liegt noch reichlich in den Fouragekoffern. Meine acht Somali hausen bei den Tauschlasten in einem großen Zelt; dahinter runden sich auf drei

umfriedeten Beeten kirschrote Radieschen und weiße Rettiche. Das ganze Anwesen, das 60 Schritt im Geviert hat, ist mit einem Zaun von grünen Dracänen umgeben, und jenseits des Tores liegen auf offenem Grasplatz die 14 kegelförmigen Strohhütten meiner Träger und Soldaten. Darüber blinkt die Eishaube des Kibo vom blauen Himmel herab. Es ist herrlich! Heute Abend haben sich die beiden englischen Missionare aus Moschi zu Gast angesagt. Dann sitzen wir zu fünft am Tisch, und eine lang aufgesparte Flasche Médoc wird auf MUTTINGs Geburtstag geleert. In acht Tagen hoffe ich auf dem Weg nach Ugueno zu sein und Ende November breche ich zur Küste auf. Laßt es Euch weiter zum Besten gehen!

In alter Treue
Euer Hans.“

Durch das Bergland Ugueno[23)]

Aber die Zeit mußte auch genutzt werden zur Vorbereitung einer Expedition durch das kaum bekannte Bergland Ugueno. Hans MEYER freute sich, zu neuen Arbeiten und Entdeckungen zu kommen, drängte zum Aufbruch aber auch deshalb,

> „weil der Aufenthalt im Marangulager, in dessen nächster Umgebung sich nun so viele Wochen lang die Exkremente von einigen 60 Vegetariern angesammelt hatten, der Fliegenschwärme und anderer Umstände halber nicht mehr zu den erquickendsten gehörte. Daß ich deshalb meine tägliche Abendwanderung etwas über die nächste Umgebung ausdehnte, wäre mir beinahe noch schlecht bekommen. Als ich nämlich am letzten Abend in stille Betrachtungen versunken saß, hörte und sah ich plötzlich auf 20 Schritt im Mondenschein einen Leopard heranschleichen, der es offenbar auf mich abgesehen hatte. Gänzlich unbewaffnet, wie ich war, konnte ich nur ein großes Geschrei erheben, um ihn zu verscheuchen, und mich eilig zurückziehen. Meine Leute glaubten entsetzt, ich hätte einen Geist gesehen, und ich hütete mich, den wahren Sachverhalt zu beichten; mein Ansehen wäre durch die urwüchsigste Heiterkeit für immer vernichtet worden.“

Die kleine abgeschlossene Berglandschaft Ugueno, südlich des Kilimandjaro, war nur einmal von einem Europäer, Dr. Otto KERSTEN, an ihrem Ostrand besucht worden, der größte Teil war terra incognita. So war es für diese Unternehmung hochwillkommen, daß MUINI AMANI, „der große Vagabund“, die Ugueno-Sprache leidlich zu verstehen behauptete.

Die zu durchquerende Kahe-Ebene beherbergte eine reiche Tierwelt.

> „Zebras und Tigerpferde galoppierten in übermütigen Sätzen davon, Hartebeeste und Streifengnus suchten trabend das Weite, ein Straußenmännchen stolzierte mit gemessenen Schritten in sichere Deckung, und zwei Rhinozerosse standen und äugten, prustend und mit dem Stummelschwanz wedelnd, nach der verdächtigen Menschenschlange herüber.“

Die Kahe-Leute hatten aus Angst vor den Massai *(47)* und vor MANDARA die Viehzucht aufgegeben. Sie waren Vegetarier aus Furcht. Mit Mühe nur waren zwei Kahe-Männer zu bewegen, bis zur anderthalb Tagesmärsche entfernten Uguenogrenze als Führer zu dienen.

Auf dem Marsch hatten sie dann ihre Nase fast am Boden, um sich keine fremde Menschenspur entgehen zu lassen. Bei jedem Laut standen sie still und

23) Heute Nord-Pare.

lauschten argwöhnisch. Die Träger trieb trotz aller Glut in der nun pfadlosen Dornwildnis die Massaifurcht vorwärts.

> „Als das Terrain zum Fuß der Bergmauer leicht zu steigen begann, war sofort zu bemerken, daß wir die Grenze zwischen dem vulkanischen Gebiet des Kilimandjaro und dem archaischen Gestein des Uguenogebirges überschritten."

Die erste Begegnung zwischen den Wagueno und Hans MEYERS Parlamentären führte zu einem zweistündigen Schauri. Der Argwohn, daß die Fremden womöglich Freunde der Massai oder MANDARAS wären, trat immer wieder hervor.

> „Um unseren friedlichen Versicherungen glauben zu können, verlangte der Sprecher, der Befehlshaber der Grenzwache, daß ich mit ihm Blutsfreundschaft schließen solle, ich wies ihn aber an MUINI AMANI mit dem stolzen Bemerken, daß ich nur mit Königen Blutsfreundschaft schlösse, und so gab er sich auch mit MUINI zufrieden. Unter allgemeiner Aufmerksamkeit ritzten sich beide mit einem Dorn die Herzgrube auf und leckten sich gegenseitig die hervorquellenden Blutströpfchen ab, indem sie einander aufs fürchterlichste verwünschten, falls sie den Bund brechen würden. Der Chorus sang dazu melodisch 'hau – hau', bis die Zeremonie zu Ende war. Aufspringend lief nun die ganze Gesellschaft vor uns her und wir folgten langsam durch das Lianendickicht."

Schließlich begrüßte das versammelte Kriegsvolk die Fremden mit einem Gesang nach Massai-Art und wies ihnen einen Lagerplatz unter Bäumen an, wo sie es sich bequem machten – allerdings immer mit der Waffe in der Hand. Noch nie war eine Suahelikarawane, geschweige denn ein Europäer, hierher gekommen. Scheu und Mißtrauen verließen darum die neuen Blutsbrüder nicht, und zu essen gab es erst recht nichts. Erst müsse der „Fuma" (Häuptling) die Weißen sehen, der eine Tagesreise weiter nördlich wohne, dann dürfe man ihnen Nahrung verkaufen. Aber das Zentrum des Gebietes, wo die stolze Bergkuppe des Gamualla sich wölbte, war Hans MEYERS Ziel. Bald hatte er herausgefunden, daß dort ein anderer Häuptling, MAFURRA, residiere, von dem aus man ostwärts in das Gebiet des Häuptlings NAGUVU gelangen könne. Das war's, was er wollte. Dort angelangt, verursachte aber die selbständige Suche nach einem Lagerplatz bei den MAFURRA-Leuten einigen Aufruhr.

Der Sturm legte sich, als Hans MEYER den Theodoliten aufstellte und ruhig an die Mittagsobservation ging. Das funkelnde dreibeinige Ding war ihnen doch nicht recht geheuer, und als er gar anfing, sich mit der Sonne zu unterhalten, zog sich einer nach dem anderen respektvoll zurück. Den alten gebrechlichen Häuptling MAFURRA versicherte er seiner Freundschaft und bedachte ihn mit Geschenken, aber sein Argwohn gegen die Fremden blieb bestehen. Hans MEYER erklärte ihm deshalb, daß sein dreibeiniges Instrument die Sonne gebeten habe, heute Regen zu machen – die verheißungsvollen Wolken standen längst am Himmel.

Darauf wechselte ein Hammel den Besitzer und mußte mit seinem Blut, von dem wir uns zutranken, den Freundschaftsbund besiegeln.

Da die MAFURRA-Leute mit Fremden bisher nur in Gestalt der Massai und der Krieger MANDARAS Bekanntschaft gemacht hatten, die Vieh und Sklaven raubend ihr Land heimsuchten, schien ihr Mißtrauen gegen alles Fremde berechtigt. Erklärlich war auch, daß sie durch ihre bitteren Erfahrungen und ihre über viele Generationen währende Bedrückung schwere Einbuße an ihrem Charakter erlitten hatten. Sobald sie erkannt hatten, daß sie es mit friedfertigen Menschen zu tun hatten, wurden sie überaus dreist. Vor ihren diebischen Händen war nichts sicher.

Man war darum froh, daß man MAFURRAS Tal hinter sich gelassen hatte. An einem südlichen Ausläufer des Gamuallaberges ließ Hans MEYER die Karawane rasten und kletterte mit PURTSCHELLER und den Führern über Farn und Fels zu seinem runden kahlen Gipfel (2.000 m) hinauf.

> „Oben empfing uns kalter Nebel, aber der Wind war uns gnädig und entschleierte in Kurzem das ganze uns umlagernde Ugueno, in dessen Mitte wir wie auf einer hohen Insel standen.“

Dann stiegen sie auf tief ausgetretenem Pfad in das lockende Kirongaital hinunter. In kleinen Trupps kamen ihnen Weiber entgegen, die auf Kopf und Rücken Landeserzeugnisse zu Markte trugen. Den „jambo“-Gruß beantworteten sie mit dem dort üblichen singenden „hm“. Das hörte sich, von so vielen auf einmal gesummt, so melodisch an, daß MUINI lachend ausrief: „wafanya kama niuki“ (Sie machen es wie die Bienen). Auf dem Bauch, beiderseits vom Nabel, waren viele mit gitterförmigen Narben verziert, wohl ein Zeichen der Mutterschaft. Um den Hals trugen fast alle fingerdicke Messingringe. Unter Singen und Scherzen kam die Karawane im Grunde des Kirongaitales an.

> „Überall fesselnde Bergbilder, grüne Matten, rauchende Hütten, umhegte Felder, rieselnde Gewässer wie in den schönsten Teilen von Usambara ... Die Eingeborenen, die mit Hacke und Steckpfahl ihre Acker bestellten, riefen uns auf unser ’jambo’ ebenfalls ein fröhliches ’jambo’ zu, ein Beweis, daß eine Suaheli-Karawane hier keine unbekannte Erscheinung ist.“

Aus dem freundlichen Kirongaital führte der Pfad wieder hinauf auf die kahle Höhe des Kiridschehügels. Dort stand der mit Palisaden umgebene Kral des Häuptlings NAGUVU. Eine Kriegerschar kam entgegen, die Salutschüsse ebenfalls mit einigem Pulverknallen beantwortete. Auf offenem Lagerplatz wurde zu ihrem Erstaunen in wenigen Augenblicken das geräumige Zelt aufgeschlagen, überflattert von dem schwarz-weiß-roten Fähnchen, das ihnen als geheimnisvolle „Daua“ (Zauber) besonders in die Augen stach. Die geringe Scheu der Usangileute und ihre angenehme Bescheidenheit auch bei näherer Bekanntschaft zeigten, daß sie häufigere und bessere Erfahrungen mit Fremden gemacht hatten als MAFURRAS Untertanen. Am Abend kam bei strömendem Gewitterregen NAGUVU mit seinem Troß ins Lager. Er erging sich, voll des süßen Zuckerrohrweines, in überschwenglichen Freundschaftsversicherungen:

> „Als ich ein kleiner Knabe war, ist ein weißer Mann in unserem Tal gewesen (Dr. KERSTEN, der Begleiter VON DER DECKENS). Nun, da ich alt bin, kommst Du als zweiter. Du mußt nur immer hier bleiben und wir wollen große Daua machen und ganz Ugueno unterwerfen, und Du sollst so viel Weiber und Lebensmittel haben, wie Du willst."

Das klang freilich sehr verlockend, aber Hans MEYER gestand nur einen Tag und eine große Daua zu und stellte damit seinen schwarzen oder vielmehr roten Freund auch zufrieden, 'roten Freund' deshalb, weil NAGUVU sich nach Massaiart den ganzen Köper einschließlich der Haare mit Fett und rotem Lateritton eingesalbt hatte, so daß er im Lampenlicht glänzte.

> „Der Abend brachte zuerst meine große Daua zur Weihung des Landes in Gestalt von drei Raketen mit Leuchtkugeln und darauf die Schließung ewiger Freundschaft zwischen mir und NAGUVU."

Diese Zeremonie war lang und umständlich. NAGUVU und sein Kriegsvolk hockten sich vor dem Zelt im Halbkreis nieder, sein Sohn brachte einen Topf Zuckerrohrpombe, MUINI schnitt ein Stück gebratenes Fleisch in Streifen.

> „Ich setzte mich mit NAGUVU an den Topf, er erfaßte einen Stein, klopfte an das Gefäß und begann eine unendlich lange Verbrüderungsformel abzuleiern und grausige Verwünschungen gegen seine Feinde auszustoßen und gegen mich, falls seine Feinde von jetzt ab nicht auch die meinigen sein würden. Dabei dauerte das Klopfen an das Gefäß ohne Unterbrechung fort, und nach jedem wichtigen Abschnitt wurde ein Fleischstreifen in den Pombetopf geworfen."

Mit MUINIS Hilfe mußte Hans MEYER den ganzen Vorgang wiederholen, worauf sie gleichzeitig mit der Rechten in den Topf griffen, einen Fleischbrocken herausholten und verschlangen. Zum Schluß spuckten sie beide kräftig in den Topf, und die Hauptbeteiligten folgten ihrem Beispiel. Der Topf mit seinem heiligen Inhalt wurde davongetragen zu ewiger Aufbewahrung in NAGUVUS Schatzkammer. Von der Verbrüderung war NAGUVU höchst befriedigt, und sein Volk pries seine Stärke. Um die Gesellschaft schließlich loszuwerden, erfüllte Hans MEYER NAGUVUS Wunsch und schenkte ihm eine Flagge, die er sich als große Daua auf seine Hütte stecken wollte.

Auf der Höhe des Ostrandes des Uguenogebirges wurde die Karawane von Kriegern des Häuptlings JANGOBI wenig freundlich empfangen. Von allen Seiten stürzten sie herbei und suchten sie am Weitermarsch zu hindern. Aber als MUINI mit Würde seine Freundschaftswunde auf der Brust entblößte und der Usangi-Führer mit Stolz verkündete, Hans MEYER hätte mit NAGUVU 'aus dem Freundschaftstopf gegessen', und daß NAGUVU wünsche, daß sie den Berg Ngovi bestiegen, änderte sich die Situation. Man begleitete sie noch eine gute Strecke bergauf,

bergab, bis sie ihrem Ziel nahe waren. Am nächsten Morgen stand man schon in zwei Stunden auf dem farnbewachsenen Gipfel des Ngovi (1.700 m). Im Osten erstreckte sich der Dschipesee, aber keiner der zu ihm hinabrieselnden Bäche erreicht seine Ufer, alle verlieren sich unfern vom Gebirgsfluß in Sümpfen und Lachen. Der gewonnene Überblick ergab, daß ganz Ugueno wie Usambara und Pare einer Insel mit steilen Küsten vergleichbar ist, die zu dem weiten Ozean der Steppenebenen ohne einschneidende Talbildung abstürzen. Hans MEYER rechnete Ugueno zu den wertvollen Gebieten der deutsch-ostafrikanischen Interessensphäre, das einer aussichtsreichen Zukunft entgegensehen dürfe, wenn es erst durch einen gesicherten Verkehrsweg der Küste des Indischen Ozeans näher gerückt seine werde.

Auf dem Rückweg nach Marangu lag als schweres Hindernis ein breiter Papyrussumpf, der den Abfluß der Dschipesees nach Westen bildet. Heimkehrende Taweta-Leute, die wilden Honig gesammelt hatten, führten den Zug durch den für Unkundige völlig unpassierbaren Papyrussumpf.

> „Ich habe manchen Fluß- und Sumpfübergang gemacht ..., aber gegen den Rufusumpf bei Ugueno sind sie alle Kinderspiel.“

Sie drangen in einen anscheinend undurchdringlichen Wald riesiger Papyrusstauden ein und sanken sofort bis an die Kniee in den schwarzgrauen Schlamm. Ein Stück weiter waren die Papyruse durch Flußpferde niedergetreten, die Sonne hatte den Schlamm hart getrocknet, so daß sie über die tiefen Spuren der Dickhäuter von Rand zu Rand springen mußten. Dann folgte freies Wasser, schwarz und bewegungslos. Aus Papyrusstämmen wurde eine schwanke Brücke geschichtet, die sich unter der Last der Träger tiefer und tiefer senkte, so daß sich die letzten bis an die Schultern im Wasser mit den Füßen weiter tasten mußten. Das knietiefe Stampfen durch den Morast, das Abhacken der Papyrusstauden, das Durchwaten der Wasserrinnen, das Forthelfen Ermüdeter und Gefährdeter dauerte zweieinhalb Stunden. Fast alle Lasten wurden durchnäßt. Mitunter erschreckte sie ein in nächster Nähe schnaubendes Flußpferd oder der penetrante Moschusgeruch eines verborgenen Krokodils. Die Umgebung glich einer phantastischen Szenerie aus vergangenen Erdperioden. Als sie endlich wieder festen Boden unter den Füßen fühlten und ein Lager aufschlagen konnten, war in der Nacht die Plage der Moskitos, die zu Tausenden und Abertausenden aus dem Sumpf aufstiegen, so quälend, daß niemand ein Auge schließen konnte.

> „Mit dem hohen Diskant ihres Summens verschmolz das leise Flattern der Fledermäuse und Nachtschwalme, das gelegentliche tiefe Grunzen der Nilpferde im Sumpf, der laute Schrei eines Affen und das kurze Gebell eines Leoparden in der Steppe zu einer Harmonie echt afrikanischer Wildnis, die niemals vergißt, wer sie einmal gehört hat.“

Wenig erquickt zogen sie mit Tagesgrauen weiter. Der Weg war gekennzeichnet durch eine glühend heiße Durststrecke und durch eine Begegnung mit einem gewaltigen Nashorn, das MUINI angriff, von seiner roten Jacke offenbar

gereizt. Mit einem Riesensatz konnte er sich dem Angriff entziehen, während des Tier mit einer erstaunlich eleganten Bewegung davontrabte. Die Heiterkeit danach war groß und hielt lange an.

Ehe man sie dort erwartet hatte, trafen die beiden Weißen mit ihrer Karawane wieder in Marangu ein. Umso stürmischer, wenn auch nicht ungefährlich, äußert sich die Freude des Wiedersehens. Die hemmungslose Flintenknallerei verwundete zwei Träger so sehr, daß sie nach drei Wochen noch nicht wieder marschfähig waren.

> „Viel in Anspruch wurde ich in diesen Tagen durch ärztliche Behandlung von Dschaggakindern genommen, welche mir MAREALE meist selbst zuführte. Sie leiden an großen, bis 15 cm langen Geschwüren am Unterschenkel, die ohne äußere Ursache entstehen und monatelang die armen Kleinen durch offene Wunden peinigen."

Erfreuliche Unterbrechung bot das wiederholte Erscheinen junger Weiber und Mädchen, die, nur mit einem Läppchen und einer Perlschnur gegürtet, sonst aber mit Fett und rotem Ton festlich gesalbt, eine in gleicher Weise geschmückte Braut zur Hütte des künftigen Gatten führten und beim Gehen mit ihren faustgroßen Glocken an den Knöcheln eine liebliche Musik machten.

> „Schade, daß man eine solche Szene nicht in Europa vorführen kann, man würde Respekt bekommen vor afrikanischer Sitte."

Das Schönste dieser Tage war natürlich eine erneute Verbindung mit der Heimat.

> „Marangu, 12.11.89
>
> Liebste Eltern!
>
> Drei Wochen voll Arbeit und Erfolg sind vergangen. Ich habe das Bergland Ugueno durchzogen und bin in kurzer Zeit mit schönen Resultaten hierher zurückgekehrt. Hier fand ich alles in Ordnung und zu freudiger Überraschung reiche Post aus Europa, so daß ich nach zweimonatigem, ausschließlichem Afrikanertum wieder mit Herz und Sinnen Europäer sein konnte. ... Lang entbehrte Genüsse, wie Zucker, Kaffee, hat der englische Missionar in Moschi uns dazu geschenkt. – Meine Aufgaben hier sind nun bald gelöst. Ich will noch dem West-Kilimandjaro einen kurzen Besuch abstatten, um das Bergbild vollständig zu haben. ... Dann geht's Anfang Dezember zur Küste, und um Weihnachten will ich bei STEIFENSAND in Zanzibar sein. Dann aber nach Hause. Arndts Schweigen ist mir beredt genug. Und wenn ich nicht wüßte und fühlte, daß ich hier Größeres leisten kann, als daheim am Schreibtisch, wo meine Stelle leicht von einem Redakteur ausgefüllt werden kann, so wäre ich schon längst auf dem Heimweg. Meine Geschäftsteilhaber mögen Nachsicht

üben. Es ist ja das letzte Mal. Dann Ade, Forscherarbeit! – Einliegend ein Blütengruß vom Kibosattel.

Mit frohem Weihnachtsgruß

Euer alter Hans.“

Der West-Kibo

Den West-Kibo hatte Hans MEYER von vornherein in sein Forschungsprogramm mit einbezogen. Dorthin zu gelangen war auf direktem Wege nicht möglich. Zwischen den Häuptlingen MANDARA von Moschi und SINNA von Kiboscho herrschte Kriegszustand, der auch die kleineren Nachbarn am Südhang des Kibo mit hineinzog. So blieb nur der mühsame Pfad oberhalb der Waldregion möglich. Unwetter und Kälte legten Kibo und Mawensi einen blendenden Neuschneemantel an und erschwerten den Marsch, der am 14. November angetreten wurde. Täglich stellten sich mittags schwere Gewittergüsse ein und verhüllten die Gipfel für die zweite Tageshälfte mit Nebel.

> „Was elementare Gewalt eines Gewitters heißt, lernt man nur im Hochgebirge kennen und doppelt in einem tropischen Hochgebirge. Vor dem prasselnden Hagel und heulenden Sturm flüchteten sich die Träger unter die nur geringen Schutz gewährenden Lavablöcke und Schichtenbänke, wo sie durch den anhaltenden Regen den ganzen Nachmittag und die ganze folgende Nacht bei qualmenden Feuern in ihren durchnäßten Hemden und mit hungerndem Magen festgebannt wurden ... Es stellte sich heraus, daß die Leute in der sicheren Erwartung, schon in drei Tagen nach Madschame zu kommen, den vermeintlichen Überschuß an Nahrungsmitteln, die sie in Marangu erhalten, auf dem Marsch verschleudert hatten, um nicht zu schwer schleppen zu müssen."

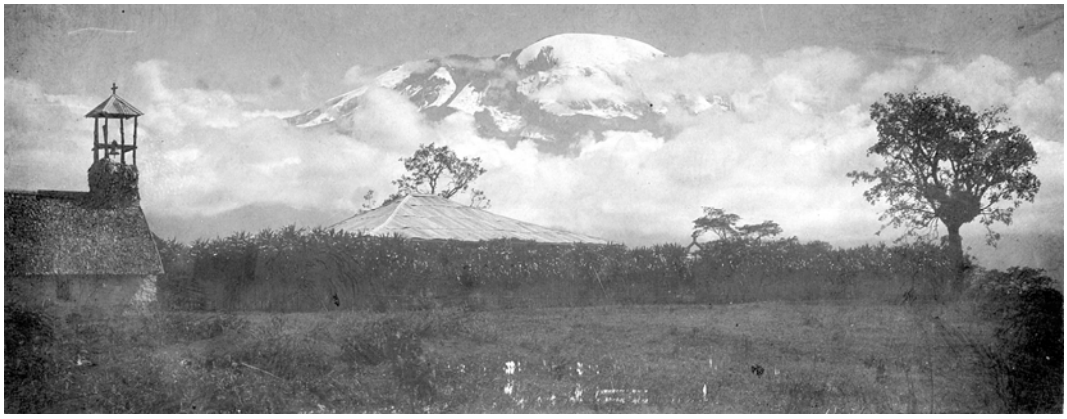
Das zwang nun, in bewohnte Gebiete abzusteigen. Drei Monate vorher hätte dies Hans MEYER, wie er schreibt, vielleicht noch in großen Zorn versetzt,

> „aber man wird gleichmütig im afrikanischen Reiseleben."

Es war ein tröstlicher Gedanke, daß bei den täglichen Unwettern größere Besteigungen doch nicht mehr möglich gewesen wären.

Der tiefe Abstieg, der im unteren Teil zwischen den verfeindeten Landschaften Moschi und Kiboscho hinabführte, wurde von den keineswegs herzhaften Trägern nur angstvoll und in steter Fluchtbereitschaft vollführt. Nach neuer Verproviantierung ging es vom Rande der Massaisteppe unter Durchschreitung des Weri-Weri-Flusses, dessen rasche Fluten bis an die Brust reichten, nach Madschame hinauf. Eine feierliche Verbrüderung, bei der eine Ziege ihren vorher unter Verwünschungen beider Parteien bespuckten Kopf opfern mußte, gestattete Zutritt und Besuch beim Häuptling NGAMINE. Nach tagelangem Wolkentreiben trat der Kibo endlich mit überwältigender Schönheit hervor.

> „Die Westseite ist ohne Zweifel die großartigste des Kibo, der, von hier gesehen, in einsamer Größe und Majestät thront ... Aber nicht allein diese Einsamkeit macht den Kibo von Westen aus so groß, sondern auch die gewaltigeren Eismassen auf dieser



Kibo von Madschame (Süden) aus, 1889 (?)

> Seite, die energischere geologische Gestaltung, die ausgedehntere Urwalderstreckung, die nach Westen verlaufende Abzweigung des mächtigen zerrissenen Schirakammes, der breitere Auslauf der Basis vereinigten sich zu einem so grandiosen Bergbild, wie es keine andere Seite bietet ... Seine Schönheit ist eine architektonische, monumentale; es ist die Schönheit eines außerordentlichen Individuums gegenüber jener der Gattung, und der einsame Kibo ist, um ein vom Matterhorn gebrauchtes Wort auf ihn anzuwenden, kein Berg, sondern ein Genie.“

Diese noch von keines Forschers Fuß betretene Westflanke mit ihren am tiefsten herabreichenden Gletschern, deren einer, der Barrancogletscher, aus der gewaltigen Südwestscharte austritt, und ebenso die in vier Eiszungen getrennten Südgletscher waren es, die in Hans MEYER den Plan zu einer eingehenderen Erforschung äquatorialer Vergletscherung reifen ließen; ein Plan, der freilich erst fast zehn Jahre später seine Erfüllung finden konnte und der ihn schließlich in einen anderen Erdteil führen sollte. In diesem Jahre konnte es sich nur darum handeln, einen orientierenden Überblick über die Südseite und Teile der Westflanke zu erhalten. So war der Aufenthalt in Madschame nur kurz, und man kehrte bald nach Marangu zurück. Als Abschiedsgeschenk ließ der Häuptling eine Kuh heranführen.

> „Ein Riesenstück Rindfleisch nahm aber NGAMINE für sich selbst in Anspruch und schlug sich mit ihm, nachdem es oberflächlich angeröstet war, seitwärts in die Büsche, um nach Dschaggabrauch ungesehen von den niederen Sterblichen den fetten Bissen zu verschmausen, denn der ’Manki’ ist halbgöttlicher Natur und irdischer Speise abhold.“

Ohne nennenswerten Zwischenfall traf man in Marangu wieder ein.

Die kurze Frist, die bis zur festgesetzten Abreise in Marangu blieb, wurde noch gründlich genutzt, Versäumnisse waren nachzuholen, Gegenwärtiges zu erledigen, Zukünftiges vorzubereiten. Vor allem mußte alles Sammlungsmaterial

sicher verpackt werden. Die Gesteinsproben und die ethnographischen Stücke wurden in frische Rinderhäute eingenäht, die getrocknet eine stoßsichere und wasserdichte Hülle abgaben. Pflanzen- und Insektenmaterial wurden in Blechkoffer verstaut, die kostbaren Photoplatten in Zinkkästen eingelötet. Die noch vorhandenen Tauschartikel wurden in 24 Lasten Marschproviant verwandelt, soweit sie nicht MAREALE zum Abschied erhielt. Ein Metallkoffer und ein europäischer Anzug fanden seinen größten Beifall, während er einen sorgfältig bemalten Schild und einen selbstgeschmiedeten Speer als Zeichen seiner persönlichen Freundschaft überreichte.

> „Unsere letzten Tage in Dschagga waren so mild, klar und schön, als wollten sie uns den Abschied doppelt schwer machen. Jeder Baum und Strauch hatte jetzt ein frisches volles Sommergewand an, und in Busch und Wald zwitscherte und trillerte es von früh bis Abend ... Wenn dann nach dem Dunkelwerden die befiederten Sänger schwiegen und das Mondlicht mit dem roten Schein der Lagerfeuer zu spielen begann, dann hoben die menschlichen Sänger und Tänzer ihre Reigen an, daß es stundenweit durch die schweigende Nacht schallte."

Am 29. November wurde unter Salutschüssen die Lagerflagge eingeholt, und talwärts zog die Karawane an MAREALES Hof vorüber. Hans MEYER drückte dem „braven, lieben Kerl" noch einmal herzlich die Hand. „Leb wohl, sehr wohl", sagte dieser betrübt lächelnd, „und komm im nächsten Jahr wieder, wenn Du kannst." Er antwortete mit dem tröstlichen „Inshallah, bwana, inshallah" und schied so zum zweiten Male von einem guten Freund.

> „Er ist der einzige unter den Dschaggahäuptlingen, dem alle, die ihn kennengelernt haben, geraden Sinn, offenen Mut, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit in hohem Maße nachrühmen können."

Hans MEYER hatte sein Ziel erreicht. MAREALES Aufgeschlossenheit und Hilfsbereitschaft hatten nicht wenig dazu beigetragen, diesem neunten Besteigungsversuch der verschiedensten Forscher zum Erfolg zu verhelfen. So trägt die 1969 an den Hängen des Kilimandjaro oberhalb von Marangu errichtete Gedenktafel der Erstersteigung des Kibo und der ersten Erforschung seiner höchsten Regionen neben Hans MEYERS und Ludwig PURTSCHELLERS Namen zu Recht auch den MAREALES.

Heimwärts

Der Rückmarsch führte auf anderem Wege nach Taweta als der Anmarsch zu Beginn der Expedition. Der von der Regenzeit angeschwollene Lumifluß konnte nur schwimmend passiert werden, wobei jeder Einzelne angeseilt werden mußte. Beim Marsch durch die Taitawildnis begegnete man einer großen Karawane von Halbblutarabern und Suaheli, ein jammervolles Bild mit 20 bis 25 in schweren Ketten gehenden Sklaven, welche große Eisendrahtbündel, den wichtigsten Artikel im Massaigebiet, schleppten.

> „Die Angeketteten hatten den Versuch gemacht, sich dem Karawanendienst zu entziehen und waren deshalb in der üblichen Weise in Verwahrsam genommen worden, was bei einem Marsch durch die Taitasteppen für eine der härtesten Strafen gilt.“

Ein letztes Mal erlaubte der hochragende Fels des Dschavia einen Blick zurück auf das Arbeitsgebiet vieler Wochen, das zur Forscherheimat geworden war.

> „Hoch über den ziehenden Haufenwolken der Steppe hob im fernen dunstigen Westen wie eine Fata Morgana der Kibo sein weißes Haupt zum Himmel, so einsam, so gewaltig und doch so schemenhaft, daß uns sein Suaheli-Name ’Geisterberg’ wie von selbst auf die Lippen trat.“

Nach weiteren Marschtagen erschien am Horizont der Kokoswald von Rabai, ein untrügliches Zeichen der Küstennähe: „Mnasi, bwana, mnasi!“ (Kokospalmen, Herr). Aller bemächtigte sich eine freudige Erregung. Dann öffnete sich am Ende einer Plateaustufe mit einem Male ein weiter Blick auf das grau schimmernde Meer: „Bahari, bahari!“ klang es vielstimmig durch die ganze Karawane. Nahe Mombassa wurde die Küste erreicht.

Auf Zanzibar war die Auflösung der Expedition und die Lohnzahlung das erste Geschäft:

> „Von MUINI AMANI und manchem anderen braven Kerl, der sein bestes zum guten Verlauf der Expedition beigetragen hatte, wurde mir die Trennung schwer. Sie alle erhielten zu ihrer Löhnung eine erkleckliche Zulage und, wer es verlangte, ein schriftliches Zeugnis über seine Führung. ’Leb wohl Herr, und wenn Du wieder ins Innere reistest, dann ruf uns, wir sind bereit’, waren ihre ehrlich gemeinten Abschiedsworte. Viele habe ich in den nächsten Tagen in den Straßen gesehen, wo sie, im blütenweißen Zanzibarhemd und mit dem nie fehlenden Spazierstöckchen fuchtelnd, als Großstädter spazieren gingen und mir jedesmal ein vergnügtes ’sabalkheir, bwana mkuba’ (Sei gegrüßt, großer Herr) zuriefen.“

Ein Schatten fiel auf diese freundlichen Tage:

> „Daß BUSCHIRI, dem zu grollen ich vielleicht unter allen am meisten Anlaß gehabt hätte, gefangen und mit dem Strang zum Tode befördert worden war, tat mir persönlich aufrichtig leid, da er mich mit meinem Gefährten in Anbetracht der Verhältnisse gewiß sehr glimpflich behandelt hatte; ich gestehe jedoch zu, daß seine Hinrichtung eine Forderung des Kriegsrechts und der politischen Klugheit gewesen ist.“ *(48)*

An den Gefährten und Leidensgenossen des Vorjahres, Oscar BAUMANN, gehen kurze Zeilen:

> „Zanzibar, 29.12.89
>
> Lieber Doctor!
> Vor dem Weihnachtsabend bin ich wieder eingetroffen, habe das Fest froh mit STEIFENSAND verlebt und will am 3. Januar heimreisen. Wann ich wieder loskomme, um zum Kenia zu starten, weiß ich nicht. Hoffentlich im nächsten Jahr. Von Dr. ABBOTT habe ich so eigentümliche Erklärungen über die EHLERSsche Besteigung *(49)* erhalten und habe mit PURTSCHELLER den von ihm geschilderten Aufstieg so genau kontrolliert, daß ich gleich nach meiner Heimkehr diesem seltsamen Bericht eine eingehende Betrachtung widmen will ...
> Herzlichen Gruß
>
> Ihr Hans Meyer.“

Kaum länger als ein Vierteljahr war die Expedition unterwegs gewesen und hatte reiche Ergebnisse gebracht. Dennoch gesteht der Forscher, daß beim Anblick von Zanzibar seine Träger und Soldaten zwar gejauchzt hätten, sein Empfinden aber seltsam gemischt gewesen sei. Der Gedanke, daß die Zeit fruchtbringender Forschungsarbeit, rastloser täglich Neues bringender Tätigkeit, freier Bewegung in der großen Natur vorbei sei, daß das Recht unbeschränkter Selbstbestimmung nun ein Ende habe, sei wehmütig und bedrückend und fast ebenso stark gewesen wie die freudigen Empfindungen. Vom Roten Meer aus geht ein letzter Brief an die Eltern:

> „... Ich habe eben mein weißleinenes Zanzibarkostüm und die Segeltuchschuhe ausgezogen. Es ist merkwürdig, wie man damit auch im Denken und Fühlen wieder europäisch wird. ... Nun Gott befohlen, bis ich Euch wieder im Arm halte.
>
> Euer alter Hans.“

Hans MEYERs Erfolge brachten ihm hohe Anerkennung der wissenschaftlichen Welt: Ferdinand FREIHERR VON RICHTHOFEN [1833 – 1905], hervorragender Geograph, Geologe und Asienforscher, gratuliert dem so viel Jüngeren:

> „Sehr verehrter Freund!
> Herzlichen Glückwunsch zu der gründlichen Besiegung des stolzen Riesen. Es ist eine Tat, die Ihren Namen für alle Zeit fest

> mit Afrika verbindet ... Das vorige Mal sprachen Sie über gescheiterte Pläne, dieses Mal können Sie ein ’veni, vidi, vici’ voransetzen.“ *(50)*

Paul GÜSSFELDT, der schon erwähnte, seinerzeit sehr bekannte Hochalpinist, Afrika- und Andenforscher, schreibt:

> „Ich möchte Ihnen die herzlichsten Glückwünsche aussprechen, welche das Echo Ihres großen von Erfolg gekrönten Unternehmens sind. Dasselbe wird sich, wie ich hoffe, nicht nur durch die nun gelieferten Daten nützlich erweisen, sondern mehr noch dadurch, daß unabhängige Deutsche ihre Mittel in den Dienst höherer und idealer Zwecke stellen. Sie haben das Goethe-Wort ’Was Du ererbst von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen’ durch einen besonders hohen Einsatz Ihres Willens und Ihrer Kräfte zu Ehren gebracht. Und ich glaube daran, daß ein gutes Beispiel nie verloren geht.“

Der von Hans MEYER sehr verehrte Geograph Friedrich RATZEL [1834–1904][24] äußert sich nach der gelungenen Ersteigung und nach dem Studium der *»Ostafrikanischen Gletscherfahrten« [27]*:

> „Ihr prächtiges Werk entzückt mich durch die ruhige Klarheit der Erzählung, durch seinen Reichtum an interessanten Angaben und geistvollen Urteilen. Welcher Fortschritt, welche Wendung seit VON DER DECKEN, mußte ich denken. Wir Deutsche und Gelehrte verdanken Ihnen viel. Kaum mag ich daneben von meiner eigenen Empfindung reden. ... In unverbrüchlicher herzlicher Freundschaft, der Ihrige.“

Auch das Ausland würdigte Hans MEYERs Leistungen. So heißt es in einem Schreiben der *British Royal Geographical Society* in London:

> „Your journeys in East Africa and successful ascent of Kilimanjaro have excited so much interest here.”

Einer offiziellen Einladung nach London leistet Hans MEYER Folge. Man gab in der Zeitschrift *Proceedings* einigen seiner Mitteilungen Raum und würdigte die Form, in der er zusammenfassend die Forschungsergebnisse in seinem Werk darstellte:

> „I take this opportunity of saying, that I like much the style of scientific substance of your paper, and wish our English travellers would take it as their model.
>
> Yours sincerely H. W. Bates.”

Hans MEYER schreibt mit großer Schrift an den Rand:

> „Sehr schmeichelhaft. M.“

---

[24] Ein Bericht Hans MEYERs an Prof. RATZEL, *»Die Besteigung des Kilimandscharo« [25]* mit drei Skizzen des Kibo-Kraters, und eine weitere briefliche Mitteilung, *»Das Bergland Ugueno und der westliche Kilimandjaro« [26]*, wurden in *Petermann’s Mitteilungen*, 36. Band, Gotha 1890, S. 15 ff. und S. 46 ff., veröffentlicht *[Bearb.]*.

VII.

Vulkankegel

„in blauer Schale“

1894

Den nach Europa Zurückgekehrten empfängt ein vielfältiges und umfangreiches Maß an Arbeit, in erster Linie natürlich als Chef des *Bibliographischen Instituts*. Obwohl ihm der Abschied von Afrika nicht leicht gefallen ist, geht er im Verlag mit vollen Segeln an die Arbeit und berichtet an seinen Vater:

> „Ich kümmere mich keinen Deut um das, was außerhalb meiner Schreibstube und des B.I. vor sich geht und fühle mich kannibalisch wohl dabei.“

Zu diesen Anforderungen kam die Verarbeitung der wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise. Er tat es mit einem großartigen Schwung aus den noch frischen Erlebnissen heraus, denn schon im Jahre 1890 erscheint bei Duncker und Humblot in Leipzig das Werk *»Ostafrikanische Gletscherfahrten« [27]*. Es bringt nach einer ausführlichen Schilderung der Expedition noch mehrere wissenschaftliche Kapitel und enthält die erste zuverlässige Karte des Kilimandjaro-Gebietes (S. 178), eine Spezialkarte des oberen Kibo und Mawensi (S. 179), photographische Aufnahmen des Verfassers sowie 13 Illustrationen von Edward Theodore COMPTON.

Die endlich geglückte Erstersteigung des höchsten Punktes afrikanischer Erde erregt auch in nichtwissenschaftlichen Kreisen größtes Interesse. So wird Hans MEYER in den ersten neunziger Jahren oft zu Vorträgen im In- und Ausland aufgefordert. Auch die kleine thüringische Landes-Universität Jena wünscht ihn zu hören. Dort wirkte der Zoologe Ernst HAECKEL, damals schon als unerschrockener Vorkämpfer der Entwicklungslehre weithin bekannt. Am Vortragsabend macht die imponierende Erscheinung HAECKELs, der mit seiner Tochter in der vordersten Reihe sitzt, auf Hans MEYER großen Eindruck, so daß er ihn am folgenden Tage besucht. Es bleibt freilich nicht bei diesem einen Besuch. Bald kommt es zur Verlobung mit HAECKELs 20-jähriger Tochter Elisabeth. Dem Vater gegenüber äußert er sich:

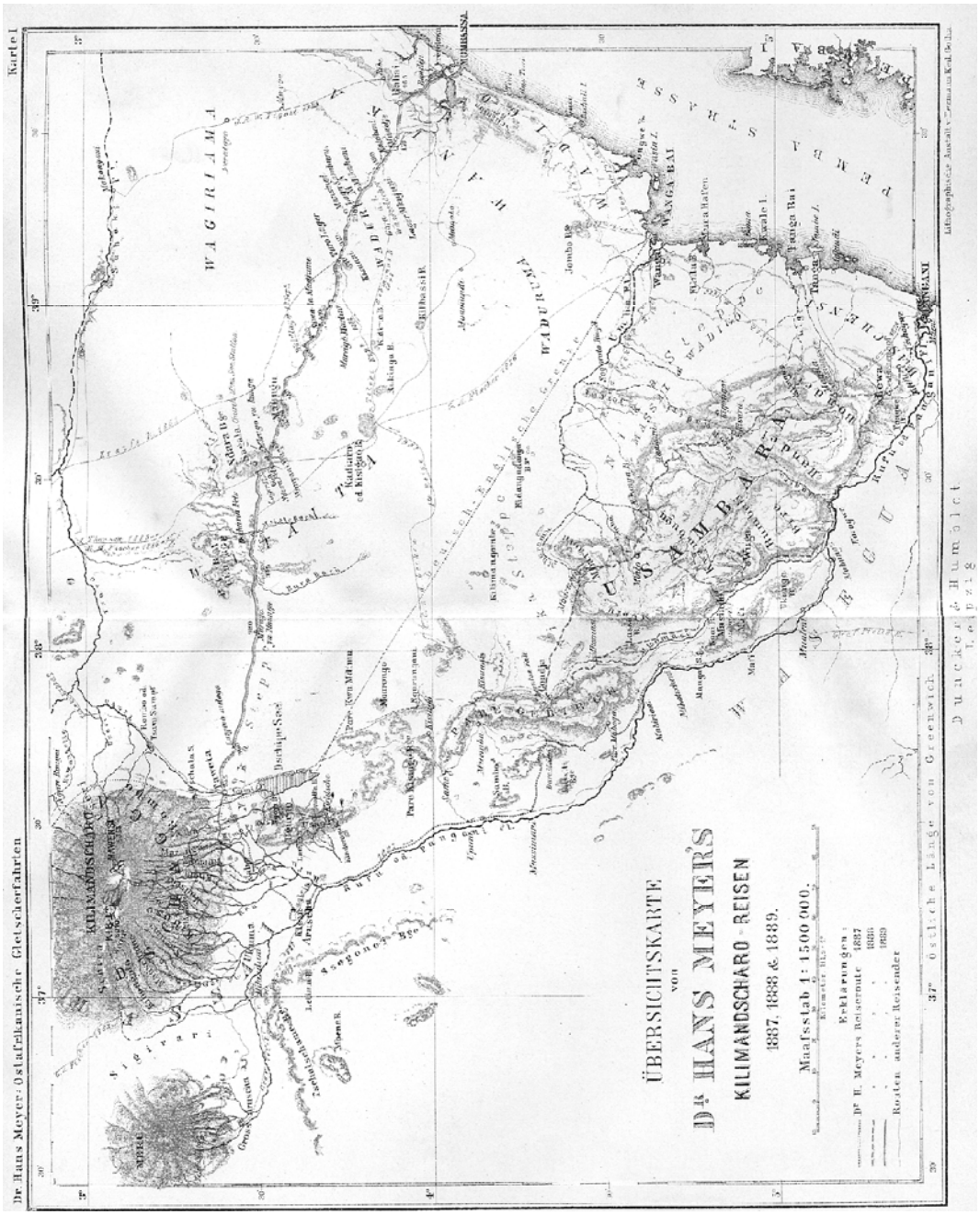
> „Der Schwiegervater ist ideal. Beiliegender Brief, den ich baldigst zurück erbitte, sagt Dir, wie gut wir einander verstehen. Die Schwiegermutter ist lieb und still. Kurzum: ich bin sehr glücklich.“

Das gute persönliche Verhältnis zu Ernst HAECKEL blieb immer bestehen trotz mancher weltanschaulicher Verschiedenheiten.

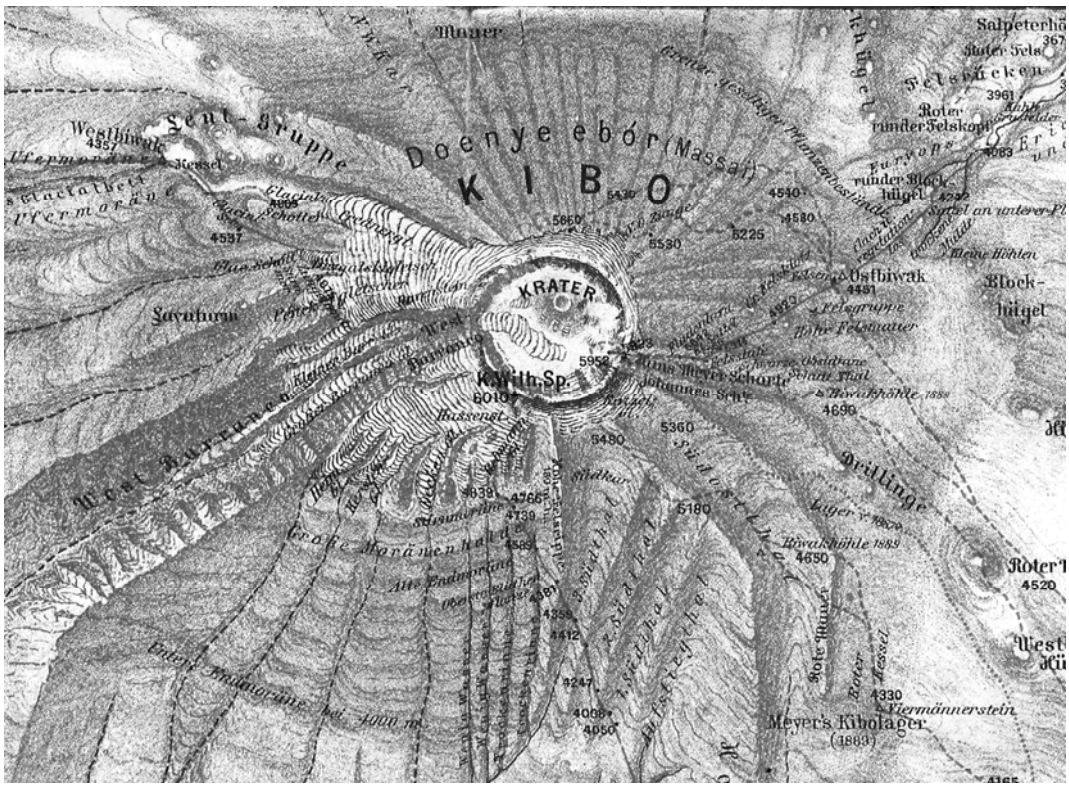
Im Jahre 1891 wird zur Verlobungsfeier nach Jena eingeladen, aber der in Baden-Baden zur Kur weilende Vater kommt nicht. Die Enttäuschung ist begreiflich:

> „Dein lieber Brief an meinen künftigen Schwiegervater war uns nur eine Erinnerung an Deine Abwesenheit, kein Ersatz für Dich selbst.“

Lisbeth HAECKELs erster Brief an ihren noch unbekannten Schwiegervater zeigt ihre jungmädchenhafte Anmut, ihre Natürlichkeit und ihre der damaligen Zeit entsprechende Wohlerzogenheit bei allem Humor. Zu ihrer Schwiegermutter nach Leipzig eingeladen, richtet sie an den Abwesenden ihre Bitte:



Übersichtskarte von Dr. Hans MEYERs Kilimandjaro-Reisen 1887-1889 aus »Ostafrikanische Gletscherfahrten« [27] (verkleinert)


Mawenzi
Saddle
Saddle Hut
Meyer's Kibolager
(1889)
Viermännerstein
Drillinge
Ostbiwak
Block-
hütget
Roter
Roter Felskopf
Salpeterhöhle
Westbiwak
Kersel
Kraterrand
Kraterboden
Kraterspitze
Kraterwall
Kraterwand
Kraterwände
Kraterwände
Kraterwände

> „Seit Lisbeth Euch von der Breslauer Hütte geschrieben hat, hat sie Großes geleistet. Wir waren zusammen auf der Wildspitze, sogar auf dem scharfgratigen Nordgipfel und haben dann die großartige Gletschertour zur Braunschweiger Hütte gemacht. Über Mittelberg und das Ölgrubenjoch sind wir hierher zum Gepatschhaus gewandert, wo wir noch einige Besteigungen ausführen wollen.“

Nach diesen kurzen Wochen bedrängt Hans MEYER weiterhin so viel Arbeit, daß er sich von der Politik trotz seines Interesses fernhält, obwohl man den Bekanntgewordenen gern als Kandidaten für die Nationalliberale Partei gewonnen hätte. Er lehnt ab, da er eine Wahl nicht mit seinen Pflichten dem *Bibliographische Institut* gegenüber vereinen könne.

Ein Jahr später vermag er sich jedoch frei zu machen für eine Forschungsreise nach Tenerife, der größten und schönsten der Kanarischen Inseln. Im Frühjahr 1894 tritt er die Reise an. In London besucht er Museen und Ausstellungen.

> „Den heutigen Nachmittag habe ich in der Kolonialausstellung des *Imperial Institute* zugebracht, wo einem ganz bedrückt zu Mute wird vor dem Reichtum der britischen Kolonien, verglichen mit unseren armseligen Anfängen. Um mich von diesem überwältigenden Eindruck zu erlösen, ging ich in die Westminster-Abtei. Die Orgelmusik und die prachtvollen Knabenchöre hatten bald den gewünschten Effekt.“

> „Auf Gran Canaria angekommen, mietete ich mir in Las Palmas gleich einen Gaul mit einheimischem Sattel und ritt landeinwärts“,

berichtet er.

> „Du wirst es dem Briefbogen schon ansehen, daß die Epistel an einem ganz kulturfernen Orte geschrieben ist. Ich sitze in einem kanarischen Bergnest, sechs Stunden über dem Küstenplatz Las Palmas in der Region der beständigen Wolkenzüge und sehe nun am Abend mit Befriedigung auf die geleistete Tagesarbeit zurück. Beim Schein einer trüben Öllampe habe ich mir’s nach Möglichkeit in der kleinen spanisch-kanarischen ’Fonda’ gemütlich zu machen versucht, soweit dies überhaupt in einer solchen gott- und weltverlassenen Ecke möglich ist. Neben mir sitzen der dicke ’Fondist’ (Wirt) und der Dorfschulze, die sich wieder einmal auf die Höhe der Politik zu bringen versuchen, und beide qualmen Dutzende kleiner einheimischer Zigaretten und spucken im Bogen an mir vorbei kunstvoll in einen hölzernen Kasten. Die Menschen sind zu Lande von rührender Liebenswürdigkeit. Nur in Japan habe ich sonst noch so viel natürliche Herzlichkeit und Zuvorkommenheit gefunden wie hier. Ich befolge diesmal, da ich allein bin, den Grundsatz, nur in die ursprünglichsten einheimischen Gasthäuser zu gehen, und amü-

> siere mich dabei trotz aller Schmierigkeit riesig. Die Landschaft ist wunderbar, unten am Meer die rein afrikanische öde Küstenflora auf den steilen, wildzerrissenen Lavafelsen, oben große Orangen- und Bananenpflanzungen, die von der Last ihrer goldenen Früchte fast erdrückt werden, noch höher oben blühende Mandel- und Pfirsichgärten, dazwischen überall stolze, hohe Dattelpalmen, deren Fruchttrauben tief herabhängen, und auf den zahllosen vulkanischen Kuppen frische grüne Felder von Lupinen und Mais. Es ist ein prachtvolles glückliches Land und hat solch ein gleichmäßiges mildes Klima, daß man die schöne Bezeichnung ’Glückliche Inseln’ im vollsten Maße anerkennen muß. Heute früh bin ich fortwährend Höhen messend und photographierend nach dem fast 1.000 m über dem blauen Meere gelegenen Bergnest San Mateo geritten. Von hier will ich morgen die höchste Bergkette besteigen, nachmittags nach Las Palmas zurückkehren und am Abend mit dem Dampferchen nach Tenerife weiterfahren.“

In diesem Jahre hatte sich noch niemand am Pico de Teyde versucht. Schon bei seinen ersten Ritten durch die südöstlichen Canadas und nach Villaflor *(51)* scheint es Hans MEYER, daß die Schneeverhältnisse am Pik keineswegs so schlecht seien, wie es die Einwohner mit ihren Widerreden und Warnungen behauptet hatten. So beschließt er, den Besteigungsversuch zu unternehmen. Nach Hause berichtet er:

> „Das Hochgebirge hat freilich in diesem Jahre ungewöhnlich viel Schnee und täglich fällt neuer bis tief in die oberste Vegetationsregion hinab. Aber das Bild des Pik mit seinem weiten Unterbau ist deshalb doppelt gewaltig und bezaubernd. Der Kilimandjaro ist ja viel mächtiger und grandioser, aber eine solche Vereinigung von südlichem Meer, malerischen Steilküsten, unabsehbaren Fruchtgefilden, farbigen und bizarren Lavagebilden, alles emporstrebend zu den Wolkenregionen und schließlich überragt von der im dunkelblauen Himmel stehenden weissen Pyramide des Pik, das gibt’s in der ganzen Welt eben nur ein einziges Mal.“

Die Besteigung muß er aber wegen erneuter Schneefälle doch noch hinausschieben. So umkreist er reitend den Pik und gibt seiner Frau Nachricht:

> „Sechs Tage starker Anstrengung liegen hinter mir. Am ersten Tag bin ich 10 Stunden lang von Orotava über die östlichen Lavawände der Canadas, aus denen der Kegel des Pik emporsteigt, hinüber auf die Südseite der Insel nach Villaflor geritten; von dort aus am zweiten Tage wieder hinauf zu der Canadashöhe, wo ich von einer Kuppe eine genaue kartographische Aufnahme des ganzen Hochlandes machen konnte. Am dritten Tag ging’s zur heißen, ganz afrikanischen, von Kamelen durch-

wanderten Ebene der Südküste (und ich immer vorneweg!) und am vierten Tag durch ein von prachtvollen Schluchten durchfurchtes Terrain hinan nach Guya, wo mein Erscheinen einen wahren Aufruhr erregte, da hier fast nie ein Fremder durchkommt. Selbstverständlich gibt es in allen diesen Nestern keine Gasthäuser; ich habe entweder bei Bauern mit Hühnern und Ziegen zusammen geschlafen, in verlausten Ställen oder mein Zelt aufgeschlagen, was mir lieber war. – Von Guya aus stieg ich zu den westlichen Canadas und kletterte von dort mühselig über die jungen Lavafelder hinauf zum Gipfel des Pico Viejo, wobei ich mich überzeugte, daß der Schnee eine Ersteigung nicht unmöglich machen würde, obwohl die Führer sie für ganz unmöglich erklären. Ich werde es also versuchen. Ich bin braungebrannt wie ein Malaye, viel mehr als je in den Alpen, und errege deshalb hier unten allgemeine Heiterkeit. Morgen ziehe ich wieder los zu einem dreitägigen Ritt in die Tenoberge im Nordwesten der Insel, und dann soll es auf den Pik gehen.“

Beglückt, doch zweifelnd, berichtet er weiter:

„Seit meinem letzten Brief, liebes Herz, habe ich eine Tour durch die Nordoststrecke der Insel gemacht, wo das wild zerklüftete Anaga-Gebirge dem brandenden Meere entsteigt. Ich bin entzückt über die Vielseitigkeit, die dieses Wunderland Tenerife in jedem seiner Teile von neuem offenbart. Starke Gewitterstürme haben indessen den Pik mit immer neuem Schnee überschüttet, so daß ich dieses Mal wahrscheinlich Deinen Vater triumphieren lassen muß, der mir beim Abschied prophetisch zurief: ’Auf den Pik kommst Du jetzt sicherlich nicht!’ *(52)*. Ich will aber doch wenigstens den Versuch machen und mit meinem getreuen Führer und Maultiertreiber JOSÉ von Orotava aus den Angriff unternehmen. Gelingt’s nicht, dann im Jahre 1895! – Denn ich denke schon sehr an das nächste Mal, um viele der Fragen lösen zu können, die erst jetzt aufgeworfen sind. Und der Archipel ist ja so schnell und kinderleicht zu erreichen, daß man dafür lieber einmal eine Tiroler Tour aufgibt.“

Endlich beruhigt sich die Witterung:

„Am Morgen des 5. April mußte sich mein wackerer Arriero JOSÉ mit seinen beiden Maultieren zur Piktour bereithalten. Mancher spöttische Zuruf begleitete uns, als wir früh um sechs Uhr bei starkem Regenwetter durch die naßkalten Straßen von Orotava davon ritten. In größerer Höhe artete das Wetter zu einem regelrechten Platzregen aus. JOSÉ aber erklärte erfreut: ’Wenn es hier so stark regnet, dann haben wir es oben auf den Canadas heiß und klar.’ JOSÉ hatte recht. Als wir aus dem wallenden Wolkenmeer langsam aufstiegen in die trockene, son-

nenbestrahlte Hochregion am Außenrande des Canadas-Cirkus, tauchte plötzlich in blendender Schneeweiße die Riesenpyramide des Pik vor unseren Augen empor und wir sahen, daß er trotz der letzten heißen Tage noch einen ziemlich intakten Schneemantel trug. Nach dem langen kalten Regenmarsch war es uns in der trockenen Luft und dem warmen Sonnenschein nicht weniger wohl als unseren Maultieren. In 2.000 m Höhe wurde für eine halbe Stunde abgesattelt. Dann verließen wir die rings um den Pik laufenden Canadas und bewegten uns direkt auf den Berg zu. Der Boden wurde immer welliger, denn unter der Bimssteindecke lagen immer mehr vom Pik und seinen Trabanten herabkommende alte Lavaströme. Der Schnee wurde tiefer. Die Maultiere sanken bis an den Bauch ein. Eine schreckliche Mühe begann nun mit den Tieren, die nur noch mit dem Gepäck belastet waren, denn an Reiten war schon lange nicht mehr zu denken. – Ich drängte weiter. Mensch und Tier unserer kleinen Karawane waren sehr ermattet, und es bedurfte aller Überredungskünste, um nach einiger Erholung die beiden Führer mit den Tieren noch 100 m höher hinaus zu bringen, wo seit Alexander VON HUMBOLDTS Zeiten die Estancia de los Alemanes liegt. Von da ab ging es mit den Maultieren nun nicht mehr weiter. Nur steile große Schneefelder und schroffe zerrissene Lavawälle starren uns entgegen. Der eine Führer kehrte mit den Mulos um; wir beiden anderen mit den Instrumenten, Proviant und Wolldecken – eine schwere Last – setzten den Anstieg weiter fort. So erreichten wir in fast 3.300 m Höhe das völlig eingeschneite Steinhäuschen ’Alta vista’. Wir machten von unserem mitgebrachten Holz ein Feuer, das wenig wärmte und so qualmte, daß wir die Tür offen halten mußten. Der eiskalte Wind pfiff herein, so daß er uns Funken und Asche ins Gesicht blies. – Die Canadaswände lagen tief unter uns, nach außen begrenzt durch das rosig bestrahlte, in endlose Weite ziehende Wolkenmeer. Am Horizont dämmerten in zart violetten Tinten die über die Wolken klippenartig aufragenden Bergkuppen der Insel Gran Canaria. Ostwärts in das immer farbiger erglühende Naturbild schob sich mit sinkender Sonne ein dunkelvioletter Keil, an Größe und Dunkelheit zunehmend: der Schatten des Pik. Bald drang er über die Canadas in das Wolkenmeer vor, auf dessen rosigem Grunde er sich plastisch abhob, und als die Sonne unterging, hatte er die ferne Insel Gran Canaria erreicht, wo seine Konturen verschwammen.

Aus dem ersehnten Schlaf wurde nichts. JOSÉ klagte über bohrenden Kopfschmerz, und ich hatte so starke Herzbeklemmungen, wie ich sie selbst auf dem Kilimandjaro in viel größerer

Höhe nicht gefühlt habe. Um ¾6 Uhr machten wir uns auf den Weg. Der Wind blies immer noch bitterkalt vom Pik herunter. Als ich nach der Sonne schaute, traute ich meinen Augen kaum, denn ich erblickte zwei übereinander stehende Sonnenscheiben. Die untere war das Spiegelbild der oberen, von der Meeresoberfläche reflektiert. Wir klommen ohne Rast von Stufe zu Stufe, von Lavabank zu Lavabank, von Schneefeld zu Schneefeld empor. Eine Riesentreppe führte hinauf. Aber jede Stufe verdeckte die Sicht nach oben. Endlich passierten wir bei 3.530 m kleine Spalten im Boden, die in kurzen Intervallen heiße Dampfstrahlen ausstießen und sich mit einem Bogen dichten blauen Eises überwölbt hatten. In gehobener Stimmung und mit erneuter Kraft stiegen wir weiter und traten endlich auf den Absatz der ’Rambletta’ *(53)*, wo der oberste jüngste Eruptionskegel, der ’Piton’, plötzlich vor uns steht. JOSÉ äußerte sich hocherfreut, daß er nun den Schnee hinter sich hatte und übernahm zu guter Letzt wieder die Führung. Um acht Uhr klommen wir auf die obersten, hellgrauen Felsblöcke des nordöstlichen Kraterrandes und hatten damit glücklich den Gipfel des Pik von Tenerife erreicht (3.718 m).

Mit Mark und Bein durchdringender Gewalt empfing uns der Nordost und auf unserer sturmumtobten Warte rasteten wir im Schutz der Felsen eine halbe Stunde. Aus allen Rissen drangen in kaum merklicher Intensität Wasserdämpfe mit ihrem Gehalt an schwefliger Säure, Schwefelwasserstoff und Kohlensäure, die das Gestein weiß gebleicht und tief zersetzt hat, so daß man leicht das Thermometer unter die Oberschicht schieben kann. Es zeigte 18 Grad bei einer Lufttemperatur von -2 Grad. – Unsere Vogelperspektive war von so immenser Großartigkeit, wie ich sie nie von den Gipfeln unserer Alpen, selbst nicht von der Spitze des Kilimandjaro gesehen; großartig im Sinne des Erhabenen, durch das die Phantasie erregt und das Gemüt im Innersten bewegt wird. Tiefe Einsamkeit unserer Höhe, furchtbare starre Öde unserer Umgebung und in unabsehbarer Ferne verschwindender Meeresschimmer. Hier schwebt man wie in einem Luftballon über Land und Meer. Wenn der Krater noch in Flammen stände, würde der Pik, nach HUMBOLDTS Berechnung, dem Schiffer in der Nacht 260 Meilen weit als Leuchtturm dienen. Aus solchen Inselhöhen überschaut, erscheint der Ozean nicht mehr als die freundliche blaue See, sondern als eine selbstherrliche, übermächtige Naturgewalt, die mit den Inseln gleichsam spielt und jeden Augenblick imstande und bereit ist, die in ewiger Schaffenskraft Erzeugten wieder zu verschlingen. Wie auf einer Riesensäule stehen wir inmitten der gigantischen

hellblauen Kristallschale des Meeres. – Wir nehmen Abschied von diesem Anblick und wenden uns dem Gipfelkrater zu. Auf dem Krater sind keine Zeichen eines noch jungen Vulkanismus zu sehen, wie ich sie in mehreren Vulkanen Javas, der Philippinen und Japans gesehen habe. Der Pik hat offenbar seit Jahrtausenden keinen Ausbruch mehr erlebt.

Kurz nach neun Uhr begannen wir den Abstieg und rutschten, den treibenden Wind im Rücken, eiligst in dem losen Bimsstein zum Sattel hinunter. Dann ging es ebenso schnell über die grossen Schneefelder und nach kurzem Zögern folgte JOSÉ höchst gewandt meinem Beispiel. Sogar JOSÉs kleiner Hund, der überallhin treu mitgelaufen war, setzte sich auf sein Hinterteil und ruderte mit den Vorderpfoten über den Schnee hinab. So kamen wir bald zur Estancia de los Alemanes, zu den Maultieren und unserem Gefährten, der schon den Frühstückssack bereit hielt. Abends sieben Uhr zog die kleine Karawane wieder bei strömendem Regen in Orotava ein. Niemand glaubte, daß wir auf dem Pik waren. Erst als ich meine Skizze des Kraters vorlegte, meine Messungen mitteilte, die Schwefelproben aus dem Kratergrund zeigte und einige Photographien vom Gipfel entwickelte, glaubte man und feierte uns.

Aus den schneeeigen Winterlandschaften der Pikregion in die frühjahrliche Blütenpracht des Küstenlandes zurückgekehrt, sah ich leider die Zeit gekommen, in der ich von Tenerife und all seiner Herrlichkeit Abschied nehmen mußte. Ende April verließ ich schweren Herzens die Insel. Je weiter unser Dampferchen ins offene Meer hinauszog, desto höher, stolzer und schöner hob der Pik sein Haupt zum Himmel. – Ein König der Berge ist der Pik, wie sein ferner ostafrikanischer Bruder, der Kilimandjaro. Während jener in noch viel gewaltigerer Größe aus den unabsehbaren, den Menschen feindlichen Steppen und Wüsten hervorwächst, ist der mildere, den Menschen nahbarere Pik von Tenerife von einem herrlichen Ozean umgeben, dessen immer wechselndes Farbenspiel und nie zur Ruhe kommendes Wogentreiben das Leben selbst widerspiegelt.

Einst war der Pik von Tenerife der Berg der Hölle (Pico de Teyde), der gefürchtet und ängstlich gemieden wurde. Heute ist er der Wunderberg der glücklichen Insel.“ [25)]

---

25) 1895 erschien in Leipzig Hans MEYERs reich illustriertes Werk *»Die Insel Tenerife. Wanderungen im canarischen Hoch- und Tiefland« [28]*, mit dem er die Ergebnisse seiner ethnographischen, geographischen und landeskundlichen Forschungen der Öffentlichkeit übergab *[Bearb.]*.

VIII.

Die große Umkreisung

1898

1889 war Hans MEYER mit Ludwig PURTSCHELLER die erste vollständige Ersteigung des Kilimandjaro geglückt. In schwierigen Klettereien hatten sie auch den Mawensi versucht, aber seine höchste Spitze nicht erreicht. Einige Forscher sowie Angehörige der Schutztruppe waren später an den Hängen des Kilimandjaro tätig gewesen, doch niemand hatte seit 1889 seine oberen Gebiete, niemand mehr seine Eisregion betreten. Gerade dort aber warteten noch interessante wissenschaftliche Probleme auf ihre Lösung. West- und Südseite des Kilimandjaro waren sogar noch völlig unbetreten; man wußte nur, daß sie die stärkste Vergletscherung zeigten. Unbekannt war ferner, ob hier unter dem Äquator, wie in Europa, eine Eiszeit ihre Spuren hinterlassen hatte.

Das Vorwort zu Hans MEYERS großer Monographie *»Der Kilimandjaro. Reisen und Studien« [31]*, Berlin 1900, enthält aber auch schon ganz andere Gedanken in Richtung zukünftiger Tätigkeit:

> „Die mannigfachen kolonialen Betrachtungen und Erörterungen sind aus dem lebhaften Wunsch hervorgegangen, die Erkenntnis der natürlichen Landesbeschaffenheit den praktischen Zielen und Bedürfnissen unserer Kolonisation nutzbar zu machen. Die physisch-geographische Erforschung des Landes bildet die einzig sichere Grundlage für die praktische Kolonisation. Die Natur des Landes läßt sich keinen Zwang antun; nur wenn wir ihre Eigenschaften richtig erkannt haben und unsere kolonisatorischen Unternehmungen danach einrichten, werden wir vor erfolglosen Experimenten und schweren Rückschlägen bewahrt bleiben."

Vor seiner Abreise im Sommer 1898 erhält er vom Leiter der deutschen Station am Kilimandjaro, Hauptmann Kurt JOHANNES, Nachricht:

> „Die politische Lage am Berg ist vollkommen ruhig, so daß Ihnen keine Hindernisse erwachsen können. Sollte aber darin eine Änderung eintreten, so würde ich Sie begleiten, soweit dies zur Sicherheit erwünscht erscheint. MAREALE freut sich sehr, Sie wiederzusehen."

Der Gouverneur, General VON LIEBERT, bestätigt aus Moschi:

> „Selbstverständlich wird alles geschehen, um Ihnen die Wege zu ebnen. Das Bezirksamt Tanga wird dienstlich angewiesen, Ihnen eine Karawane bereit zu stellen. Beruhigen Sie Ihre Frau Gemahlin damit, daß man jetzt Expeditionen ohne Waffen macht und daß nirgends mehr Gefahr vorhanden ist. Ich lade Sie feierlich nach Dar-es-Salaam ein und beanspruche es als mein Recht, daß Sie in meinem Hause wohnen. – Einmal aber müssen Sie den Weg durch das herrliche West-Usambara nehmen, das jetzt immer mehr dem Landbau erschlossen wird. Bringen Sie doch einige Ansiedler, tüchtige Landwirte mit! – Kommen Sie, ich hoffe, es soll Ihnen jetzt in Ostafrika besser gefallen, als vor 10 Jahren."

Zu den Vorbereitungen gehört auch die Gewinnung eines geeigneten Reisegefährten. Hans MEYER hat den Wunsch, das Gesehene neben seinen Photos auch in Skizzen und im farbigen Bild festzuhalten. Er wählt den Maler Ernst PLATZ, der auch als Bergsteiger erfahren war.

> „Nun habe ich alles Nötige hier besorgt, habe Bekanntschaft mit dem ’Plätzle’ gemacht und in Sachen des Südpol *(54)* das Wichtigste für die Agitation festgesetzt. Mein Reisekamerad PLATZ hat mir recht gut gefallen, wir sind uns über alles einig. Er ist ein blonder kräftiger Dreißiger. Aus seiner Brille funkeln ein Paar kleine graue Augen, denen man die scharfe Beobachtungsgabe ansieht. Mit schlichtem Humor erzählt er von seinen alpinen Erlebnissen und seine Zeichnungen und Aquarelle sind gerade das, was ich brauche.“

Die Briefe Hans MEYERS von dieser Expedition ergeben nur ein sehr abgeschwächtes Bild von Ereignissen und Leistung, da er eine Beunruhigung seiner Frau vermeiden wollte. Von der gewaltigen Beanspruchung durch die zeitlich sehr begrenzte Expedition merkt man in den liebevollen Zeilen kaum etwas. Andererseits war ihm die positive Haltung seiner Frau eine große Hilfe. Das zeigen folgende Zeilen:

> „Hans hat viel Arbeit. Vor der Reise hat man wenig von seinem Mann, während der Reise gar nichts und hinterher auch nicht sehr viel, denn dann wird’s erst recht zu schaffen geben. Und doch, wenn ich sehe, wie freudig Hans seine Vorbereitungen trifft, freue ich mich mit ihm. Wäre ich ein Mann, so würde ich mir auch solche Aufgaben setzen.“ –

Alle ihre Briefe haben ihr Ziel erreicht, ebenso die seinen, die meist Karawanen mitgegeben wurden.

> „Jena, 30.6.1898
>
> Liebster Schatz!
>
> Nun sind erst ein und eine halbe Woche seit Deiner Abreise vergangen, wie soll es dann mit dem langen Vierteljahr werden, welches noch vor mir liegt? Zwar lebt sich’s mit ’Puzzi’ und den Eltern sehr heiter und gemütlich, trotz allem kann ich oft der Sorge nicht wehren.“

Hans MEYER schreibt am 26.6. von Bord des Reichspostdampfers *Kanzler*, vor dem Eintritt in den Suezkanal:

> „Du ahnst ja nicht, wie ich mich schon jetzt nach Nachrichten über Dich und Else sehne. Ich habe schon schwere Stunden gehabt, wenn ich Abends still auf Deck saß und meine Gedanken über die mondflimmernde Wasserfläche in die Ferne nach der Heimat zogen! Aber nun muß ausgehalten werden; gibt’s erst etwas Ordentliches zu tun, so wird auch das Heimweh schwinden. Eine ganze Woche bin ich ja der Rückkehr schon näher.“

Suezkanal und das Rote Meer waren damals der Zugang zum östlichen Afrika. Hans MEYER, der genetisch eingestellte Geomorphologe, ist in Gedanken bereits hier

> „im Bereich der ungeheuren, das ganze östliche und mittlere Ostafrika durchziehenden Bruchspalte der Erdkruste, aus der nahe dem Äquator der Kilimandjaro als gewaltigster aller afrikanischen Vulkane hervorgewachsen ist."

Er sieht sich schon

> „im unmittelbaren Wirkungskreis der gewaltigen Erdkräfte, die durch das ganze östliche Afrika der Erdoberfläche ihren gigantisch einheitlichen Charakter gegeben haben. ... So fühlte ich mich dort, obwohl noch Tausende von Kilometern entfernt vom Kilimandjaro, doch schon in seine Nähe, in mein Forschungsgebiet, versetzt. Als dann beim Betreten des äquatorialen Ostafrika noch der eindrucksvolle, aber schwer definierbare ... Stimmungsgehalt der afrikanischen Tropenwelt hinzukam ..., da wurden mit einem Schlag auch alle Erinnerungen und Gewöhnungen an das ostafrikanische Leben, die ein Jahrzehnt geschlummert hatten, wieder lebendig, und mit ihnen erfüllte sich erst die wichtigste Vorbedingung zum richtigen, festen Anpakken des geplanten Unternehmens."

Nach 18-tägiger Seereise betritt Hans MEYER am 11. Juli 1898 in Tanga wieder den Boden des ostafrikanischen Schutzgebietes. Hier beginnt die Arbeit. Vor allem muß er den Proviant für seine Karawanenleute in Tanga ergänzen,

> „denn das ganze Hinterland war wegen Ausbleibens der großen Regenzeit und deshalb auch der Ernte so ausgehungert, daß nirgends auf Verproviantierung gerechnet werden konnte. Die Eingeborenen strömten scharenweise zur Küste, um sich das tägliche Brot zu verdienen, und zu meiner Expedition drängten sie sich in hellen Haufen, so daß ich in der angenehmen Lage war, mir aus Hunderten die 40 kräftigsten Burschen, lauter Wanyamwesi und Wasukuma *(55)*, die wegen ihrer Leistungsfähigkeit und Gutwilligkeit bekannt sind, auszuwählen. Ein sechstägiges, von Sonnenaufgang bis -untergang ununterbrochenes Arbeiten – und die Karawane war fertig. Nur wer sich selbst einmal damit abgeplagt hat, weiß, welche aufreibende Arbeit in solchen 6 Tagen eingeschlossen ist. Aber wenn man es zum vierten Mal macht, geht's einem flinker von der Hand. ..."

Als er endlich die Karawane unter Führung des Niampara nach Muhesa vorausgeschickt hat, wo sie am Endpunkt der Usambara-Eisenbahn auf ihn warten sollte, darf Hans MEYER erleichtert aufatmen.

> „Ich hatte Tanga als Ausgangspunkt der Reise gewählt, weil von hier der Weg durch deutsches Gebiet zum Kilimandjaro am kür-

> zesten ist. Die Tangabucht ist der zugänglichste und geschützteste Hafen unseres nördlichen Küstenstriches. Trotzdem war sie vor 10 Jahren noch so gut wie unbekannt, der Ort selbst nur ein Hüttenhaufen. Jetzt präsentiert sich Tanga, namentlich von der Bucht aus, als ein wahres Musterbild eines kleinen tropischen Kolonialplatzes.“

Vor dem Aufbruch war noch ein Brief nach Hause abgegangen:

> „Tanga, 15.7.98
>
> Liebster Schatz,
> morgen breche ich ins Innere auf. Ich bin froh, daß ich so bald von hier fortkomme, denn trotz aller Naturschönheit habe ich die Küste wegen ihres Klimas nie geliebt. – Ich gedenke in drei Wochen in Moschi zu sein, wohin mir dann auch regelmäßig meine Post von hier aus nachgesandt wird. – Daß meine ganze Ausrüstung dieses Mal glücklich angekommen ist, teilte ich Dir schon kurz mit. Mit allerlei Notwendigem, was ich noch hier erworben habe, sind es im Ganzen 34 Trägerlasten. Diese kleine Karawane läßt sich also leicht überblicken. Heute Mittag sind meine Träger mit Gesang und Gelächter abmarschiert, bis nach Muhesa, wohin ich morgen mit der stolzen Eisenbahn nachfahre. Einstweilen geht die Bahn leider nur so weit und angeblich fährt nur alle Sonnabend ein Zug, der bloß aus 2 Wagen besteht. Ähnlich gemütlich ist es auch in Tanga selbst; es ist hübsch, aber furchtbar krähwinkelig, wie überall, wo ein paar Dutzend Deutsche mit engen Interessen beisammen sitzen. – Man ist mir übrigens allerwärts auf das liebenswürdigste entgegengekommen. Abends, wenn ringsum Stille ist und nur das Zirpen der Cikaden und der gelegentliche Schrei eines Nachtaffen aus den nahen Wäldern herüber dringt, und man im Lehnstuhl in die Sterne schaut, ist es wundervoll hier. – Ich habe schon ganz meine alte Afrika-Energie wieder und hoffe, alles Vorgenommene mit gebührender Vorsicht zu einem guten Ende zu führen.“

Daß Hans MEYER die Fahrt auf dieser fertiggestellten Strecke der Usambara-Bahn dem Karawanenmarsch vorzieht, ist nicht Sache der Bequemlichkeit oder der Eile. Er als Erforscher und Erschließer des ganzen Gebietes will nun auch die dorthin führende Bahnlinie kennenlernen. Sein kritischer Blick fordert im Gegensatz zur damaligen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes den Weiterbau der Strecke nur bis Mombo in West-Usambara. Darüber hinaus kann er im Hinblick auf die „geographische Gewinngrenze“ und die Konkurrenz der englischen Uganda-Bahn keine Rentabilität mehr für die Bahn oder die zu transportierenden Produkte erkennen. Politische Momente, die für den Bau der weit nach Zentralafrika führenden britischen Ugandabahn ausschlaggebend gewesen waren, kommen für ihn nicht in Betracht.

Über den Betrieb der damals erst 42 km langen Strecke erzählt er:

> „An der äußersten Peripherie landeinwärts von Tanga liegt der kleine Bahnhof, versteckt und still. Am Tage fand ich keine Menschenseele dort, nur im Maschinenschuppen hämmerte man an einer verwetterten Lokomotive und daneben lagen auf einer Wagenplatte die Felle zweier Löwen zum Trocknen aufgespannt. ... Als ich in dunkler Morgenfrühe mit meinen Begleitern am Bahnhof ankam, mußten wir erst dreiviertel Stunden auf Öffnung des Stationshauses warten, weil der bedienstete goanesische Beamte in der Nacht aus irgend einem Grunde polizeilich aufgehoben worden war und die Stationsschlüssel ins Gefängnis mitgenommen hatte."

Endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Die Frachtwagen sind vollgestopft mit Säcken voll Reis, getrocknetem Haifisch und anderen Gütern; in dem Personenwagen fahren außer den beiden Europäern nur Neger und Inder. Bei der starken Steigung versagt die Kraft der kleinen Maschine. Das Zugpersonal und viele Passagiere laufen nebenher und werfen Erde und Sand vom Bahndamm auf die Schienen, damit die Räder greifen können. Da aber dieses Manöver nicht ausreicht, wird der Zug geteilt. Die Maschine schleppt erst die Frachtwagen nach Muhesa und überläßt die Passagiere in den Personenwagen ihrem Schicksal. Um dem glühenden Sonnenbrand zu entgehen, benutzen Hans MEYER und Ernst PLATZ die Pause zu einer ethnographischen Exkursion nach einem benachbarten Dorfe, von wo sie später der Zugführer in freundlichster Weise zur Weiterfahrt abholt. Anstatt 3 ½ Stunden dauert die Reise 7 ½ Stunden.

> „Es war mir nun verständlich, warum bisher die Usambara-Bahn viel weniger als Verkehrsmittel denn als Quelle wechselvoller Erheiterung von unseren ostafrikanischen Landsleuten geschätzt wurde."

Von Muhesa ab beginnt wieder das Karawanenleben. Schon hier im ersten Lager erfaßt Hans MEYER der Reiz der Gegensätze zwischen der ebenen Steppe und dem vor ihm liegenden Bergland. Vor seinen Augen enthüllt sich das Werden dieser Landschaft, der charakteristischen Gebirgsinsel Usambara. Der Marsch zum Usambara-Gebirge führt durch ein noch niedrig gelegenes, dicht bebautes, aber ungesundes Hügelland, dann über steilere Hänge, deren schöner Wald durch Heuschreckenschwärme sehr mitgenommen war. Die unteren Waldränder der Hochtäler waren auf lange Strecken hin abgeholzt und mit Kaffeepflanzungen bestanden, in weniger als einem Jahrzehnt! Aber als man im weiteren Verlaufe des Marsches Gebiete neuer Pflanzungen und Rodungen erreicht, kommen sorgenvolle Bedenken:

> „Ich werde den deprimierenden Eindruck nicht vergessen, den ich beim plötzlichen Heraustreten aus dem stolzen Wald auf den jüngsten Holzschlag der Plantage Ngambo hatte, wo in furchtbarer Verwüstung die gewaltigen kerngesunden Stämme gefällt

> durch- und übereinander lagen und der Feuervernichtung preisgegeben waren, da es kein Sägewerk zum Bretter- und Balkenschneiden gab. Das Herz des Naturforschers litt, obwohl der Verstand des Kolonialwirtschafters die Notwendigkeit des Raumschaffens für den Kaffeebau zugeben mußte. Aber ich sagte mir auch, daß die Raumschaffung nicht dem Bedürfnis oder Gutdünken der Kaffeepflanzer überlassen werden darf, wenn sie nicht schwere Folgen für das ganze Gebirge und seine Bebauer haben soll. Waldwuchs und Niederschläge hängen in der ganzen Welt auf das engste zusammen, in Ostafrika erfahrungsgemäß so sehr, daß mit der Entwaldung nicht nur die Niederschlagsmengen außerordentlich abnehmen, sondern auch der Wald sich niemals wieder in aller Kraft regeneriert. Das Maximalmaß unschädlicher Abholzung ist daher in Ostafrika sehr klein. Wird es überschritten, so setzen sich die Plantagenbauer in kurzer Zeit buchstäblich auf das Trockne.“

Wie vor zehn Jahren fällt Hans MEYER die geringe Besiedlung der zuletzt durchwanderten Gebiete auf, eine Folge langer schwerer Feindseligkeiten zwischen den einheimischen Bewohnern und bei Überfällen hereindringender Massai.

> „Tagelang kann man durch die Wälder und über grasige Hügelzüge wandern, ohne einer einzigen Hütte ansichtig zu werden.“

Er begrüßt die Ankunft einer tausendköpfigen Karawane arbeitssuchender Wasukuma aus dem Landesinneren, von denen nach ein bis zwei Jahren guten Verdienstes auf den Plantagen erfahrungsgemäß immer eine Anzahl nicht in die alte Heimat zurückkehrt, sondern als selbständige Bauern oder Kleinpflanzer die menschenarmen Gebiete besiedelt. Hans MEYER vertritt die Umsiedlung schwarzer Kolonisten aus unfruchtbaren Gegenden oder aus den menschenreichen Gebieten am südlichen und westlichen Viktoriasee, da das schöne Usambaraland die dreifache Zahl seiner jetzigen Bewohner ernähren könne. Allerdings müsse darauf eingewirkt werden, daß die Eingeborenen mehr und mehr von ihrem das Land verwüstenden Wirtschaftssystem abließen, bei dem sie auf niedergebranntem Wald solange Felder bestellten, bis der Boden ausgesogen sei. Auch würden die Farmer auf die Dauer mit den verhältnismäßig hohen Arbeitslöhnen, die durch die Konkurrenz der Pflanzungsgesellschaften entstanden sind, nicht wirtschaften können, denn es werde unmöglich werden, mit den Kaffeeproduzenten von Ceylon, Java und Brasilien auf dem Weltmarkt zu konkurrieren. Solche und andere Kritiken schlagen sich in der Bemerkung nieder, daß es

> „durchaus nicht nötig sei, alle Fehler der anderen Kolonialmächte zu wiederholen.“

Was Hans MEYER 1898 beim Wiederbetreten ostafrikanischen Bodens am meisten überraschte, ist der Zustand der Verkehrswege, die auf den Ebenen

> „so tadellos glatt waren, daß man buchstäblich Tagereisen weit mit dem Rad fahren kann, und nicht wenige Offiziere und Be-

> amte tun dies oft auf ihren Inlandreisen. Wo man noch vor einem Jahrzehnt einzig und allein auf den Negerpfad angewiesen war, der sich unbekümmert um Terrainbeschaffenheit und Entfernungen durch das Land schlängelte, da laufen jetzt auf den meistbegangenen Strecken gerade 4-6 m breite geebnete Wege, Barabaras genannt, durch Steppe und Busch, zu deren Anlage die jeweilig benachbarten Eingeborenen als zu einer Steuerleistung herangezogen werden."

Die Überschreitung der östlichen Usambaraberge ist eine Leistungsprobe der Karawane: Für diese an Hitze, Trockenheit und Sonnenlicht gewöhnten Söhne der Ebene ist das mühsame Schleppen der Lasten bergauf und bergab durch regentriefenden düsteren Wald, das Klettern über Felsen und gestürzte Baumstämme, das Frieren und Zähneklappern in Regen, Wind und Nachtkälte keine Freude, aber

> „noch waren wir keine 100 Schritte vom Gebirgskamm herab und schon waren die Nöte der letzten Tage verschmerzt. ... Endlich sollte es wieder hinunter in die geliebte offene weite Steppenebene gehen und in der Steppe fort bis zum Kilimandjaro. Das genügte, um diese Kinder des Augenblickes fröhlich zu stimmen ... Lachend neckte bald einer den andern in drastischer Schilderung, wie er bei dieser und jener Gelegenheit gestürzt sei, gezittert oder sich sonstwie jämmerlich benommen habe, und jedesmal lohnte den Spaßmacher der lachende, gutmütige Beifall der im Gänsemarsch dicht vor und hinter ihm Wandernden. Solch unverwüstlicher Froh- und Leichtsinn ... ist in besonders hohem Maße den Wanyamwesi und Wasukuma eigen. Man muß die großen schwarzen gutmütigen und gutwilligen Kerle liebgewinnen und läßt ihnen darum im übrigen gern einmal etwas hingehen, was man einem Küstenneger nicht nachsehen dürfte, ohne fürchten zu müssen, daß er die Nachsicht des Herrn als Schwäche deutet und ausbeutet. Ich habe auf dieser ganzen Expedition nur ein einziges Mal einem widerspenstigen Träger einen derben Hieb auf die Kehrseite seiner Menschlichkeit versetzt, sonst habe ich alles mit kurzen, einfachen Befehlen, das Schwierigste aber mit Scherzen erreicht. Hat man die Lacher auf seiner Seite, so hat man von vornherein gewonnenes Spiel."

Die Pangani-Niederung wird bei Korogwe erreicht. Diese kleine auf einer Flußinsel gelegene Siedlung, bei der Hans MEYER schon zwölf Jahre zuvor gelagert hatte, zeigt sich kaum verändert, und doch macht sich hier, wie anderwärts, der Einfluß der deutschen Kolonialherrschaft zum Vorteil der Bevölkerung bemerkbar.

> „Wie damals, so balancierten auch heute noch die Menschen herüber und hinüber auf einem Steg von echt afrikanischer Konstruktion: Ein paar ins Flußbett gerammte Stämme mit gegabel-

> ten Enden, und auf diesen Gabeln ein roh behauener Balken vom linken Ufer zur Mitte, ein zweiter über die Flußmitte selbst, ein dritter von der Mitte zum rechten Ufer; der mittlere Balken wird abends nach dem Korogwe-Ufer hinübergezogen, so daß die Insel in der Nacht unzugänglich ist. Diese Schutzeinrichtung hatte ihren guten Sinn, solange das Land den Streifzügen und Überfällen der Massai und andren räuberischen Gesindels ausgesetzt war. Das Panganital war häufig damit heimgesucht, was sich noch überall in der Siedlungsanlage seiner Bewohner ... ausspricht. Allerwärts haben sie die von Natur geschützten Stellen zum Wohnplatz gewählt, entweder die kleinen Inseln im Flusse selbst ... oder die undurchdringlichen Dornendickichte des Steppenbusches, deren Mitte für die Hütten ausgerodet wurde und bloß auf einem viel gewundenen schmalen Pfade nahbar war. ... Oben in den Usambarabergen, wo die einzelnen Landschaften namentlich zu des Häuptlings SEMBODJA Zeiten stets im Krieg miteinander lebten, hat dasselbe Prinzip des Schutzes die Dorfanlagen bestimmt. Dort oben liegen die Hüttengruppen, von hohen Palisadenzäunen umschlossen, immer auf den Spitzen steiler Hügel oder gar auf den Felsen, die nur mit Leitern erreichbar sind. Die Felder müssen natürlich in den Usambarabergen wie hier unten in der Ebene größtenteils außerhalb der engbegrenzten Schutzanlage und oft weit davon entfernt bestellt werden, aber das Vieh hält man in den Hütten bei Stallfütterung, und wenn man es in sicheren Zeiten in die regengrüne Steppe auf die Weide schickt, geschieht es nie ohne bewaffnete Bedeckung, mehr gegen menschliche als gegen tierische Räuber. In dem direkten Machtbereich des deutschen Gouvernements und seiner Stationen sind alle diese Schutzeinrichtungen, die das Leben der Eingebornen so sehr beengen und behindern, überflüssig geworden ... . Die beweglichen ’Zugbrükken’ sind vielfach in feststehende umgeändert, die Bewohner der Dornendickichte und ’Boma-Dörfer’ lassen ihre Knüppeltore und Palisadenzäune zerfallen und siedeln sich zum Teil im offenen Gelände zwischen ihren Feldern an, und das Vieh weidet, nur von einem Hirten getrieben, von früh bis Abend draußen in der weiten Steppe.“

Man sieht, wie wertvoll für die Beurteilung der weißen Kolonialherrschaft solche zeitlichen Vergleiche sind. Die amtliche deutsche Bezeichnung der Kolonien als „Schutzgebiete“ war nicht unberechtigt.

Aus vollem Herzen erlebt Hans MEYER den weiteren Marsch.

> „Es marschiert sich ganz wundervoll in diesen frischen, klaren ersten Morgenstunden der afrikanischen Trockenzeit. Mit Wonne saugen die Lungen die jetzt von den Mimosenblüten

> gewürzte Luft ein, der Fuß gleitet leicht über die ebene Steppe, das Auge schweift in unendliche Weite, die Sinne schärfen sich für alle Erscheinungen der Umgebung, die Gedanken spielen mit Himmel und Erde, und das Gefühl, daß einem hier wirklich die Welt offen steht, läßt den Wanderer wünschen, daß es bis ans Ende der Welt so weitergehen möge. Ich habe nirgends genußreichere Stunden verlebt, als in der Morgenfrühe auf den ostafrikanischen Steppenmärschen, nirgends aber auch qualvollere als in der Mittagsglut der Steppe. Dann wird die Hitze in dem gänzlich windstillen, hermetisch abgeschlossenen Steppenbusch wirklich lähmend. Es ist nicht die Lufttemperatur, die uns so erhitzt und erschlafft, sondern vor allem die Strahlung vom nackten Boden her und der blendende Reflex der großen Lichtfülle. Nach einigen Stunden wird man ganz 'dösig', die Energie schwindet und die Beine pendeln nur mechanisch weiter. Von den Trägern klagt keiner; die Kolonne zieht sich etwas mehr in die Länge, aber jeder schleppt seine Last weiter. Auch in diesem schon küstenfernen Gebiet war der einspurige, sich schlängelnde Negerpfad durch einen befahrbaren breiten Gouvernementsweg ersetzt, wenn es auch noch keine Zugtiere gab und die Eingeborenen auch ihn in gewohnter einspuriger Schlängelweise begehen."

Auf soliden, von der deutschen Verwaltung errichteten Stegen und Knüppeldämmen wird das früher gefürchtete Hindernis dieser Route passiert, der Madumusumpf. Auf den ersten beiden Reisen hatte sich Hans MEYER stundenlang durch trübes Sumpfwasser hindurcharbeiten müssen. Mehrere Lasten mit Sammlungsobjekten waren damals im Sumpf versunken. Nach weiterem heißen Steppenmarsch kündet ein dunkelgrüner Waldstreifen den nächsten Wasserlauf an. Auf fester Holzbrücke wird der Mombobach überschritten und im prachtvollen Wasserwald gelagert.

> „Der plötzliche Eintritt aus der heißen Steppe in den Wald hat auf mich in Ostafrika jedesmal wahrhaft erlösend gewirkt. ... Ein schrofferer Wechsel großer Gegensätze ist kaum denkbar. Stundenlang sind wir in der stechenden Hitze der offenen Steppe dahingewandelt, verstaubt und durchschwitzt, geblendet von der Lichtfülle und mit schmerzhaft trockenen Schleimhäuten der Augen, Nase, Lippen. Da endlich naht der Fluß; nur zwei Schritte weiter, und uns umfängt gedämpftes Halbdunkel wie in einem gotischen Dom. ... So eindrucksvoll wie am Mombofluß und so unmittelbar nebeneinander liegend habe ich die Gegensätze zwischen Steppe und Wasserwald nirgends wieder in Ostafrika gefunden und empfunden. Zum erstenmal, seit ich die Küste verlassen, fühle ich mich hier unter den ungeheuren, von

> zahllosen Lianen durchschlungenen Ficus- und Parkia-Stämmen, in deren dichten Kronen grüne Papageien flattern und Dutzende von grauen Meerkatzen von Ast zu Ast springen, wieder in den Tropen. Tropisch ist aber auch der meterdicke schwarze Humusboden, der bei jedem Schritt wie ein Matratzenpolster zittert; und wo der in Flußsenken vorhanden ist, da lauert leider gewöhnlich auch der tückischste Feind des Reisenden, das Fieber. Wir ließen uns an diesem Tag die behagliche Stimmung nicht durch sorgende Gedanken verderben. ... Bald jedoch sollte es sich zeigen, daß wir nicht ungestraft in der Flußniederung genächtigt hatten.“

Das Lager am Mombobach gibt Gelegenheit zum notwendig gewordenen Umpacken mancher Lasten und zur Behandlung des niederträchtigsten Fußübels, das Ostafrika je heimgesucht hat, verursacht durch den erst in den letzten Jahren aus West- und Mittelafrika eingeschleppten Sandfloh. Schon mehrere Träger litten an ihm, obwohl nach jedem Tagesmarsch die Leute bemüht sind, sich selbst oder gegenseitig mit Dornen, Nadeln oder Messern das eingedrungene Ungeziefer und seine tief unter der Sohlenhaut sitzenden Eiergelege zu entfernen, die so schmerzhafte Geschwüre erzeugen. Doch manchmal müssen die Instrumente des Europäers herangezogen werden.

Brief vom 23.7.98 aus dem Lager am Mombobach:

> „Ich lagere nach langem heißen Steppenmarsch im schattigen Uferwald eines kühlen Flüßchens. Herr PLATZ liegt im Lehnstuhl und schläft nach getaner Arbeit und über mir schallt aus den dichten hohen Baumkronen das Schnalzen eines Affen oder der rauhe Schrei eines Nashornvogels. Meine Leute kochen sich vergnügt ihre Hirsemahlzeit. Ich komme ausgezeichnet mit ihnen aus und freue mich täglich an ihrer Kindlichkeit. Aber es gehört eine feste Hand dazu, sie zusammenzuhalten, und ein warmes Herz. So hat das Karawanenleben wieder ganz den alten Reiz für mich. Auch das Land selbst hat sich nicht zu seinen Ungunsten verändert, wie ich gefürchtet hatte; seine gewaltige Ursprünglichkeit ist ihm geblieben trotz der vielen und nützlichen Änderungen, die das Gouvernement vorgenommen hat (Wegebau, Unterkunftshütten, Stationen und anderes mehr). Und am Kilimandjaro wird es nicht anders sein. In ’unserer’ oberen Region hat die Regierung ohnehin nichts zu suchen. Nur wünschte ich, daß das Wetter etwas beständiger würde, bis wir zum Kilimandjaro kommen. Neuen Schnee können wir in den Hochregionen nicht brauchen.“

Die Gegend von Masinde weckt Erinnerungen an die Vernichtung der Expedition von 1888, die hier auf BUSCHIRIS Geheiß von SEMBODJA veranlaßt worden war.

> „Jetzt haust in Masinde kein Häuptling mehr, der wie damals ganz Usambara, Pareh und das Panganital bis zum Kilimandjaro terrorisierte“,

und seit der Errichtung deutscher Regierungsstationen haben auch die Massai ihre Raubzüge einstellen müssen. Unbehindert können die Karawanen ihres Weges ziehen. Das Frieden bringende deutsche Regiment wird nicht selten hoch gepriesen, wenn auch ein alter Dorfhäuptling, der sich Hans MEYERS von 1888 her gut erinnert, kritisiert:

> „Die Deutschen sind gut und mächtig, doch können sie nicht auf unsere Felder regnen lassen, und gegen die Heuschrecken können sie uns auch nicht schützen.“

Solche Fähigkeiten der „Wasungu“ (Weißen) wären allerdings besonders der in regenärmeren Gebieten wohnenden Bevölkerung zugute gekommen. Der sorglos in den Tag hinein lebende Schwarze dachte in guten Jahren nicht an sicher einmal wiederkommende Dürrezeiten und Mißernten. Den Hungersnöten erlagen immer wieder Tausende, da man damals Vorratswirtschaft noch weniger kannte als heute.

Ein Wasserplatz mußte natürlich an jedem Marschtage erreicht werden, doch oft bilden die vom Gebirge herabkommenden Bäche und Flüsse, in der Ebene angelangt, weite Papyrussümpfe, so daß auch hier wieder das Fieber lauert. Nicht immer ist es zu vermeiden, noch im Gefahrenbereich der Sümpfe den Lagerplatz aufzuschlagen. Wenn dann noch, wie auf einem Lagerplatz am Papyrussumpf, der pestilenzialische Gestank von dörrendem Nilpferdfleisch die Lüfte durchzieht, eingeborene Jäger haben die Tiere erlegt, so ist das Maß des Unerfreulichen voll:

> „Ich kämpfte die ganze Nacht mit Übelkeit und Erbrechen, während meine Leute sich’s gründlich wohl sein ließen und unglaubliche Massen des halbverwesten Fettes und Fleisches hinunterschlangen. Wer nie seine europäischen Geschmacks- und Geruchsnerven revoltieren fühlte, lernt es unfehlbar am Hautgout eines alten ’Kiboko’.“

Am 28.7. schreibt Hans MEYER von der Station Kisuani nach Hause:

> „Morgen kommt der Kilimandjaro in Sicht! Wir haben hier einen Rasttag gemacht auf dem letzten Oasenplatz, ehe wir den Berg erreichen. In fünf Tagen wollen wir in Moschi sein. Beide sind wir wohl und unternehmenslustig. Seit einer Woche haben wir das richtige helle Trockenzeitwetter mit enormer Hitze am Tag, aber erfrischend kühlen, klaren Nächten. Ich habe schon viele neue Aufschlüsse über den Gebirgsbau Ostafrikas bekommen, wie ich ihn mir immer im Zusammenhang mit dem Kilimandjaro gedacht habe. – Die Karawane ist jetzt ordentlich eingelaufen, meine Boys sind flink und gut gedrillt, und der Koch entspricht allen Anforderungen, die man auf einer solchen Expedition an die kulinarische Kunst stellen kann. Trotzdem ist

man froh, wenn man nach tagelangen Steppenmärschen einmal in eine Oase wie die hiesige kommt, wo ein deutscher Feldwebel musterhafte Ordnung hält und uns mit frischer Butter, Kohlrabi, Gurken und Sauermilch erfreut. In Moschi soll es noch besser sein!

Die Nähe des Gebirges und seiner europäischen Stationen zeigt uns der Zustand der uns begegnenden Karawanen; sie sind bei frischen Kräften und wohl versehen mit allerlei guten Nahrungsmitteln. Erst treffen wir einige nur leicht beladene Postläufer, die die Postbündel der militärischen und Missionsstationen im Eilmarsch von 12 Tagen zur Küste nach Tanga bringen; dann begegnen wir einer großen Elfenbein-Karawane, die mit Weibern, Kindern, zahlreichen Sklaven und Lasteseln in kleinen einzelnen Trupps zur Küste zieht. Sie ist von einem griechischen Händler ausgerüstet und bringt von einer zweijährigen Reise in das nordöstliche Victoriaseegebiet eine Ausbeute von 34 großen und 55 kleinen Elefantenzähnen mit, die in Zanzibar einen Marktpreis von ca. 80.000 Mark erzielen werden. Diese Begegnung ist auch darum bemerkenswert, weil es die einzige große Karawane war, mit der wir auf dieser Reise zusammentrafen.“

Das ersehnte Moschi wird erreicht. Es ist aber auch höchste Zeit, daß der bereits an Fieber erkrankte Ernst PLATZ, der es immer ablehnte, Chinin zu nehmen, ein Niampara und mehrere erkrankte Träger in der gesunden Höhenlage von Moschi in Ruhe und Pflege kommen.

„Moschi, 5.8.98

Gestern sind wir, froh, endlich am ersten Ziel zu sein, hier in der Station Moschi eingezogen. Mir geht es gut, liebster Schatz, und ich hoffe, daß mich meine bisherige Lebensweise auch weiterhin gesund erhalten wird. – Mein alter Freund MAREALE hat mir bereits eine Begrüßungsgesandtschaft geschickt. Ich freue mich wirklich, den Braven wiederzusehen. Von seiner Boma aus gehe ich dann mit demselben Führer, MUNIFASI, der mich vor 9 Jahren begleitete, hinauf in die Mawensi-Region, wo ich besonders die Ostseite auskundschaften will. Politisch ist es am ganzen Kilimandjaro ruhig. Ich nehme aber ein paar Soldaten mit, schon um meiner Karawane einen offiziellen Anstrich zu geben, was für die leichtere Beschaffung von Nahrungsmitteln für meine Leute nützlich ist. Es ist außerordentlich viel wert, jetzt hier einen so ganz europäischen Stützpunkt zu haben. – Ich sitze in einem sehr behaglich eingerichteten Zimmer und arbeite wie zuhause. Die beiden Offiziere[26)] und der Arzt sind anre-

[26)] Stationschef Hauptmann JOHANNES und Oberleutnant MERKER. Kurt JOHANNES [1864–1913]

> gende Gesellschafter, die meine Reisezwecke in jeder Weise zu fördern bestrebt sind. Wie viel leichter wird einem da alle eigentliche Forschungsarbeit, als wenn man sich täglich erst seinen Stützpunkt selbst schaffen muß. Die Post wird in 3-4 Tagen erwartet. Ich sehne mich unendlich nach einem Brief von Dir und male mir täglich anders aus, wie es Dir und Schmudelchen gehen mag. Mich interessiert jede kleinste Kleinigkeit. Ein Drittel unserer Trennung ist schon vorüber. Wenn Du diese Zeilen bekommst, wird schon die halbe Zeit verstrichen sein. Also sei zuversichtlich, liebstes Herz. Wie schön wird das Wiedersehen werden."

Von Interesse ist, was Hans MEYER zusammenfassend über die früheren und die jetzigen innenpolitischen Zustände im Kilimandjarogebiet berichtet:

> „Was hatte das verflossene Jahrzehnt aus Moschi und den Dschaggastaaten gemacht! Als ich zuletzt hier weilte, saß der famose Häuptling MANDARA in seiner festen Boma und terrorisierte das südöstliche Dschaggaland und die Nachbargebiete, ein würdiges Seitenstück zu dem Häuptling SEMBODJA in Masinde. Am Kilimandjaro hielt ihm kräftigen Widerpart nur der Häuptling SINNA in Kiboscho, der den westlichen Dschaggaländern eine ebensolche Geißel war, wie MANDARA den östlichen. Ein chronischer Kriegszustand herrschte am ganzen Kilimandjaro. Keines des vielen Kleinstäätchen war seiner Nachbarn sicher, direkten Verkehr von einem zum andern gab es nicht, und zu einer gemeinsamen Entwicklung fehlten alle Vorbedingungen."

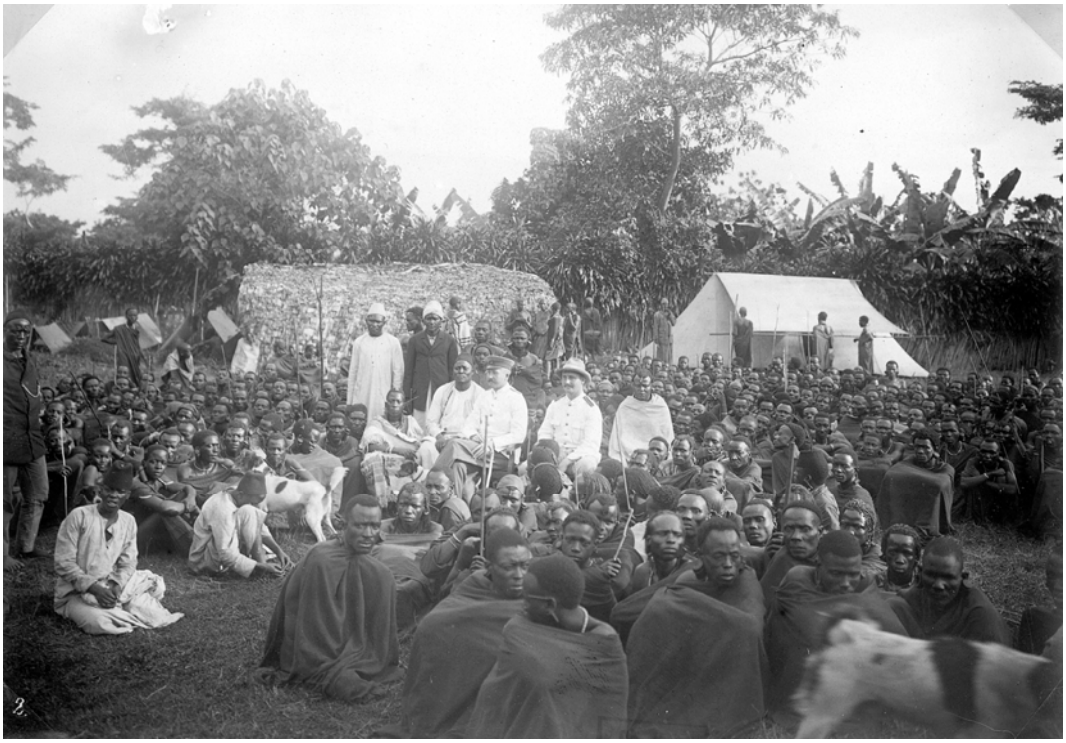
Jetzt aber leben diese kleinen Herrschaftsgebiete in Frieden neben- und miteinander,

> „und ein gemeinsamer Aufschwung der einheimischen Kultur geht durch das ganze Dschaggagebiet ... Über alles dies wacht der Chef der Militärstation Moschi, Herr Hauptmann JOHANNES, ein Mann von ruhigem und energischem Wesen, wie er besser für einen so verantwortungsvollen Posten kaum gedacht werden kann. Seine Sicherheit in der Behandlung der Eingeborenen, sein diplomatisches Geschick, seine Umsicht und Erfahrung, sein rasch entschlossenes Handeln und seine kriegerischen Erfolge haben ihn tatsächlich zum Herrn des Kilimandjaro ge-

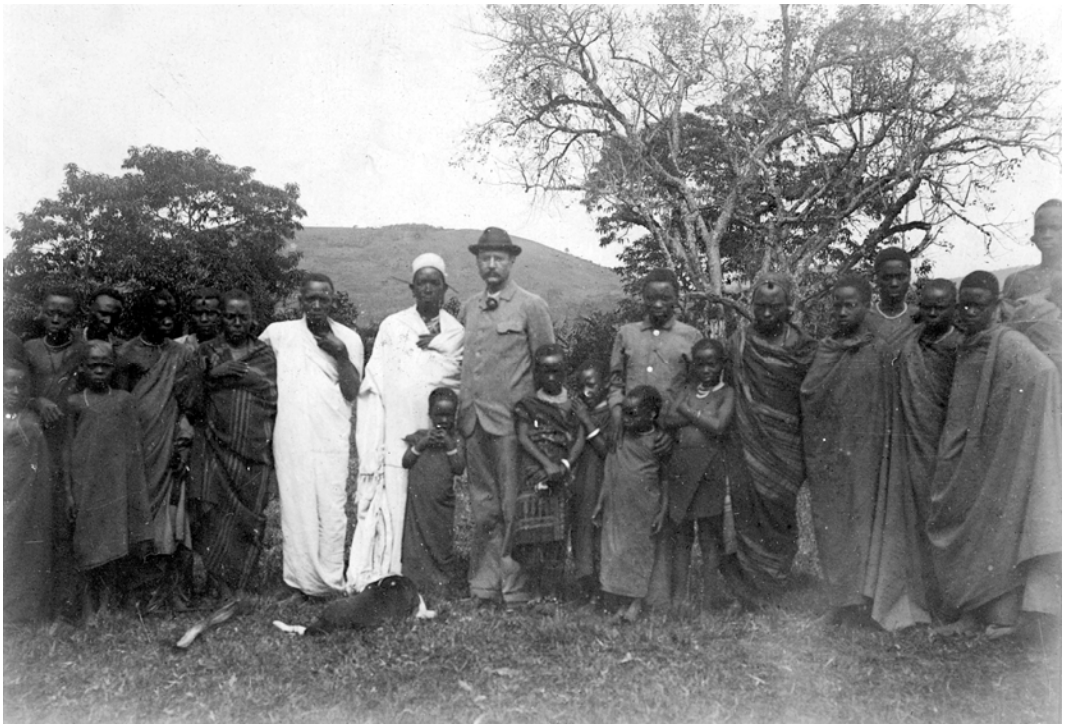
---

kam 1889 zur WISSMANN-Truppe, gehörte der Schutztruppe, zuletzt als Oberstleutnant, bis zum Tode an und war von 1892-1901 Stations- und Bezirkschef am Kilimandjaro. Moritz MERKER [1867–1908], seit 1895 bei der Schutztruppe, zuletzt als Hauptmann, wirkte ca. 8 Jahre in Moschi, befaßte sich mit völkerkundlichen Beobachtungen und verfaßte die Werke *»Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga« [18]*, 1902, und *»Die Masai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes« [19]*, 1910 *[Bearb.]*.

4. Kilimandjaro-Expedition 1898, Moschi,
sitzend von rechts: Hans MEYER, Hauptmann Kurt JOHANNES, Ernst PLATZ,
stehend von rechts: Zahlmeister FISCHER, Oberleutnant Moritz MERKER,
Stabsarzt Hugo MEIXNER



Hans MEYERs Karawane in Moschi beim „Schauri“, 1898,
hinten links der Lagerplatz,
in der Mitte 3. von rechts Stationschef Hauptmann JOHANNES



Hans MEYER mit Häuptling MELI von Moschi, 1898

4. Kilimandjaro-Expedition 1898.
Karawane in der Station Moschi vor dem Aufbruch.
Hinten stehend 3. von rechts: Stationschef Hauptmann JOHANNES

> macht ... JOHANNES hatte die Häuptlinge, die mich von früher her kannten, von meiner Ankunft benachrichtigt.“

MELI, ein Sohn MANDARAS, kommt sofort, um Hans MEYER zu begrüßen. MLELIA von Kiboscho, ein Sohn des verstorbenen SINNA, entsendet seinen Premierminister, und sein alter Freund MAREALE lädt ihn dringend nach Marangu ein.

> „Mit Ungeduld erwartete ich die Genesung meines Gefährten[27)], um an die Arbeit gehen zu können.“

Hans MEYERS Absicht ist, in den oberen Regionen der Ostseite des Mawensi Anschluß an die von dem ermordeten Dr. LENT[28)] begonnenen kartographischen Aufnahmen des Süd-Kilimandjaro zu gewinnen und die Arbeit nach Nord und West fortzusetzen. Während Ernst PLATZ inzwischen fieberfrei mit der Karawane direkt nach Marangu aufbricht, schwenkt Hans MEYER südwärts zur Kilemastation der katholischen „schwarzen Väter“ ab. Was er dort sieht und hört, erfüllt ihn wieder, wie so manches Mal früher, mit Respekt vor dem Scharfblick und dem

---

27) Ernst PLATZ.

28) Vergleiche Dr. Carl LENT, *»Tagebuch-Berichte der Kilimandjaro-Station« [17]*, Berlin 1895. Nach ihm, dem „ersten Märtyrer deutscher Kilimandjaro-Forschung“, benannte Hans MEYER die „LENT-Gruppe“ am West-Kibo *[Bearb.]*. Vergleiche Anmerkung *(56)*.

Fleiß dieser Missionare „Erst Zivilisation, dann Christentum“ ist ihr Motto, erst kulturelle und sittliche Hebung, dann Eindringen in die christliche Lehre.

Feierlich von einer Botschaft MAREALES abgeholt, zieht er ein paar Stunden später ebenfalls auf der Militärstation Marangu ein. Die kleine, offen und aussichtsreich gelegene Station hat keine militärische Bedeutung mehr und wird nur noch mit einem Dutzend farbiger Soldaten als Ehrenposten für MAREALE beibehalten, der in allen kriegerischen Zeitläufen treu zu den Deutschen gehalten hat und zum einflußreichsten Fürsten im Kilimandjarogebiet wurde.

> „In seinem Auftreten ist davon nichts zu merken. Er ist ebenso schlicht und vornehm, ebenso freundlich und verbindlich wie früher. Als er mich gleich nach meiner Ankunft besuchte, kam er nur mit drei Gefolgsleuten. Wie einst, so schüttelte er mir herzlich lachend beide Hände. Der brave Kerl ist in den 10 Jahren etwas hagerer und runzeliger geworden, auch etwas selbstbewußter im Sprechen und in Gebärden, aber im Ganzen hat er sich wenig verändert.“

Mehr verändert ist seine Behausung. Die Hütten haben sich vermehrt, denn er hat seinen Harem auf 15 offizielle Weiber vergrößert; die ehemalige Hauptfrau, eine Tochter MANDARAS, hat er verstoßen, um zu beweisen, daß er jetzt von der Moschi-Dynastie unabhängig sei.

> „Die Selbstherrlichkeit in seiner großen Familie scheint aber etwas wackelig zu sein, denn als ich die Geschenke für seine Weiber auspackte, bat er mich fast schüchtern, ich möchte doch die Geschenke selbst an seine Weiber verteilen, denn er wisse nicht, wie er es allen recht machen solle und habe so schon Zank und Ärger genug. Ich tat ihm den Gefallen und erntete einen doppelt dankbaren Blick von ihm.“

In MAREALES Umgebung erkannte Hans MEYER viele Personen von früher wieder und erinnerte sich zu allgemeiner Heiterkeit an damalige komische Situationen.

> „Auch der Dschagganeger ist für nichts dankbarer, als wenn man ihn lachen läßt und mit ihm lacht.“

Der größte Kulturfortschritt MAREALES ist, daß er sich neben seiner alten Boma ein zweistöckiges Steinhaus mit Veranda bauen läßt. Das Vorbild der Militär- und Missionsstationen läßt dem eingeborenen Landesherren keine Ruhe, aber der Bau ist ins Stocken geraten, weil die als Bau- und Zimmermeister arbeitenden katholischen Missionszöglinge sich die Arbeiten teuer bezahlen lassen, während die Einnahmen des Bauherren nicht mehr sehr glänzend sind, seitdem es keinen Verdienst bringenden Sklavenhandel mehr gibt.

> „Unweit der Häuptlingsboma haben die evangelischen Missionare von der Mambastation eine große Hütte für den Schulunterricht erbaut, wo Missionar ALTHAUS mit großer Hingebung fast täglich seines Lehramtes waltet. Ob es ein Zufall ist, daß dicht

> daneben eine kleine Hütte mit allerlei seltsamen Holzstückchen, Federn und Steinhäufchen steht? Ich wollte etwas daraus mitnehmen, aber MAREALE hielt mich ab, indem er einfach erklärte: ’Das ist Daua’ (Medizin, Zauber). Es machte mir den Eindruck, als ob hier gegen die christianisierende Tätigkeit der Waalimu (Missionare) ein kräftiger Gegenzauber wirken solle.“

Der erste Teil des diesmaligen Aufstieges durch die Marangulandschaft und durch die Urwaldzone bis auf die oberen Grasfluren des Südost-Mawensi fällt mit der Route von 1889 zusammen. Die schnelle Temperaturabnahme beim Aufstieg durch den von Nässe triefenden Wald lähmt die Kräfte der Leute bedenklich. Mühsam sammelt Hans MEYER seine verstreute Karawane an der Stelle, wo der Waldpfad in den oberen Verbindungs-Pfad der Dschaggastaaten einmündet, der ihnen bald von großem Nutzen werden sollte. Dieser das ganze Gebirge umkreisende, einst viel begangene Pfad, auf dem in Kriegszeiten die Bewohner befreundeter, weit auseinanderliegender Staaten unter Umgehung der ihnen feindlichen Zwischenstaaten miteinander verkehrten, ist kaum mehr zu erkennen. Denn seitdem das deutsche Regiment Frieden im Land geschaffen hat, verkehren die Staaten auf den unteren Wegen miteinander.

Als es bei Eintritt der Nacht in Strömen zu regnen beginnt, hat er glücklich seine ganze Gesellschaft in vier Zelten untergebracht. Wenigstens scheint es so. Als er aber nach durchregneter Nacht bei +1° C in den klaren Morgen hinaustritt, sieht er zu seiner Bestürzung vier Mann, nur in ihre Wolldecken gehüllt, unter freien Himmel liegen. Die ganze kalte Regennacht haben sie so zugebracht, vor Übermündung regungslos schlafend. Geweckt, zittern sie, vermögen aber nicht aufzustehen, doch die Morgensonne und ein heißer Tag beleben sie bald wieder.

> „Natürlich kontrollierte ich fortan meine Leute schärfer; es wären nicht die ersten gewesen, die dem Wind und Wetter hier oben erlegen sind.“

Während sich die Leute in der strahlenden warmen Morgensonne förmlich baden, hat Hans MEYER volle Arbeit, denn die Gipfelregion liegt in wunderbarer Klarheit vor ihnen, wie sie nur die Hochgebirgsatmosphäre nach starkem Regenfall schaffen kann. Der Kibo hebt sein Schneehaupt gerade noch über die vorliegenden Bergstufen empor, so daß seine blinkenden Ostgletscher frei liegen. Ihm scheint, als ob der Ratzelgletscher, über den er 1889 seine erste Gipfelbesteigung ausgeführt hatte, jetzt viel spaltenreicher sei als damals. – Nach anderthalb Stunden flotten Marsches auf dem oberen Verbindungspfad sind sie mitten in der lateralen Hügelzone. Der Kifinikaberg ist ihr hervorragender Repräsentant. Auf ihm steht noch der von Carl LENT aufgerichtete Flaggenmast und erleichtert nun die Peilvisuren *(56)*. Kompakte, krustige Lavadecken werden immer häufiger. Da und dort sitzen auf den Lavaströmen schlotartige Kegel (Hornitos) von 2-5 m Höhe und zeigen, daß sich hier die innere Glut der Lavaströme noch in letzten kleinen Eruptionen durch die erstarrte Decke Luft gemacht hatte. Die ganze Ausbruchs-

zone ist noch jung. Auf ihr hat sich noch keine Bodenkrume gebildet, in der die Vegetation Fuß fassen kann.

Man ist nun in eine andere Klimazone eingetreten. Kein einziges der zahllosen Bachbetten hat jetzt in der Trockenzeit in seinem Oberlauf Wasser. Sie stehen am hohen Rande einer tiefen Talmulde, von dem sie absteigen müssen, um unten in einigen der ausgeschliffenen Felsbecken stehendes Wasser in genügender Menge zu finden. Dort wird das Lager aufgeschlagen. Freilich fehlt noch das Wichtigste: die Proviantkolonne. Die Leute tragen, um nicht schwer belastet zu sein, nur Proviant für drei Tage mit sich. Aber Hans MEYER hat mit MAREALE verabredet, daß er am Tag nach dem Aufbruch mehrere Wadschagga mit reichlichen Nahrungsmitteln auf dem ihnen wohlbekannten Pfad nachschicken sollte. Da sie MAREALE unter allen Umständen nachgeschickt hat, muß die Verspätung an ihnen liegen. Einstweilen konnten sich die Leute ihre Töpfe noch mit dem Rest der Vorräte füllen, während Hans MEYER für den nächsten Tag zwei Ziegen in letzter Reserve hält, die er hat mittreiben lassen. Bleibt auch dann der Proviant aus, so muß er die Expedition zum Mawensi aufgeben.

> „Die Nachbarschaft des Lagers lieferte reiche Ausbeute für die geologische und botanische Sammlung. Das waren mir immer die genußreichsten Stunden, wenn ich frei von der Karawane und von der während des Marsches nie ruhenden Routenaufnahme in aller Gemächlichkeit allein oder mit einem meiner Getreuen in der Nähe des Lagers umherstreifen konnte, Gesteine schlagend, Pflanzen schneidend, photographierend, messend etc. ... Der rein ästhetische Genuß des Sichversenkens in die unendliche Schönheit dieser gewaltigen einsamen Hochgebirgslandschaft kommt noch hinzu, um das Glücksgefühl lebendig zu erhalten."

Gegen Abend ziehen kalte nasse Nebel heran, die erwartete Proviantkolonne kommt immer noch nicht, jedermann kriecht in die schützenden Zelte und im sonst so fröhlichen Lager herrscht Totenstille. Die Nacht ist kalt, der Morgen klar. Hans MEYER will das günstige Wetter nutzen und bricht bald mit Ernst PLATZ und einem gewandten Dschaggamann zur Rekognoszierung nach dem Mawensi hin auf. Ins Lager zurückgekehrt kann man vor Nebel keine drei Schritt weit sehen. Die Leute kauern stumm an den Feuern, frieren, husten und hungern. Als endlich gegen Abend neun Wadschagga, selbst halb erfroren, mit Bananen und Bohnen aus dem Nebelmeer auftauchen, haben sie unterwegs schon selbst so viel von ihren Lasten aufgezehrt, daß für die anderen bloß eine Doppelration pro Mann übrig bleibt. Damit kann Hans MEYER nichts weiter am Ost-Mawensi ausrichten. Da außerdem das Wetter immer schlechter wird, entschließt er sich, seine Karawane nach Useri hinunterzuführen, um unter besseren Bedingungen die Nordseite des Gebirges in Angriff zu nehmen. Als sie sich am nächsten Morgen auf den Weg machen, sind die Lasten patschnaß vom Nebel, die Zelte viel zu schwer für eine Bergtour. Aber die Leute schleppen sie willig, da ihnen das sonnige warme

Unterland winkt. Bei 2.800 m Höhe schwenken sie scharf in den Gürtelwald ein. Der obere Verbindungspfad hat hier ein Ende, da die tiefen Schluchten der östlichen Gebirgsflanken hier oben nicht mehr überschreitbar sind. – Beim Abstieg wird der Berg bedeutend steiler, der Wald massiger. Kein Tier ist zu sehen. Man hört nur das Pfeifen des Baumschliefers und das Rollen und Schnalzen des Colobusaffen. Als die Sonne wieder durch die Wipfel blinkt, werden die Wanyamwesi laut und lustig und singen wunderbare Mären von ihrem Leben und Leiden in kalter Bergeshöhe:

> „In den Wolken sind wir gewesen, wo die Sonne verschlossen ist; es war so kalt, daß das Feuer erst nach drei Stunden zu brennen begann, und daß das Wasser nur gekocht getrunken werden konnte; wir waren alle dem Tode nahe, aber unser Herr hat uns wieder zum Leben gebracht.“

Einer nach dem anderen ergeht sich in solchen Improvisationen, und der Beifall ist jedes Mal groß.

Der Pfad läuft als flußtiefer, handbreiter Graben, in dem es sich miserabel gehen läßt, auf die nördliche Rombo-Grenze zu. Ausweichen verhindert das Farndickicht. Von Zeit zu Zeit werden Weiber und Kinder der Warombo aufgescheucht, die Streu schneiden und schreiend unter Zurücklassung ihrer Lasten das Weite suchen. Sie sind offenbar nicht gewohnt, daß bewaffnete Karawanen ihnen Gutes bringen. In 1 ½ Stunden erreichen sie die unbewohnte Zwischenzone nach Useri

> „Auch hier hat die Friedensherrschaft der deutschen ’Boma’ schon die Folge gehabt, daß von beiden Seiten, von Rombo und Useri her, die Bodenbestellung in das trennende Zwischengebiet vordringt.“

Der Weg nach dem Useri-Lagerplatz zieht sich für die ermüdeten Leute endlos in die Länge. Der Kisuaheli sprechende Dschaggaführer gibt in liebenswürdiger Negerart die noch bevorstehenden Marschlängen absichtlich viel zu kurz an, um zu ermuntern. Die Sonne neigt sich schon zum Untergehen, als sie an den Hüttengruppen des Useri-Häuptlings MATTOLO, laut und freudig von den Eingeborenen begrüßt, endlich den Lagerplatz erreichen. Drei Tage können sie nun das Lager unter schattigen Ficusbäumen aufschlagen. Da der Häuptling weiß, daß am nächsten Tag Hauptmann JOHANNES und MAREALE mit Gefolgschaft kommen werden, bringt er für die ganze Karawane außer wertvollem gutem Wasser und Hirsebier noch einen stattlichen Ochsen zum Geschenk. Natürlich gibt Hans MEYER ein gleichwertiges Gegengeschenk.

Die Landschaften Useri und Gasseni erfreuen sich trotz ihres Trockenklimas eines ziemlichen Wohlstandes, so daß sich hier die Handelskarawanen vor ihren Reisen ins weite Massai-Land regelmäßig mit Proviant versehen. Die exponierte Randlage hat die Useribewohner zu kriegerischer Tüchtigkeit erzogen: Sie leben in einem auf bewaffnetem Frieden beruhenden Verkehr mit den Massai und Wandorobbo *(57)* des Nord-Kilimandjaro, von denen sie Wildfleisch, Häute, Salz

gegen Feldfrüchte, Ziegen, Tongeschirre, Eisendraht, Stoffe und Perlen eintauschten. Der früher herrschende beständige Kriegszustand hat durch das ganze Land eine gleichartige Schutzanlage der Wohnstätten entwickelt; überall nur eine befestigte Anlage, die Boma des Häuptlings. Die übrigen Wohnstätten, nur mit dichten Hecken oder Knüppelzäunen umfriedet, liegen einzeln in den Bananenhainen verstreut. In Kriegszeiten wird der wertvollste Besitz, das Vieh, in die Boma des Häuptlings geflüchtet; was dort nicht Platz hat, entweicht mit Weibern und Kindern in den Urwald. Jeder waffenfähige Mann steht zum Häuptling. Seine Boma ist ein Neben- und Ineinander von Höfen, die von starken Palisadenwänden umringt und nur durch niedrige Kriechlöcher zugänglich sind. Darin stehen die runden Kegelhütten für Mensch und Vieh. Die ganze labyrinthische Anlage ist planvoll planlos, um den Angreifer irre zu führen. Eine der Hütten überdeckt den Zugang zum letzten Zufluchtsort der Boma-Insassen. Es ist eine in den Tuffboden gegrabene, tiefe und lange Höhle. Solche Höhlen gibt oder gab es in Dschagga nicht wenige. Hans MEYER ist in MATTOLOs Höhle etwa 140 m weit eingedrungen, ohne an das Ende zu kommen. Der Gang war 1 ½ m hoch und alle 25 m auf 5 m verbreitert, wo Pfähle zum Anpflöcken des Viehes eingeschlagen waren. Kleinere Seitengänge haben nach oben Luftlöcher und dienen zum Unterbringen der Kinder. Die ganze Höhle ist stockdunkel. Wie mochte es in ihr aussehen, wenn sie in Kriegszeiten von brüllendem Vieh, schreienden Kindern, Gestank und Qualm erfüllt ist.[29)]

Von Useri aus streift der Blick die Urwaldzone hinauf zum Mawensi. Aus seiner großen Caldera wachsen im Westen die ungeheuren Steilwände der Mawensipyramide heraus und türmen sich zu 5.360 m Höhe auf. Man müsse sich diese enorme Höhenzahl immer wieder vergegenwärtigen und das leibliche Sehen durch die Vorstellung ergänzen, um das Gewaltige der Erscheinung richtig abzuschätzen, schreibt Hans MEYER.

Am Nachmittag vor dem Abmarsch von Useri treffen Hauptmann JOHANNES und Oberleutnant MERKER mit dem englischen Regierungsbeamten in Taweta, Captain MAXSTEDT, ein, nachdem sie die ganze deutsch-englische Grenze von Rufu an abgeschritten und nach dem Wortlaut des Vertrages revidiert und markiert haben.

Zur Grenzrevision bemerkt Hans MEYER: Mit der zunehmenden Detailkenntnis des deutschen Schutzgebietes müsse das Bestreben wachsen, die anfangs nur mechanisch gezogenen politischen Umfassungslinien den von der Natur gegebenen organischen Grenzen möglichst anzupassen. Man solle im Kilimandjarogebiet die Regulierung nicht so lange aufschieben, bis die schlechte Grenze zu Spannungen führe *(58)*.

Bald nach Hauptmann JOHANNES rückt auch MAREALE mit stattlicher speerbewaffneter Kriegerschar in Useri ein. Ein großes „Schauri“ wird mit der Bevöl-

---

[29)] Hans MEYERs Schwiegersohn, Prof. Rüdiger VON VOLKMANN, besuchte 1966 noch derartige Höhlen *[Bearb.]*.

kerung über allerlei strittige Rechtsfälle abgehalten. Einige Männer hätten eine so temperamentvolle rednerische Begabung und eine so glänzende natürliche Haltung dabei gezeigt, findet Hans MEYER, daß „die meisten unserer Volksredner von ihnen lernen könnten.“ Es ist ihm ein außerordentlich fesselndes Bild ostafrikanischen Kulturlebens, das auch Ernst PLATZ als Maler zu lebhafter Tätigkeit anregt.

Das nächste Ziel ist die Landschaft Leitokitok an der Nordseite des Gebirges. Dort wollen JOHANNES und MAREALE politische Geschäfte erledigen, Hans MEYER aber die Besteigung des Kibo von dorther unternehmen. Noch nie war jemand von Norden durch den Urwald zum Kibo aufgestiegen, weil diese Route sehr unbequem ist und gefährlich werden kann. Die Herren der ganzen nördlichen Gebirgsseite, die Massai und Wandorobbo, stehen mit Recht in schlechtem Ruf, so daß kleine Karawanen ohne starken Waffenschutz sich nicht zu ihnen wagten. Ferner führen, wie die Wadschagga aussagen, durch den Urwald der Nordseite keine Pfade in die Hochregion. Eine Gebirgskarawane, wenn sie sich pfadlos durch den Urwald hindurchgearbeitet hat, ist auf der Nordseite der Hochregion losgelöst von der Verbindung mit den friedlichen Ackerbauern des Dschaggalandes. So sind Schwierigkeiten zu erwarten, ebenso aber viel Neues für die Kenntnis des Gebirges und für die Kartenaufnahme. Von Norden will Hans MEYER dann das Gebirge in der Hochregion nach Westen umgehen, dort auf das Eis des Westkibo vordringen und schließlich nach der westlichen Grenzlandschaft Dschaggas, nach Kibonoto, absteigen.

Am Morgen des 17. August 1898 setzen sich die Karawanen mit großem Spektakel in Bewegung; eine Viertelstunde allgemeiner Erregung, und aus einem lärmenden Feldlager hat sich Useri wieder in eine stille Grenzlandschaft verwandelt.

> „Auf dem großartigen Naturhintergrund entfaltete sich unser Zug zu einem höchst malerischen Bild: Voran Hauptmann JOHANNES mit Leutnant MERKER und Captain MAXSTEDT, ihren schwarzen Sudanesensoldaten, einem Troß von Eseln, Ziegen, Schafen nebst ihren Treibern, u. a. m., dann der Häuptling MAREALE, wie immer im langen Dschaggamantel und würdevoll einherschreitend, mit nahezu 300 aufgeputzten, speerfunkelnden Kriegern und Dienstmannen und nie ohne Begleitung einiger Jungen, die gefüllte Bierkübel auf dem Kopf tragen und dem immer durstigen Gebieter von Zeit zu Zeit eine volle Kürbisschale kredenzen; schließlich ich mit Herrn PLATZ und meiner kleinen friedlichen Karawane nebst einigen Stück Kleinvieh, die ich als wandelnden Proviant für unsere Bergtouren mittreiben ließ. Die ganze lange Menschen- und Tierkolonne dehnte sich bald stundenweit aus. Ich mußte mit meinen Leuten am Ende bleiben, da ich bei meinen Arbeiten natürlich langsamer vorwärts kam als die anderen. Herr PLATZ aber strebte bald mit einigen Begleitmannschaften eiliger den Vorangehenden nach,

> da er die untrüglichen Vorboten eines neuen Fieberanfalls in den Gliedern spürte und vor Ausbruch im Lager sein wollte. Mit ernster Sorge schaute ich ihm nach."

Vom Grenzrücken des Dschaggalandes gibt es einen unerwartet weiten Überblick über die Nordostseite des Gebirges und die Massaisteppe. Übermächtig dominiert der zur Linken in den hellen Morgenhimmel aufsteigende Mawensi mit seinen gigantischen Felswänden. Hinter dem dunklen Mawensi schiebt sich ein immer größeres Stück des weißen Kibodomes hervor und zeigte, daß auf der Nordostseite zwei kleine Eiszungen herabragen, die vor neun Jahren noch nicht vorhanden waren. Damals reichte dort der ganze Eiskranz gleichmäßig tiefer herab. Die Eiszungen waren also nicht durch neues Wachstum entstanden, sondern durch Rückgang der ihnen benachbarten Eismassen.

Beim Weitermarsch kommt ein Troß Massaiweiber und Kinder entgegen, die nach Gasseni gehen. Sie bringen Salz zum Markt.

> „Es ist eine häßliche, vom Schmutz starrende und stinkende Gesellschaft mit mißtrauischem Gesichtsausdruck, echte Steppentypen und die ersten wirklichen 'Wilden', die ich auf dieser Reise zu sehen bekomme. Trotz ihrer schweren Lasten, die sie an einem um die Stirn gelegten Lederband auf dem Rücken tragen, sind sie mit den bekannten schweren Eisenspiralen um Hals, Arme und Beine bedeckt und in ihre dicken, schmierigen Rindslederschürzen gehüllt. Unseren Gruß erwidert niemand."

Stark steigt das Gelände an und führt auf dem Rücken eines Lavastromes an die große Nordost-Schlucht des Mawensi. Sie öffnet sein Massiv bis auf den innersten Kern. Im Auf und Ab wird der Pfad ausgetretener, und steigt in südwestlicher Richtung zum Urwald an. Endlich sieht man nahe einem Massaikral die Fähnchen der vorausgeschickten Zelte flattern – es ist Leitokitok, auf Massai „Olugúm" genannt. Die kriegsfähigen jungen Männer sind nicht anwesend, sondern angeblich zur Jagd gezogen. Die Krale und das Lager wimmeln von verheirateten Weibern, Kindern und älteren Männern. Am meisten tun sich ein paar halbwüchsige Jungen hervor, die vor kurzem beschnitten worden waren und sich mit Straußenfedern im Haar und weißbemaltem Gesicht, mit Bogen und Pfeilen herumtrieben und als Krieger aufspielen.

Allen Massais ist es in den letzten Jahren schlecht ergangen. Viehseuchen hatten ihre Herden vernichtet und sie zu Ackerbau und Jagd gezwungen.

> „Ihre frühere nur periodische Seßhaftigkeit ist aus Not eine dauernde geworden, ihr ganzes wirtschaftliches Leben ist umgestürzt. ... Seit einigen Jahren hat sich der eine Stamm mit ca. 1.500 Köpfen zum Feldbau hier am Nordfuß des Kilimandjaro an der deutschen Grenze festgesetzt, und aus nördlichen Gebieten kommen immer noch neue Zuzügler. ... Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich diese ersten Besiedler des nördlichen

> Kilimandjaro ein körperlich und geistig schmutziges ... Gesindel nenne. Nur hier habe ich es in Ostafrika gesehen, daß die Weiber, die sich durch ebensoviel spiralförmigen Eisendrahtschmuck wie abschreckende Häßlichkeit auszeichnen, sich mit schamlosen Gebärden an die Zelte der Soldaten und Träger drängten, um etwas zu ’verdienen’, bis sie mit Stockhieben vertrieben wurden.“

Jede Schmutzkrankheit ist verbreitet. Auf den Geschwüren und an den Augenrändern sitzen förmliche Klumpen von Fliegen. Bejammernswert sind die hilflosen Kinder, wenn sie vom Sandfloh befallen sind und stöhnend auf allen Vieren zu kriechen versuchen.

> „Unter solchen Umständen drängte es meine Leute nicht weniger als mich, baldigst wieder aus Leitokitok hinauszukommen, obwohl wir alle wußten, daß uns eine harte Zeit in den unbekannten oberen Regionen des Nord- und West-Kilimandjaro bevorstand. Von der Hochregion der Nordseite, die da in dunstiger Ferne über uns lag, war weiter nichts bekannt, als daß dort oben durch die grasigen kalten Einöden ein selten begangener Pfad nach Kibonoto im Südwesten umläuft.“

Dieser war nur einmal 1894 von JOHANNES, dem Botaniker VOLKENS [30)] und LENT mit dem Nyamwesi MUNIFASI beschritten worden. JOHANNES gibt seine beiden besten Askari mit, nämlich MUNIFASI und MOHAMED. MUNIFASI wird sich voraussichtlich noch an Wasserplätze, Höhlen und Lagerstellen erinnern und außerdem ist es wesentlich, daß noch zwei bewaffnete Männer dabei sind, denn den Massai ist nicht zu trauen.

Hans MEYER bricht einen halben Tag, bevor JOHANNES, MERKER und MAREALE nach Useri zurückkehren, vom Lager auf, denn deren dortige Anwesenheit hält auch die Massai im Lager fest. War er erst einen Tag weit im Urwald vorgedrungen, so hatte er genug Vorsprung, und die Nachtkälte der oberen Region schützte vor unerwünschtem Besuch. Was ihn aber besorgt macht, ist, daß Ernst PLATZ wieder von einem heftigen Fieberanfall gepackt wurde. Versagten ihm jetzt die Kräfte gänzlich, so würde man die Besteigung des Kibo vom Norden her aufgeben müssen. Beim Abmarsch am nächsten Morgen fühlt er sich jedoch wohl genug, den Aufstieg zu versuchen.

In 1.900 m Höhe treten sie in den Urwand ein. Lianen von Faden- bis Schenkelstärke, meist mit Dornen und Widerhaken besetzt, schlingen sich in dichtem Netzwerk von Baum zu Baum und machen das Vordringen zu schwerer Arbeit. Äxte und Buschmesser werden dauernd gebraucht, während sich die Träger mit erstaunlicher Geduld abmühen, ihre schweren Lasten, oft knieend und kriechend, durch das Dickicht und über oder unter gefallenen Baumstämmen weiter zu schleppen. Oft stoßen sie auf einen Elefantenpfad, dessen ausgetretener Spur sie

---

30) Prof. Dr. Georg VOLKENS verfaßte das Werk *»Der Kilimandscharo« [56]*, Berlin 1897.

ein Stück folgen können, aber ebenso oft sind diese Herren der Wildnis mit ihrem Wegebau so radikal verfahren, daß der belastete Träger vor den geknickten Stämmen, aufgerissenen Wurzeln und mannstief gestampften Löchern Halt machen und umkehren muß. So kommen sie nur langsam vorwärts, aber am langsamsten geht es mit der kleinen Viehherde, deren klägliches Geschrei als einziger Tierlaut durch den stillen Wald schallt.

Von 2.200 m Höhe an überziehen sich die Bäume immer mehr mit langen wehenden Flechten, und gleichzeitig erscheinen die ersten Trupps des Colobus caudatus, dessen weißer langer Behang mit den Bartflechten der Bäume eine wunderbare Schutzähnlichkeit hat. Die prachtvollen Tiere sind hier nicht im mindesten scheu. Wenn sie springen, breiten sich die weißen Haarmäntel wie Flügel auseinander und man meint, fliegende Tiere von Baum zu Baum schweben zu sehen. In 2.500 m Höhe war die Karawane am Ende ihrer Kräfte. An einem kleinen Bachlauf wird das Lager geschlagen, und bald brodeln die Reistöpfe auf den Feuern. Leistung und Gutwilligkeit der Träger haben höchstes Lob verdient.

Als Hans MEYER am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang aus dem Zelt kriecht, liegt wolkenlos und klar das ganze Gebirge vor ihm. Hoch ragt die Eiskrone des Kibo in den kalten, fahlen Morgenhimmel. Schnell setzt sich die Karawane in Bewegung, und eine Stunde nach der anderen vergeht im monotonen Anstieg. Die beiden Massaiführer sind längst heimgeschickt, denn hier oben ist auch für sie das Gelände terra incognita. MUNIFASI übernimmt nun die Führung und steuert direkt dem Kibo zu. In dieser Richtung soll eine geräumige, zum Lagern

Kibo, Nordostseite, von der Nguarohöhle aus, 2.876 m, 1898

geeignete Höhle am Pfad liegen. Dies scheint sehr unwahrscheinlich, aber er hat recht. Sie treffen auf den Useri-Kibonoto-Pfad, der trotz der kaum mehr erkennbaren Spur von den Leuten als ein Zeichen menschlichen Verkehrs in dieser Wildnis freudig begrüßt wurde und sie richtig zu der Nguaro-Höhle führt. Sie wird durch die ca. 3 m dicke Oberschicht eines Lavarückens gebildet, ist mannshoch und bietet Raum genug für alle Leute. Bald wird sie durch vorgebautes Buschwerk und Grasgeflecht zu einer geschützten Wohnstätte, in der es die Karawane ganz gut sechs bis sieben Tage aushalten kann, zumal die Bäche dieser Gegend auch in der Trockenzeit Wasser führen. Hans MEYER selbst will mit nur wenigen Auserlesenen und Ernst PLATZ weiter bergauf vordringen.

Ein Brief, der von Zwischenfällen und Schwierigkeiten wenig ahnen läßt, geht von diesem Lager nach Hause:

„Nguaro-Höhle, 20.8.98

Nord-Kibo 3.100 m

Liebster bester Schatz!

Hier sitze ich mit 15 Mann in einer geräumigen Lavahöhle am Nordabhang des Kibo. Wir fühlen uns bei 8 Grad am Feuer ganz gemütlich warm, obwohl wir heute Nacht 4 Grad gehabt haben. Wir haben bereits die Ostseite des Mawensi mit ihren kolossalen Schluchtsystemen abgetan und wollen nun, bis zur Nordseite des Kibo vorgedrungen, diesen meinen alten Freund auf seine eiszeitlichen Gletscherspuren hin absuchen. Das wird uns noch 8 Tage in Anspruch nehmen. Dann gehen wir auf der Westseite nach Schira hinunter, wo wieder ein paar Tage Erholungsrast gemacht wird. Das Wetter könnte besser sein. Die Trockenzeit wird wohl erst Anfang September kommen. – Laß Dir doch von den heimischen Weisheitskrämern nicht vorfaseln, wenn sie jetzt von Stürmen reden. Das ist lauter Unsinn. Die gibt es hier bloß im März. Ich kenne den Kilima besser als irgend jemand und weiß genau, was zu tun ist. Ich habe Dir auch versprochen, nichts Gefährliches zu unternehmen, und daran darfst Du nicht zweifeln. – Gearbeitet wird von Sonnenaufgang bis 8 Uhr abends. Man möchte sich vierteilen, um alles Wünschenswerte zu sammeln und niederzuschreiben. Zum Berichterstatten an Zeitungen komme ich natürlich nicht, höchstens zu einem Brief wie heute. Aber auch dieser erfordert straffe Energie beim Geschwätz von 15 Mann ... Die beste Erholung sind mir Deine beiden Briefe, über die ich mich unbändig gefreut habe. Was hat unser Puzzi sich für niedliche Geschichten geleistet! Im Geist bin ich täglich bei Dir, gehe mit Euch spazieren und genieße den heimatlichen Sommer mit Euch. Der Winter soll wunderhübsch werden, wenn wir erst wieder beisammen sind.“

Am Abend wird es empfindlich kalt und am nächsten Morgen findet sich das erste Eis in den draußen stehenden Waschschüsseln. Den Wanyamwesi ist das nur ein Anlaß zum Scherzen und Lachen, während in früheren Jahren die damaligen Suaheliträger sich entsetzt und ihren Untergang beklagt hatten. Für den weiteren Aufstieg wählt Hans MEYER nun die fünf besten Träger aus, versieht sie mit wollener Unterkleidung und Lederschuhen und belädt sie mit den Instrumenten, dem Sammelzeug und notwendigstem Biwakgerät. Natürlich nimmt er MUNIFASI und MOHAMED mit, die im nächsten Biwak allein bei ihnen bleiben sollen, und wandert, von den Zurückbleibenden mit Segenswünschen begleitet, mit der kleinen Kolonne und Ernst PLATZ, der sich wieder erholt hat, über die graugrünen, grasigen, staudigen Berglehnen aufwärts.

Der Graswuchs wird immer dünner, der Boden immer nackter, und von 3.200 m an begleiten sie vorwiegend kniehohe zerstreute Ericinellasträucher. Viele sind stundenweit von einem Brand verkohlt und strecken ihnen ihre schwarzen spitzen, blattlosen Äste und Wurzelstöcke wie lauter kurze Lanzen entgegen. Bald bluten sie aus zahllosen Rissen und Stichen an den Unterschenkeln, aber es gibt keine Wahl, sie müssen hindurch. Aus der Urwaldregion rücken schnell die täglichen Nebel herauf und hüllen sie und den Berg in graue Halbdämmerung ein. Nur der Kompaß und ein Bachbett geben Hans MEYER sichere Marschrichtung. Die Träger kommen trotz besten Willens nur langsam vorwärts; sie spüren die dünner werdende Luft. Er ist deshalb froh, als sie wieder eine ziemlich tiefe Lavahöhle finden, die zum Biwakieren wie geschaffen ist. Diese Höhlen sind immer talwärts gewandt und dadurch vor den kalten Winden geschützt, die nachts vom Hochgebirge ins Unterland wehen. Er benennt sie nach einer Schicht salpetrischer Salze „Salpeterhöhle“. Hier wird in 3.700 m Höhe Halt gemacht, die Träger kehren zur Karawane nach der Nguaro-Höhle zurück, und sie bleiben allein mit den beiden Askari, die treu ihrem gegebenen Wort und in sicherer Aussicht auf eine gute Belohnung aushalten und sich in jeder Weise nützlich machen. MUNIFASI hat seine kleine Kürbisguitarre mitgebracht und klimpert und summt seine melancholischen, immer nur auf drei Töne gestimmten Weisen stundenlang zum Knistern des Feuers und Säuseln des Windes.

> „Gegen Sonnenuntergang wurde das Hochgebirge ganz frei und zeigte uns den Kibo in erdrückend großartiger Nähe. ... Unten auf dem leichtgewellten Wolkenmeer der Urwaldzone entfaltete sich ein wundervolles Farbenspiel, noch schöner aber war der violette ungeheure Schattenkegel, den der Kilimandjaro auf die Wolkenzüge und die Ebene im Osten warf. Ich habe ähnliches nur von der Höhe des Pic von Tenerife gesehen. Als er, ins Endlose wachsend und immer dunkler werdend, verlosch, ging über dem Kibo ein großer Planet auf und warf blitzende Reflexe auf die Eiskrone des Gipfels.“

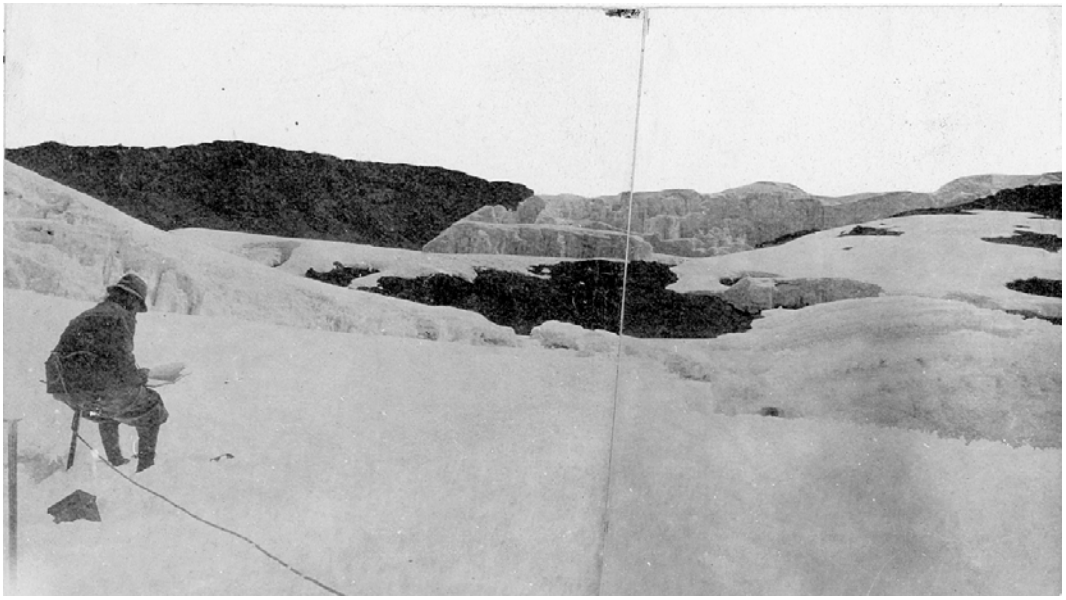
Die Nacht bringt wieder Frost. MEYER und PLATZ fühlen sich aber in ihren Pelzschlafsäcken „höchst mollig“, und auch die beiden Askari können die Grönland-Pelzsäcke nicht hoch genug preisen.

Expeditionsmitglied vor dem Kibo, vom großen Ostrücken aus, 1898

Die Salpeterhöhle wird Ausgangspunkt einer zusätzlichen Unternehmung zum Kibokrater. Es sind vor allem die Änderungen der Vereisung der Gipfelkrone und vermutlich auch des Kraterinneren, die zu klären sind. Der Zugang zum Krater erfolgt, wie neun Jahre zuvor, durch die seither so benannte Hans-Meyer-Scharte. Diese Mal muß sie auf neuem Wege erreicht werden. Die Route erfordert nach einem notdürftigen Biwak[31)] im Schutze einer Felsgruppe eine überaus langwierige, ansteigende Querung von vier Karen. Die Überschreitung dazwischenliegender Felsrippen bringt mancherlei Schwierigkeiten mit sich. Wie riesige Strebepfeiler scheinen die Felsrippen den Gipfeldom zu stützen. Steilschutt und brüchiges Gestein erfordern in gleicher Weise Vorsicht wie unnachgiebige Energie, die sich durch die Ungewißheit, ob das Ziel auf diesem unübersichtlichen neuen Anstieg überhaupt zu erreichen ist, nicht beirren läßt.

Die ersten Schneeflocken treten auf, der Eiskranz der Gipfelregion mit seinen 40 m hohen Abbruchsmauern rückt näher. Der Anblick erweckt trotz aller physischen und psychischen Ermüdung neue Kräfte. Umherliegende Eistrümmer mahnen zu Eile und Vorsicht. Stufenschlagend wird nach achtstündiger Mühe der Eissattel der Hans-Meyer-Scharte erreicht *(59)*. Das ist besonders für den von seinen Malaria-Anfällen noch mitgenommenen Ernst PLATZ eine gewaltige Leistung.

31) „Ostbiwak“, nach MEYERs Berrechnung 4.451 m hoch. MUNIFASI und MOHAMMED eilten von hier sofort zur Salpeterhöhle zurück *[Bearb.]*.



Ernst PLATZ zeichnet am Kibo-Krater.
Blick auf die Südwand des Kraterzirkus mit Kaiser-Wilhelm-Spitze
von innerhalb der Hans-Meyer-Scharte gesehen, 1898
(Originalaufnahme Hans MEYERs in »Der Kilimandjaro« [31], S. 318,
in überzeichneter Form wiedergegeben)

Die Veränderungen gegenüber 1889 sind augenfällig. Der damals rund eingewölbte Sattel der Scharte ist zu einem scharfen Einschnitt geworden, den nördlich eine 20 m hohe blaue Eiswand begrenzt und auf der Südseite ein mit Zapfen „förmlich bespickter" Eishügel. Gleich einem „breiten eisigen Hohlweg" leitet die Scharte in den Kibokrater hinein. Die Eisbedeckungen des Kraterbodens und die früher von der Nordseite her weit auf den Eruptionskegel hinüberreichenden Eisdecken waren großenteils geschwunden. Wo noch solche vorhanden waren, zeigten sie viel stärker als neun Jahre zuvor ein „Chaos von penitentesartigen scharfen Eistafeln und spitzen Nadeln."

Im Jahre 1889 war es zweifelhaft geblieben, ob sich im Kibokrater noch ein Rest von vulkanischem Leben regt. Jetzt muß Hans MEYER zu dem Schluß kommen, daß der Kibo ein gänzlich erloschener Vulkan sei *(60)*. Auf eine nochmalige Besteigung des höchsten Gipfels verzichtet er. Die wissenschaftliche und kartographische Arbeit hat den Vorrang. Nach dreistündigem Aufenthalt im Krater tritt man den Abstieg an. Das Glück ist den Besteigern günstig gewesen. Die Trümmer eines neuen, vom Gipfelkranz heruntergebrochenen Eissturzes liegen auf ihrem Wege.

> „Kurz vor Sonnenuntergang trafen wir bei unserem Biwakfelsen ein und fanden eine eigentümliche Begrüßung vor: Auf einem Felsblock neben der Feuerstelle thronte ein verwitterter Menschenschädel, malerisch umringt von unseren leeren Konserven-

> büchsen und Wassergefäßen. Offenbar waren die beiden Askari[32] dagewesen, in der Hoffnung, uns schon abholen zu können. ... Unser Biwak war auch nichts weniger als ein sicherer Schutz gegen Sturm und Schnee.“

Aber Schlafsäcke, Kochtopf und Teekessel trösten sie, und nach einer heißen Bohnensuppe und einem Schluck Tee kriechen sie in die Säcke, wie sie gehen und stehen.

> „Selten habe ich besser geschlafen als hier bei 8 Grad Kälte unter freiem Himmel auf dem Lavafelsen des Kibo.“

Vor Mittag des nächsten Tages holen die beiden Askari sie ab.

> „Sie hatten es ungeachtet ihrer schweren Bepackung unglaublich eilig, aus der kalten Steinwüste des Kibo wieder in menschlichere Regionen zu kommen.“

Unten in der Salpeterhöhle bieten sich sehr entbehrte Lebensgenüsse, wie Waschwasser und Kerzenbeleuchtung, aber sie werden nicht froh, denn Ernst PLATZ wird von neuem vom Fieber geschüttelt.

> „Während ich mit Herrn PLATZ und den beiden Askari die Hochtouren am Ost-Kibo ausführte, hatte sich die in der Nguarohöhle oberhalb zurückgelassene Karawane ganz häuslich eingerichtet. Mit Ericinellabüschen und Beifußstauden hatten die Träger die Höhle warm und weich gepolstert, der Niampara, meine Boys, der Koch und einige andere Spitzen der Gesellschaft hatten sich hübsche runde Grashütten gebaut. ... Es tat uns wirklich leid, am Tage nach unserer Rückkehr Abschied von dem behaglichen Lager zu nehmen, um nun wieder in Wind, Wetter und Kälte hinaus nach dem westlichen Hochgebirge weiterzuwandern. Die Leute wollten die Grashüten niederbrennen, ich ließ es aber aus einem gewissen Pietätsgefühl gegen die Stätte, die uns so friedvoll beherbergt hatte, nicht zu. ... Unter MUNIFASIS Führung, der seiner Wegkunde ganz sicher war, zogen wir bei hellem, sonnigen Wetter, zur Linken die mächtige breite Nordwand des Kibo, über die gratigen Berglehnen westwärts. Das gänzlich verwachsene Pfädchen läuft erst in der Graszone, dann höher steigend, ... um die Nordseite des Kibo, durch tiefe Steilschluchten, über Trümmerfelder von Lava und verwetterte Felsen nach der Westseite hin.“

Bald nach Verlassen des Nguaro-Lagers schlägt MUNIFASI an einem Scheidepfad, wo es links bergan, rechts bergab geht, zur Verwunderung Hans MEYERS die letztere Richtung ein. Der Pfad verschwindet schließlich im Urwald. Jetzt, nach drei Stunden, erklärt MUNIFASI, er habe sich geirrt. So weit war das weiter nichts als ein ärgerliches Irregehen. Aber als Hans MEYER, den murrenden Trägern vor-

---

[32] Hans MEYER verwendet in seinen Werken *»Ostafrikanische Gletscherfahrten« [27]* und *»Der Kilimandjaro« [31]* die Schreibweise „Asikari(s)“, aus dem Arabischen = Soldat *[Bearb.]*.

aus, in aufziehenden Nebeln zur Wegteilung zurückkehrt, wird er wieder zur Karawane zurückgerufen: Bwana PLATZ sei krank liegen geblieben. Er findet seinen Gefährten, von einigen Trägern bewacht, im Grase regungslos liegen, das Gesicht zur Erde gekehrt. Als er ihn umwendet, ist es blaugrau. Sein erster Gedanke ist, daß er an einer Herzlähmung gestorben sei. Doch allmählich regt er sich wieder. Ein Weitermarsch ist aber unmöglich, und so befiehlt MEYER die Rückkehr zum Nguaro-Lager. Den Kranken läßt er auf einem Feldbett ins Lager tragen, dessen wohnlicher Zustand ihnen nun doppelt zugute kommt.

Die Lage bleibt aber kritisch. Durch den pfadlosen Urwald zu den unsicheren Massai nach Leitokitok zurückzukehren, ist wegen der geringen Bewaffnung ausgeschlossen. Am kürzesten ist die Entfernung nach der westlichen Dschagga-Landschaft Kibonoto. Also bleibt es bei der Fortsetzung der geplanten Reise nach Westen. Die Leute finden bei ihren dampfenden Reiskesseln bald ihre heitere Stimmung wieder. Sie lachen und scherzen, während in seinem Zelt der Kranke stöhnt.

> „Als es gegen Abend still geworden, der Kranke endlich ruhigen Schlaf gefunden hatte, die Nebel gesunken waren und die letzten Sonnenstrahlen Abschied grüßten, saß ich in der Kühle lange vor meinem Zelte und lauschte dem einsamen Gesang eines amselartigen Vogels, der vom fernen Urwaldrand herauf die weite Landschaft mit seinem Adagiolied erfüllte. Es war der Zauber des deutschen Frühlingsabends, der mich alles Ungemach vergessen ließ und mich auf den Fittichen des Amselschlags in die Heimat entführte. ...“

Am nächsten Morgen hat sich PLATZ so weit erholt, daß er – wenn auch langsam – den Marsch wieder aufnehmen kannt. Hans MEYER genießt in wiederkehrender Zuversicht die grandiose Schönheit des Nord-Kibo, der sich in fast architektonisch strengen Formen als ungeheure Stumpfpyraminde noch 3.000 Meter höher auftürmt. Sammelnd, messend und photographierend ist er an der Spitze der weit auseinander gezogenen Karawane drei Stunden lang gewandert, als von hinten der Ruf ertönt: „Bwana mdogo hawesi, lete kitanda“ (der kleine Herr ist krank, bringt die Tragbahre). PLATZ ist in demselben Zustand wie gestern. Aber hier auf dem Felsen kann Hans MEYER die Leute nicht lagern lassen, und so muß er weiter, um den nächsten Wasserplatz zu suchen. Die beiden folgenden Bachschluchten sind trocken, in der dritten findet sich nach langem Suchen Sammelwasser in einigen Felslöchern, so daß er die Zelte aufschlagen lassen kann. Es dauert fast drei Stunden, bis die acht Träger, die er mit dem Feldbett ausgeschickt hat, den Kranken durch die tiefen Schluchten und über die steinigen Lavafelder ins Lager bringen. Das Fieber weicht einem Schweißausbruch, der Kranke ist zunächst noch schwach, aber beide geben die Hoffnung nicht auf, daß sie doch noch den Kibo von der Westseite her gemeinsam besteigen können.

Am Nachmittag empfinden sie sehr angenehm die westlichere Lage des Lagerplatzes, denn sie haben endlich wieder bis gegen 6 Uhr nachmittags wär-

menden Sonnenschein. Die Leute singen und lachen, doch bald nach Sonnenuntergang werden sie kleinlaut und vor dem einsetzenden Nachtwind kriecht jeder bald in Zelt und Strauchhütte. Am nächsten Tag liegt dicker Reif. Ein Glück, daß Hans MEYER alle mit Wollhemden, Wolldecken, mit Wollstrümpfen und Lederstiefeln ausgerüstet hat, jetzt zieht sie jeder an, freilich nicht für lange, denn kaum wärmt die Sonne wieder ein wenig, als auch die hinderlichen Strümpfe und Schuhe wieder auf die Traglasten geschnürt werden.

In der Nähe einer Sattelhöhe bläst ihm der Wind aus Westen den Nebel entgegen, aber mittags bricht die Sonne durch.

> „Was sie jedoch erschauen ließ, war geeignet, mir das Herz rascher schlagen zu lassen: In strahlendem Sonnenlicht lag auf der Nordwestseite des Kibo ein prachtvoller Gletscher, der zu einer breiten, mehrgipfeligen Felspyramide am Fuß des Kibo herabsinkt. Dahinter blinkte es durch den Nebel noch weiter wie Eis und Schnee und spannte meine Erwartungen für die nächsten klaren Stunden aufs höchste.“

Diese dunkle Felspyramide benennt er nach dem Geologen Carl LENT.

Das Ziel, die Galuma-Höhle, bei der man endlich genügend Wasser anzutreffen hofft, ist noch weit. Der Zusammenhang der Karawane hat sich gänzlich gelöst. Am weitesten zurück ist seiner Pflicht gemäß der Niampara mit den Askari. Die letzten Nachzügler bringt er erst bei Nachteinbruch ins Lager. Da erreicht

West-Kibo mit CREDNER-, DRYGALSKI- und PENCK-Gletscher, 1898.
Links neben dem CREDNER-Gletscher die LENT-Gruppe

Hans MEYER die Meldung, sein Begleiter sei nochmals in einer Höhle liegengeblieben und könne nicht weiter. Bei der Ermattung der Träger und der großen Entfernung ist es unmöglich, den Erschöpften transportieren zu lassen. So schickt er ihm seinen Pelzsack, Medizin, Nahrung und seinen letzten Wasservorrat, so daß er mit einigen Leuten in seiner Höhle nächtigen kann; er selbst eilt der Galuma-Höhle und dem erhofften Wasser zu, um die übrige Karawane in Sicherheit zu bringen und eine gänzliche Demoralisation zu verhüten. An haushohen Stirnwänden vorbei wird sie schließlich erreicht. Eine Viertelstunde entfernt liefert ein kleiner Quellsumpf das einzige Wasser dieses weiten Westgebietes in der jetzigen trocknen Jahreszeit. Man ist geschützt in der vom Kibo abgewendeten Höhle, und da noch ein paar Säcke Reis und drei Ziegen vorhanden sind, läßt es sich hier für einige Tage sehr wohl aushalten.

Mit Ungeduld erwartet Hans MEYER den nächsten Morgen, denn der Kibo hat sich tags zuvor wieder verhüllt. Als er bei Sonnenaufgang aus dem Zelt heraustritt, steht die ganze Westseite als blitzender Eisdom von mehr als 1.000 m Höhe vor ihm. Von seinem Unterrand fließen drei riesige Gletscher herab. Ihre Zungen sind durch Felsgrate getrennt. Südlich von ihnen klafft in jähen dunklen Felswänden die Westspalte des Kibomantels. Sie sehen sie im Profil, und dahinter ragt gerade noch die höchste Spitze des Kibo empor.

> "Es ist eine Fels- und Eiswelt von einer Erhabenheit, wie ich sie bis dahin nicht am Kilimandjaro gesehen. ... Selbstverständlich mußte ich dort hinauf."

Lager an der Galuma-Höhle (3.643 m), 1898

Aber Hans MEYER ist nun allein. An eine Begleitung durch den kranken Kameraden ist nicht zu denken. Nach langem Verhandeln erklärt sich MUNIFASI bereit, mit bis an das Eis zu gehen, wenn seine Kräfte aushalten – das aber nur nach feierlichem Versprechen, nicht die Gletscher betreten zu müssen, denn

„dort müsse er unfehlbar vor Kälte sterben“.

Von einem Felsturm der Lentgruppe aus scheint der beste Zugang zum mittleren der drei Gletscher gegeben zu sein. Der mittlere Teil des Galumaplateaus[33)], wo das Lager steht, bleibt in diesen Tagen wolken- und nebelfrei. Nach Sonnenuntergang liegen der Kibo wie auch fern im Westen der Meru von einem riesigen Strahlenkranz ihres eigenen Schattens umrahmt. Eine halbe Stunde später leuchtet schon der Vollmond so hell, daß das Kibo-Eis wie blankes Metall funkelt.

> „Am 30. August machte ich mich mit MUNIFASI und fünf Trägern ... frühzeitig zum Kibo auf. Wie jedesmal, wenn wir vom Lager zum Kibo anstiegen, sah die Sache nahe aus. Die ungemein klare Luft, die riesigen Verhältnisses des vulkanischen Baues, die langen einfachen Linien und Flächen, die geringe Gliederung des Geländes und der Mangel eines gewohnten Vergleichsobjektes ... ließen mich immer wieder die Entfernungen weit unterschätzen. Es dauerte wieder anderthalb Tage, bis ich mit MUNIFASI ans Eis kam.“

Am Fuß des Kibokegels, wo der Berg in viel steilerer Kurve anzusteigen beginnt, läßt Hans MEYER sein kleines Zelt neben einer Höhle in 4.350 m Höhe aufschlagen, schickt die Träger mit dem Auftrag, sie am nächsten Mittag abzuholen, ins Lager zurück und bleibt mit MUNIFASI in der steinigen Wüste allein. Am Spät–nachmittag erkundet er mit ihm das Terrain. Leicht ersteigen sie die Höhe des Felsenkessels, vorbei an ganzen Reihen von Felsgemächern, Kammern und Pfei–lergewölben in den Lavawänden. Oben folgen sie dem Lauf einer trockenen Was–serrinne. Sie führt sie über hohe Scherbenhaufen verwitterten Phonoliths, der unter den Füßen vieltönig erklang. So stehen sie nach einer Stunde am Fuße einer Felswand, deren oberer Kante das Gletscherende aufliegt. Hans MEYER sieht, daß er das Ziel über die Felswand kletternd erreichen kann, auch wenn MUNIFASI versagen sollte. Befriedigt kehren sie zum Biwak zurück. Am Feuer vor dem Zelt plauderten sie noch eine Stunde, wobei er an MUNIFASI die Beobachtung macht,

„daß selbst ein so intelligenter Neger wie er an der Hochgebirgsnatur fast ganz interesselos vorübergeht“ *(61)*.

Aber er sieht alles, er erinnert sich an alle schwierigen Stellen, an nützliche Vorkommnisse der Wanderung, an Schluchten, Höhlen, Quellen, Gefahren. Von allem aber, was hier ganz anders ist als im gewohnten Unterland, von Licht und Wolken, Felsen und Eis, bemerkt er nur wenig. Er geht mit dem Bwana, weil er dafür gut belohnt wird, weil es ihm sein Hauptmann befohlen hat und weil er durch die Ausführung dieser Tat in den Augen seiner Kameraden zum Helden wird.

---

33) Von Hans MEYER so benannt, später in Schira (Shira)-Plateau umbenannt.

West-Kibo, 1898.
Rundhöcker unterhalb des DRYGALSKI-Gletschers (4.600 m)

Vor Sonnenaufgang machen sie sich ans Werk. Zum Schutz gegen Eis, Wind und Frost hat sich MUNIFASI mit Tüchern sorglich eingepackt. Wie ein Bergsteiger sieht er allerdings nicht aus. An den Füßen trägt er über den Wollstrümpfen ein Paar gelblederne Schnürschuhe, die Beine stecken in einem Paar Galahosen der preußischen Gardeartillerie; den Oberkörper schützt eine karierte englische Wolljacke und den Kopf ein altes türkisches Fes, das von einem um die Ohren gebundenen Halstuch festgehalten wird. Doch Hans MEYER gewöhnt sich schnell an das groteske Bild und nimmt MUNIFASI bald ganz ernst, denn er findet sich mit Ruhe und großer Gewandtheit in das nie vorher geübte Felsklettern. So kommen sie über Schutt und Fels gut hinauf. Raschelnd fallen geschmolzene Kiesschichten in ein Bachbett. MUNIFASI wird es bei dem ihm unerklärlichen Geräusch unheimlich zu Mute. Er kommt aber schnell auf andere Gedanken, als der Bwana ihn ans Seil bindet und ihm voraus an den vereisten Felsen aufsteigt. Er begreift bald die Handhabung des Eispickels und folgt ohne Zögern. Über Felsen und rutschigen Moränenschutt hinweg stehen sie endlich in fast 4.900 m Höhe an der Stirn des mittleren Westgletschers. Zu Hans MEYERs Freude ist es nun MUNIFASI selbst, der auf die Gletscherzunge hinauf will. Nach einigem Stufenschlagen sind sie oben auf dem neu entdeckten und nun zum ersten Mal von Menschenfuß betretenen Gletscher. Hans MEYER benennt ihn nach seinem verehrten Freund Erich VON DRYGALSKI[34], dem erfahrenen Grönlandreisenden und gründlichen Eiskenner.

[34] Erich VON DRYGALSKI [1865–1949], von 1906 bis 1935 Professor für Geographie in München. Im Februar 1986 stellte ich von der nördlichen Seitenmoräne des DRYGALSKI-Gletschers aus bei Vergleich mit der von Hans MEYER veröffentlichten Aufnahme von 1898 (*»Der Kili-*

Die Sonne strahlt vom dunkelblauen Firmament. Überall rieselt, plätschert und schäumt es. Aber kaum verhüllen Wolken die Sonne, so liegt in kurzer Zeit der Gletscher starr und tot. Auf dem Eis stehengebliebene Brücken, Mauern und Tafeln sind in zahllose, bis 1/4 m hohe Zacken und Säulen zersetzt, und alle diese Schmelzformen folgen der Neigung des Gletschers.

> „Über dieses Eis hinauf den Kibogipfel zu besteigen, ist absolut unmöglich[35)], man würde keine 100 m weit kommen und MUNIFASI war über diese Unmöglichkeit sichtlich erfreut.“ –

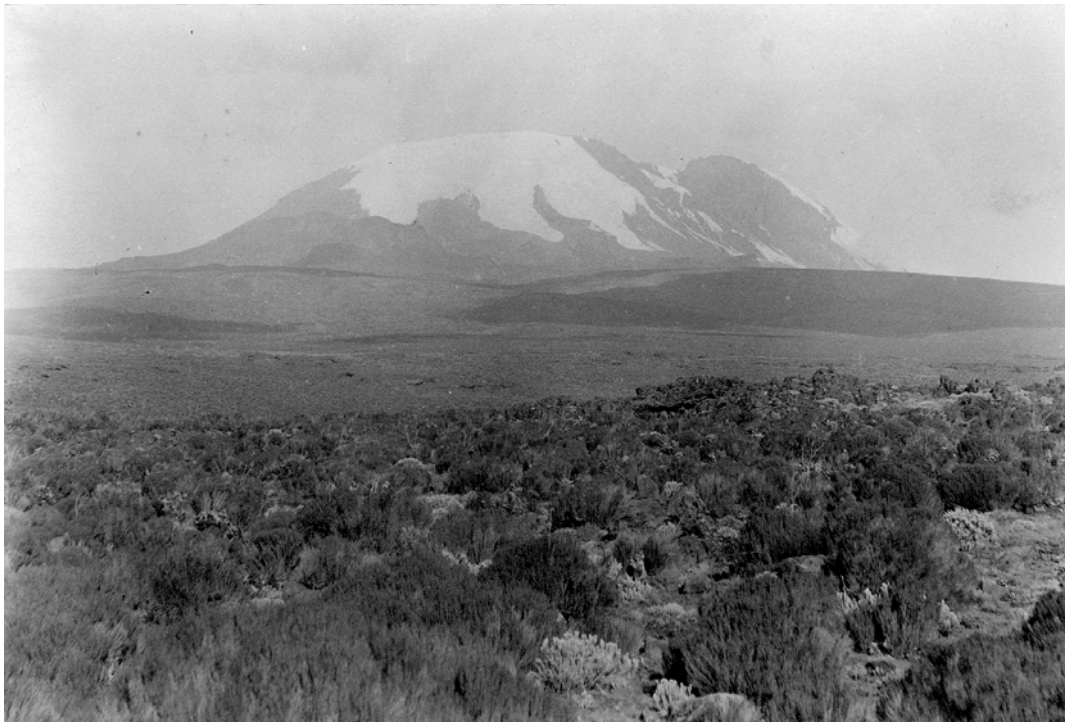
Blickt man von der Gletscherstirn talabwärts hinaus zum Galuma-Plateau, welches riesige Maß von Abschmelzung zeigt sich da! Über dieses weite Terrain mit End- und Ufermoränen, mit Rundhöckern und erratischen Blöcken, haben sich einst die Westgletscher des Kilimandjaro noch stundenweit erstreckt, in eine mindestens 1.000 m tiefere Zone als heute.

Hans MEYER muß an den Rückweg denken. Es ist fast Mittag geworden und er darf nicht die ins Biwak bestellten Träger verfehlen. Er packt MUNIFASI zu seiner Gesteinslast noch einen Brocken Eis auf, dann rutschen sie auf der steilen Seitenmoräne herunter, steigen über ausgezeichnet geschliffene und geschrammte Lavabänke in die Talmulde des nördlichen Westgletschers. An der Galumahöhle wieder angelangt, findet er Ernst PLATZ besser, seine Schwarzen aber in schlechtem Zustand. Die armen Burschen haben in den nebeligen Tagen und kalten Nächten der letzten Woche trotz Wolldecken und stetig brennender Feuer viel auszustehen. Wenn sie sich vor Kälte klappernd dicht ans Feuer kauern, schmoren sie vorne, aber hinten frieren sie. Er kann es ihnen nicht beibringen, sich zwischen zwei Feuer zu setzen. Das haben sie noch niemals getan, und keiner hat je von solchem Brauch gehört. Trotz Frost und Anstrengung sind sie aber immer gutwillig und leistungsfähig geblieben. Nun müssen sie aber wegen Dysenterie und Bluthusten alsbald absteigen, und so eilten sie in wärmender Morgensonne zum Plateaurand des Schirakamms *(62)*. Dort bietet sich wieder eine der großartigen Szenerien des Kilimandjaro. In einer einzigen 20 km langen Abdachung fällt der Schirakamm 2.000 m tief zum westlichen Dschaggaland ab. Sein Südhang ist von zahlreichen Erosionsschluchten zerfurcht und wuchtige Felstürme ragen aus den alten Lavaflüssen empor.

---

mandjaro« [31], nach S. 174) fest, wie sehr die Gletscherstirn nicht nur an Mächtigkeit eingebüßt, sondern auch, wie weit die Zunge sich in knapp 90 Jahren zurückgezogen hatte *[Bearb.]*.

35) Die Oberflächenverhältnisse des DRYGALSKI-Gletschers dürften sich auch durch die Abschmelzung wesentlich geändert haben und ständig ändern, jedenfalls stellten sie sich 1986 im unteren Drittel zwar nicht unschwierig dar, aber doch nicht ungangbar, wie von Hans MEYER beschrieben. Georg KOLBMANN (Mittenwald), Karl EISENHOFER (München) und ich umgingen und durchstiegen die unteren Eisbrüche und erreichten – mit Steigeisen und Pickel, doch im oberen Bereich, wegen der Gefahr des Absturzes der ganzen Seilschaft bei Sturz eines einzelnen, nicht angeseilt gehend – 12 Stunden nach dem Aufbruch vom Hochlager den westlichen Kraterrand *[Bearb.]*.



Westseite des Kibo vom Galumaplateau (3.700 m), 1898.
Von links: CREDNER-, DRYGALKSI- und PENCK-Gletscher

> „Nirgends am Kilimandjaro wächst die stolze Charakterpflanze der baumlosen Hochregion, das Riesenkreuzkraut, Senecio Johnstoni, in so dichten Beständen wie hier.“ –

In der Fortsetzung des Schirakammes nach Osten trifft der Blick die mächtige Westkluft des Kibo. Ihre Firn- und Eismassen bilden den am tiefsten herabreichenden Gletscher. Die Abflußbäche vereinigen sich zum Weru-Weru *(63)*, dem größten Flußlauf des Kilimandjaro, der in einer tief eingefressenen Erosionsschlucht den Barranco nach Süden hin fortsetzt. Wie am Mawensi der große Nordost-Barranco, so ist am Kibo die tiefe Narbe der Westschlucht der auffälligste und eindruckvollste Zug im Antlitz der Beiden.

Von der Höhe des Schirasattels beginnt für die Träger der mühsamste Abstieg der ganzen Reise. Der schmale, kaum erkennbare Pfad zieht erst an einigen der stolzen Felstürme vorbei und geht dann auf den Grat zwischen zwei Schluchten über. Die Träger sind an den schwierigen Stellen äußerst vorsichtig. Ein einziger Fehltritt würde Mann und Last rettungslos in die Abgründe stürzen. Die heraufziehenden Nebel sind nun ausnahmsweise sehr willkommen, denn sie lassen nur die nächste Umgebung sehen und verbergen drohende Gefahren. Vier Stunden wandern sie auf dem schmalen Scheiderücken zwischen zwei 600 m tiefen Erosionsschluchten.

Die Leute sind durstig, aber das Wasser ist unerreichbar im Grund der Schluchten. Erst unterhalb des Urwaldes wird das Bachbett zugänglich. Zu sehen

ist nichts als Wald und der Vordermann und zu hören nichts als das Geräusch der Schritte und Atemzüge. Stumm wie diese ganze Natur werden auch sie. Nur einmal hören sie das Schnauben und Durchbrechen von Elefanten. Eine sehr überraschende und erfreuliche Unterbrechung ist in dieser Wildnis das plötzliche Erscheinen von zwei Askari und einigen Trägern, die ihnen Hauptmann JOHANNES mit Briefen und allerlei guten Dingen entgegengeschickt hatte. Für die ermüdeten Leute bringt diese Begegnung große Freude und auch Hans MEYER ist sie durch Briefe von daheim zuteil.

„10.8.98

Liebster, bester Schatz!
Endlich habe ich den so lang und heiß ersehnten ersten Brief aus Tanga von Dir erhalten und bin glücklich, nun etwas Genaueres über Dein Befinden zu wissen. Indessen wirst Du bei meinem gefürchteten Nebenbuhler, Deinem geliebten Kilimandjaro, sein! Daß Deine alte Afrika-Energie mehr denn je vorhanden ist, kann ich mir lebhaft vorstellen.“

In welch’ verschiedenen Welten bewegte sich während solcher Trennung das hindernisreiche Leben des Forschers und das seiner Frau, die aus der behüteten Heimat in diesem Briefe ihrem Manne wünschte:

„Genieße nur alles in vollen Zügen. Ich wollte, ich könnte auch einmal so aller Cultur entrinnen!“

In den langen Wochen, die dieser Brief unterwegs war, hatte ihr Mann bereits den größten Teil seiner Aufgaben, Freuden und Nöte hinter sich gebracht.

Am 2. September schlagen Hans MEYER und seine Gefährten zum ersten Mal wieder nach 17-tägiger Wanderung durch Wildnis, Kälte und Eis ihre Zelte im herrlich milden Klima von Kibonoto unter Bananenhainen bei friedlichen Dschaggas auf. So sind seine Reisen auf den nördlichen und westlichen Seiten des Gebirges beendet. Sie haben sich als reich an neuen Entdeckungen erwiesen. Ernst PLATZ hat trotz seiner Krankheit eine gute Ausbeute an Skizzen und Aquarellstudien mitgebracht.

Die Landschaft Kibonoto ist die westlichste der damals 38 Dschagga-Staaten. Westlich von ihr beginnt wieder das Reich der Massai. Sie stehen zu den Dschagga im Verhältnis eines bewaffneten Friedens. Wo der dichte Dornbusch keinen natürlichen Grenzschutz gewährt, haben die Dschagga mit enormer Mühe einen oder zwei nebeneinander herlaufende Gräben von 15 m Tiefe und 10 m Breite ausgeschachtet und die Übergänge der Pfade mit starken, niedrigen Knüppeltoren befestigt. Außerhalb der Landesgrenze ist jeden zweiten Tag auf offenem Platz Markt mit den Massai, den nur die Weiber und Kinder besuchen dürfen. Die Feldfrüchte der Wadschagga werden gegen Fleisch, Milch, Häute und Steppensalz ausgetauscht. Man sieht in Kibonoto, wie zum Teil auch in den südlichen Dschaggalandschaften bis nach Marangu hin, viele Massaikinder, die von ihren Eltern aus Hunger verkauft wurden. Sie erweisen sich größtenteils als sehr anstellig und werden auch von den Europäern gern in Dienst genommen.

> „In dieser herrlichen Landschaft hat seit 1889 auch die europäische Kultur in ihrer lautersten Gestalt Fuß gefaßt.“

Die Leipziger evangelische Mission beginnt ihre Arbeit mit Ernst und Energie. Wenn die Mission mit der Verkündung christlicher Lehre und Sitte auch die materielle Kultur der Eingeborenen hebe, werde der Erfolg nicht ausbleiben, denn der Neger sei durchaus Positivist. Das Predigen allein tue es bei ihm nicht, sondern die Erziehung zum tüchtigen Menschen müsse damit Hand in Hand gehen, meint Hans MEYER.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Kibonoto sieht er, daß er seine Leute bald wieder fortführen muß, wenn sie nicht am Übermaß ihres Genießens Schaden leiden sollen. Zu ihrem Kummer bricht er schon am 4. September nach Osten auf. In Madschame und Kiboscho lassen es die Bewohner an nichts fehlen, um ihnen ihre Freude kundzutun und von Hans MEYER Baumwollstoffe und Perlen zu gewinnen. An jeder Grenze steht der Landesfürst mit Hofstaat und Leibgarde, um sie mit einigen großen Kübeln Pombe zu begrüßen. Die Leute geraten in die höchste Begeisterung über diese paradiesischen Gefilde. Und paradiesisch ist der südliche Kilimandjaro in der Tat:

> „Dieses milde Klima in einer großen Natur; dieses liebeswürdige, fleißige Volk; diese prachtvollen saftgrünen Bananengärten, über die als gewaltiger gegensätzlicher Hintergrund der weiße Eisdom des Kibo zum blauen Himmel ragt; dieser sorg-

Häuptling MLELIA von Kiboscho mit Frauen und Kriegern vor seinem Haus, ca. 1898

> fältige, durch ein erstaunliches System künstlicher Bewässerungsanlagen geförderte Hackbau des Bodens; dieser hohe Gewerbefleiß der Eingebornen, in dem besonders die Waffen ein Zeugnis für ihre Eisenbearbeitung ablegen; diese Ordnung und Sauberkeit der Wohnhütten, Plätze und Wege, und tausend andere Züge gruppieren sich zu einem Gesamtbild, wie man es in Ostafrika nicht wieder findet.“

Vor neun Jahren wurde der Forscher an der Grenze mißtrauisch empfangen und mußte in umständlicher Zeremonie erst Blutsbrüderschaft mit dem Gesandten schließen, ehe man ihn einließ. Heute kommt ihm der Fürst SCHANGALI mit Gefolge freundlich und sicher entgegen und führt ihn ohne Umstände zum schattigen Lagerplatz, wo schon alles vorbereitet ist, was eine lagernde Karawane braucht.

In Madschame findet Hans MEYER wieder heimatliche Post vor:

> „4.9.98
>
> Mein liebstes ungetreues Herz!
> Noch habe ich keinen Brief vom Kilimandjaro, und doch wird dieser wohl der vorletzte sein, den ich nach Afrika sende, da Dich später wohl keiner mehr auf dem Festland antrifft. Hoffentlich verschiebst Du Deine Rückkehr nicht. Wie mag es Dir indessen ergangen sein? Ob Du das Gewollte erreicht hast? ... Nur noch ein Brief! Dann kommst Du mir wieder näher.“

Hauptmann JOHANNES hat einen breiten Weg durch die südlichen Dschaggalandschaften angelegt. Nach Überschreiten der tiefen Schlucht des Weru-Weru und durch ein weithin unbesiedeltes Zwischengebiet erreichen sie Kiboscho. Die einst kultivierten Strecken sind durch die langen Kriege, die der Häuptling SINNA mit seinen Nachbarn führte, von den Bewohnern verlassen und vom wilden Waldwuchs erobert worden. Jetzt, in dem vom deutschen Regiment hergestellten Frieden, rücken von beiden Seiten wieder die Wadschagga in diese neutrale Zone vor und besiedeln sie von neuem. Aber noch ist ein 2½ Stunden breiter Waldstreifen Tummelplatz der Elefanten, denn nirgends können sie so bequem und ungestört zur großen Urwaldregion hinaufgelangen.

Eingehend befaßt sich Hans MEYER mit dem Wasserbau der Wadschagga. Die künstliche Bewässerung ist in Kiboscho zu höchster Vollkommenheit entwickelt worden. Das Geäder zahlreicher Gräben ist sorgfältig nivelliert, so daß das Wasser sich weder stauen noch den Boden fortschwemmen kann. Mit Steinen, Ästen und Flechtwerk wird nicht selten ein Kanal über den anderen geleitet oder über Schluchten weitergeführt. Zwei bis drei Kilometer lange Leitungen sind nichts Besonderes; es gibt sogar solche von sechs, ja acht Kilometer Länge. Und diese kunstvollen Bauten werden mit keinem anderen Hilfsmittel ausgeführt als dem, das jedem ostafrikanischen Neger zur Bodenbestellung dient: mit der kurzen Handhake, die hier freilich von einer mehr als durchschnittlichen Negerintelligenz, von fleißigem Willen und von langer Erfahrung geführt wird. Das alles

erfordert ein kompliziertes System des Wasserrechtes. Wenn aber das Machtwort des Häuptlings nicht kurz entschiede, gäbe es immer wieder Streit. In dieser Intensität der Bodenbestellung wird der Hackbau aus seiner primitiven Form fast zur höchsten gebracht, zum Gartenbau.

> „Wer vor der Kultur des 'wilden' Negers noch keinen Respekt hat, der bekommt ihn in Kiboscho."

Die Unerschöpflichkeit der Kibogewässer ist aber nur scheinbar. Denn der Wasserverbrauch ist so groß, daß im Unterlauf die Flüsse zuweilen ganz austrocknen. Darin liegt eine naturgegebene Beschränkung der Zunahme von Bodenbestellung und Bevölkerung. Mit dieser Tatsache müssen auch die Projekte europäischer Besiedelung rechnen.

Da Hans MEYER nicht in der Häuptlingsboma lagern will, wird er mit seiner Karawane in der katholischen Mission untergebracht. Mit wohltuender Herzlichkeit empfängt ihn das Stationshaupt, und so kann er für einige Tage die Annehmlichkeiten einer europäischen Häuslichkeit genießen. Die Mission gehört den französischen *Schwarzen Vätern*.

> „Père ROHMER ist ein Elsässer von kerndeutscher Art, stark an Körper und Geist, offenherzig, liebenswürdig, energisch, praktisch."

Seit neun Jahren ist er in Ostafrika, hat die drei Stationen Bura, Kilema und Kiboscho gegründet und Kiboscho zum blühendsten Missionsanwesen am Kilimandjaro gemacht. Das stattliche steinere Missionshaus mit zwei Stockwerken und ringsumlaufenden Veranden haben die Missionare mit ihren Zöglingen selbst gebaut. In den großen terrassierten bewässerten Gärten arbeiten die Missionsjungen von früh bis abends. – Im schattigen Garten der Mission, entfernt vom Lärm der Karawane, findet Hans MEYER ruhige Stunden zum Arbeiten. Gerne würde er noch bleiben, aber seine Aufgaben am oberen Kilimandjaro sind noch nicht erfüllt: Wie sieht der geschlossene Eismantel aus, den er täglich über sich blinken sieht und der sich hier breiter und tiefer herunter erstreckt als auf irgendeiner anderen Seite des Gebirges?

Am Tage vor dem Aufbruch bricht Ernst PLATZ von neuem mit schwerem Fieber zusammen. Da erbietet sich Pater ROHMER, Hans MEYER zu begleiten. Er findet an diesem prächtigen Mann, den er vom ersten Tage an schätzen gelernt hat, einen vortrefflichen Kameraden. Das erste Ziel ist eine Nyumba ya Mbassa (Haus des Mbassa) genannte Höhle in 3.000 m Höhe am Oberrand des Gürtelwaldes. Es ist ein zwölfstündiger Marsch durch pfadloses Dickicht auf waldigen Steilrücken zwischen tiefen Erosionsschluchten und durch nebeltriefenden Urwald. Man hört von den Abgründen her das Wasser in der Tiefe rauschen. Kein Tier regt sich in dem halbdunklen Dickicht, nur ein paar hoch über den Wipfeln hinflatternde Nashornvögel schreien erschreckt auf, als sie die Rufe aus der Kolonne hören. Die Wanyamwesi-Träger bringen wieder fast Übermenschliches an Kraft und Ausdauer auf.

> „Kein anderer Stamm würde dies vollbringen können, am allerwenigsten beladene Europäer."

Eine unliebsame Überraschung soll nach dieser Gewaltleistung aber nicht fehlen. Der Häuptling MLELIA hatte zugesagt, zur Höhle Lebensmittel vorauszuschicken. Sie waren nicht eingetroffen. Die Proviantkolonne muß am nächsten Tage heraufgeholt werden. Dann erst können die beiden Europäer mit fünf Trägern und dem unentbehrlichen MUNIFASI weitersteigen.

Der weite Weg zu den Südgletschern macht noch ein Zeltbiwak nötig. Die Träger werden zurückgeschickt. MUNIFASI baut sich unter einem Felsen ein warmes Nest. Ericinella-Büsche lieferen ihm Brennmaterial gegen den Nachtfrost. Noch vor Morgen weckt lautes Schreien die beiden Europäer. Sie stürzen aus dem Zelt und sehen eine hohe Lohe aufzüngeln. Das trockene Buschwerk steht in Flammen. Hans MEYER reißt gleich das Zelt nieder und zu dritt schlagen sie mit Stöcken und Ästen auf die brennenden Büsche und können so des gefährlichen Elementes Herr werden. Seine Pflanzensammlung vom südlichen Hochgebiet wird aber doch ein Raub der Flammen. Auch der Kartoffelsack ist verbrannt, sein Inhalt hat sich in die schönsten Röstkartoffeln verwandelt.

Mit Sonnenaufgang sind Pater ROHMER und Hans MEYER auf dem Weg, MUNIFASI bleibt allein zurück. MEYER ist freudig überrascht, wie gut sein Begleiter in dem mühevollen Moränengelände aushält, bis sie vor der Stirn des ersten Gletschers stehen. Die ganze Südseite des Kibofußes umgürtet eine lange Reihe von hohen und breiten Schuttkegeln, auf denen alle vom oberen Eisdom kommenden Gletscherzungen hoch über ihrem Standpunkt fußen. Vom südlichen Unterland her waren ihm diese weißen Zungen immer als Firnstreifen erschienen. Jetzt geben sie sich als solide Eisströme zu erkennen, die vom Südtal bis zur Riesenschlucht des oberen Weru-Weru in grandioser Parade vor ihnen liegen. Sie alle hängen mit der oberen Kibo-Eishaube direkt zusammen und regenerieren sich aus Eiskaskaden, die von vielschichtigen, klarblauen, 60 und mehr Meter hohen Eiswänden abbrechen und über schroffe Felsstufen auf die Zungen herabstürzen. Hans MEYER kann es sich nicht versagen, auch auf der Südseite des Kibo wenigstens eine seiner Gletscherzungen zu betreten. In dem spröden splitterigen Eis hat er Mühe mit dem Stufenschlagen, aber dann finden sie seitwärts am Felsen fördernde Griffe, so daß sie bald auf die Zunge hinaufkommen (4.800 m). Aber das Donnern einer Eislawine gemahnt sie an die Gefahr ihrer Situation.

Die breite Zone alter glazialer Bildungen, die bis 3.700 m hinabreichen, zeigt, daß ein Rückgang der Gletscherströme auch hier an der Südseite in großem Maße stattgefunden hat. Der Kilimandjaro ist einst bis mindestens 3.800 m Höhe hinab von Eis bedeckt gewesen. Vom Mt. Kenya werden ähnliche Beobachtungen mitgeteilt, und mit ihnen harmonisiert eine ganze Reihe anderer Erscheinungen von relativ geringem geologischen Alter. Die Folgerungen, die sich daraus für unsere Auffassungen von den Eiszeiten ergeben, besonders von solchen in der Tropenzone, scheinen Hans MEYER weitreichend genug, um die Erkenntnis der einstigen großen Kibovergletscherung für das wichtigste Ergebnis seiner diesmaligen Expedition zu halten. Außerdem hatte er in wenigen Wochen neun bisher unbekannte Gletscher gefunden, zum Teil bestiegen und untersucht und die topographische

Aufnahme des Kilimandjaro auf den noch nicht kartierten Ost-, Nord- und Westseiten des Gebirges ausgeführt.

Mit müden Gliedern, aber in gehobener Stimmung kommen sie noch vor Nachteinbruch im Biwak an, gerade recht,

> „um uns mit MUNIFASI zu einer von ihm eben vollendeten wundervollen Kartoffelsuppe ans Feuer zu setzen. Da für den nächsten Tag nur der Abstieg bevorstand, ... saßen wir in der sternklaren kalten Nacht außergewöhnlich lange am wärmenden Erikafeuer und sprachen über den Kilimandjaro und Ostafrika, über Gott und die Welt. Es ist seltsam, wie schnell sich in solcher Situation, dem Treiben der Menschen entrückt wie auf einem anderen Planeten und einander genähert durch gemeinsame Errungenschaften harter Anstrengung, verwandte Seelen finden. ... Da saßen nun ein in strenger Zucht herangebildeter katholischer Glaubensbote und ein in evangelischer Freiheit aufgewachsener Naturforscher, die sich vor einer Woche zum ersten mal in ihrem Leben gesehen hatten, und waren doch einander in aufrichtiger Freundschaft zugetan, als kennten sie sich seit Jahrzehnten." –

Der Gedanke, daß dieses das letzte Höhenbiwak seiner diesmaligen Expedition sei, macht Hans MEYER den Abschied vom Kilimandjaro, von „seinem Berg" und von „seinen Gletschern" schwer. Am nächsten Nachmittag ziehen sie in der Mission ein. Ihre Bergbesteigung erregt überall großes Aufsehen. Alle, Häuptling, Gefolge und Volk, strömen auf die Wundermär zusammen, um ein mitgebrachtes Stück Eis, der fragwürdigen weißen Substanz, die sie tagtäglich aus der Ferne sehen, zu befühlen, anzustaunen und nach Negerart zu belachen. Die beiden Europäer aber ziehen eine praktische Konsequenz daraus. Hans MEYER holt die letzte kleine, für Krankheitsfälle mitgenommene Flasche *Matthäus Müller* hervor,

> „und zum erstenmal seit der Kilimandjaro steht, wurde an seinem Fuß auf Kibo-Eis gekühlter deutscher Schaumwein getrunken, zum Wohl der deutschen Kolonie und ihrer geographischen Erforschung."

Der Geograph Hans MEYER hatte sich nie auf sein engeres Fachgebiet beschränkt. Neben der allgemeinen Morphologie und Tektonik, neben Vulkan- und Gletscherkunde, und besonders eiszeitlicher Forschung, waren Flora und Fauna stets Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Dem schwarzen Menschen, vor allem dem Volk der Dschagga, in deren Mitte er wieder monatelang gelebt hatte, widmete er in seinem Werk *»Der Kilimandjaro« [31]* besonderen Raum:

Der Abhängigkeit von den geographischen Gegebenheiten ist auch der Mensch unterworfen, je mehr er noch unter ihren unmittelbaren Einwirkungen lebt. Die Landesnatur mit ihrer Zerrissenheit und den großen Höhendifferenzen nötigten die Menschen zu ausgiebiger körperliche Betätigung, die dem Mdschagga eine hagere, eckige Statur und eine Leistungsfähigkeit verlieh, welche die des

Küstennegers oder Europäers weit übertrifft. Nur die stämmigen Wanyamwesi waren ihnen überlegen. Zu der Bedürfnislosigkeit der Wadschagga kam noch eine außerordentliche Abhärtung durch die großen Temperaturschwankungen des Gebirgslandes. Wenn die dem Tiefland entstammenden Träger Hans MEYERS in der alpinen Region trotz Wolldecken kältezitternd um die Feuer hockten, standen die Wadschagga nackt daneben und trieben ihre Späße.

> „Alle diese Einflüsse des Landes und des Lebens haben die aus der Urheimat mitgebrachte Beanlagung modifiziert und die spezifische Dschaggavarietät des ostafrikanischen Negercharakters geschaffen, in dem viele Gegensätze nahe bei einander wohnen: Der Mdschagga ist lebhaft, aber sinnlich; heiter, aber unzuverlässig; freundlich, aber lügnerisch; selbstbewußt, aber eitel und mißtrauisch; impulsiv, aber zänkisch und gewalttätig; klug, aber durchaus materiell. Sehr bezeichnend für den nüchternen Realismus seiner Geistes- und Gefühlshaltung ist es, daß die Kunst in seinem Leben eine so geringe Rolle spielt ...“ *(64)*.

In der äußeren Ausstattung seines Daseins, in der Art seiner Hütten, Geräte, Waffen, Kleidung, zeigt sich sein praktischer Sinn, aber er hat auch Gefühl für die Gefälligkeit der Form, für die Güte des Materials und die technische Vollkommenheit. Wo plastische Darstellungen aus der Tier- und Pflanzenwelt einschließlich des Menschen vorkommen,

> „überrascht uns die Seltenheit des Falles und die Rohheit der Ausführung.“

Dieses Urteil entspricht damaliger europäischer Sicht.

> „Wie mit der bildenden Kunst, so ist es auch mit der Musik und Poesie sehr dürftig bestellt. Und ebensowenig ziehen die religiösen Vorstellungen der Wadschagga aus der Eigenart der Gebirgsnatur des Kilimandjaro belebende Nahrung. Die Verehrung der Sonne als des guten, Wärme und Fruchtbarkeit spendenden Gottes, der Kultus der bösen Geister (der Verstorbenen) und anderes ist in Ostafrika nicht den Wadschagga allein eigentümlich und hat keine innere kausale Beziehung zu der Natur des Berglandes. Dieser Mangel hat jedenfalls seinen Grund darin, daß das Hochgebirge dem Dschaggaland viel zu fern ist, als daß seine Schrecken einen tiefen Eindruck machen könnten. Nur äußerlich besteht insofern eine Beziehung zu den religiösen Vorstellungen, als man den Kibo für den Wohnsitz der Geister der verstorbenen Männer, den Mawensi für die Behausung der verstorbenen Weiber ansieht und demgemäß die Toten mit dem Gesicht nach dem entsprechenden Hochgebirgsgipfel hin begräbt. Für diese Auffassung der beiden Berggipfel als Geisterwohnung wird ihre Unnahbarkeit, ihre gewissermaßen überirdische Ferne, den Grundgedanken abgegeben haben.“

Dem Eindringen europäischer Zivilisation steht Hans MEYER mit Zurückhaltung gegenüber. Insbesondere mahnt er die christlichen Zivilisatoren, nicht zu schnell das Naturvolk der Wadschagga aus seiner hergebrachten Vorstellungswelt und den engen und einfachen Bindungen an seinen Lebensraum herauszulösen.

„Das hat noch jedem primitiven Naturvolk Unheil gebracht."

Aber bei einfühlendem Vorgehen spricht Hans MEYER dem Volk der Dschagga eine aussichtsreiche kulturelle und zivilisatorische Entwicklung zu.

„Gute Anlagen dafür haben die Stämme am Kilimandjaro."

Andererseits kann Hans MEYER in seinem grundlegenden Werke *»Der Kilimandjaro« [31]* mit Recht sagen:

> „Daß wir kolonisieren können, haben wir in den wenigen Jahren unserer Kolonialgeschichte bewiesen. Tatsächlich hat kein anderes kolonialisierendes Volk in so kurzer Zeit so viel Gutes zu stande gebracht, wie Deutschland trotz großer Schwierigkeiten und mancher mißglückter Experimente in Ostafrika. Ich kenne einen großen Teil der portugiesischen, spanischen, holländischen und englischen Kolonien, ich habe unser ostafrikanisches Schutzgebiet in den ersten Anfängen deutscher Besitznahme bereist und nun nach elf Jahren wieder in seiner heutigen Entwicklung gesehen: Es geht mit festen, sicheren Schritten vorwärts ..." *(65)*.

Wie schon die früheren Unternehmungen Hans MEYERS, so hatten auch die Leistungen und Ergebnisse dieser vierten ostafrikanischen Expedition seinen Ruf weiter gefestigt, ja gesteigert. Ehrungen und Titel wurden ihm zuteil. Mehr wogen für ihn die Urteile der Fachwelt. Anfang 1900 erschien nach vorangegangenen Teilberichten seine große Monographie über den Kilimandjaro, ein noch heute klassisches Werk. Dazu einige Auszüge aus den zahlreichen Zuschriften:

Ein sehr gewichtiges Urteil fällte der damals auf dem Gebiete der Eiszeitforschung führende Albrecht PENCK:

> „Mit größtem Interesse habe ich gelesen, was Sie über die Eiszeit in den Tropen geschrieben haben. Die Frage beschäftigt mich seit mehr als 15 Jahren, und ich kann nur sagen, daß ich Ihren Ausführungen Punkt für Punkt beipflichten muß ... Sie haben nicht nur schöne Beobachtungen selber gemacht, sondern auch in der Literatur ein überaus reiches Material gesammelt, das ich kaum zu ergänzen wüßte. Alles aber haben Sie in einer ganz vorzüglichen, lichtvollen und überzeugenden Weise verarbeitet, so daß ich Sie nur zur ganzen Leistung beglückwünschen kann."

Nicht weniger positiv äußerte sich der bedeutende Schweizer Geologe und Glaziologe Albert HEIM. Der Wiener Geologe Eduard SUESS gratulierte:

> „Meinen Glückwunsch zu Ihrer letzten Arbeit über den Kilimandjaro! Denn der definitive Nachweis einer tropischen Glazialzeit beseitigt endlich für immer die kleinen Aushilfsmittel und weist diese klimatischen Phasen ebenso definitiv – wie Sie mit Recht sagen – einer allgemeinen kosmischen Ursache zu.“

Friedrich RATZELS Eindruck ist nicht geringer:

> „... Ich habe den Gletscherabschnitt gelesen und bin schon jetzt überzeugt, daß Ihr Buch mir und vielen Anderen zu lernen und zu denken geben wird. Sie haben hier ein monumentales Werk errichtet, das nicht bloß durch seinen wissenschaftlichen Wert Schätzung erringen wird.“

Eine überaus treffende Formulierung fand der Geologe und Geograph Ferdinand FREIHERR VON RICHTHOFEN, hervorragender Asienkenner und Erforscher Chinas. Er begrüßte den 25 Jahre Jüngeren:

> „Verehrter Freund!
> Eben habe ich Ihr Prachtbuch aus der Hand gelegt ... Sie haben nicht nur dem monumentalen Bergriesen, sondern auch sich selbst ein Monument gesetzt. Es ist wohl kaum die Erforschung eines hervorragenden Berges oder Gebirges so mit dem Namen und der Tätigkeit eines einzigen Mannes verknüpft gewesen, wie es dem Kilimandjaro geschehen ist. ... Für Vulkan- und Gletscherforschung wird das Werk eine Fundgrube sein. ... Ich habe mich Ihrer scharfen Beobachtungen und klaren Darstellungen erfreut, und so empfangen Sie, verehrter Freund, meinen herzlichen Dank für die wundervolle Gabe.“

Der so Geehrte schreibt daraufhin an seine Frau:

> „Geistig erfreue ich mich am meisten an den zahlreichen Zuschriften, die ich aus Anlaß meines ’Kilimandjaro’ von hervorragenden Geographen bekomme. RICHTHOFEN, der stolzeste von allen, ist so voll wissenschaftlicher Anerkennung, daß ich mich beim Lesen seines langen Briefes wirklich rot werden fühlte.“

Wesentlich später urteilt der mehrmals am Kilimandjaro tätig gewesene Fachwissenschaftler Prof. W. CARLÉ über den Verleger-Forscher Hans MEYER:

> „Es wäre ungerecht, wenn man nicht (neben der bergsportlichen Leistung) ebenfalls die reichen wissenschaftlichen Erkenntnisse beleuchten würde: Vor ihm ist keiner so lückenlos um das Bergmassiv herumgewandert ... Keiner hat so viel beobachten können wie er.“

Erst die englischen Forschungen ab 1940 haben wesentliches Neues erbracht.

IX.

Koloniale Erkenntnisse

und Richtlinien

Es kann nicht Aufgabe dieses Kapitels sein, die Geschichte des einstigen Schutzgebietes Deutsch-Ostafrika in ihrer Vielfältigkeit, ihren positiven, wenn auch anfangs oft negativen Zügen wiederzugeben. Nur Hans MEYERs Einstellung zu den Problemen der Kolonialzeit und sein Einfluß auf diese Ära ist hier das Thema.

Seine Forschertätigkeit war seit 1903 für längere Jahre abgeschlossen. Was sich schon während der Weltreise in vergleichender Beobachtung und Kritik der Kolonien anderer Nationen im Keime angedeutet und in seinen vier ostafrikanischen Expeditionen immer mehr entwickelt hatte, beherrschte von jetzt ab – neben der Arbeit im *Bibliographischen Institut* – sein Interesse und seine Arbeitsrichtung: Kolonialpolitik auf wissenschaftlich-landeskundlicher Grundlage. Ihr Ziel war die Erschließung der Kolonie für weiße und schwarze Siedler, soweit das die noch weiterhin zu erforschende Natur des Landes zuließ, und die zivilisatorische und kulturelle Hebung der eingeborenen Bevölkerung.

Der Knabe hatte die Entstehung des neuen Deutschen Reiches miterlebt, der Heranwachsende dessen Entwicklung zur Großmacht und der junge Mann den Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte. Rußland und die USA fanden durch die Gunst ihrer Lage kolonialen Boden gleichsam vor ihrer Haustür, im eigenen Erdteil, die anderen europäischen Mächte nur in Übersee. Sie mußten, aus damaliger Sicht, Kolonien besitzen, um volle Weltgeltung zu haben und im Hinblick auf erhoffte wirtschaftliche und kulturelle Wirkungsmöglichkeiten. Insofern war Kolonialpolitik für Hans MEYER auch Weltpolitik, allerdings nicht im Sinne eines weltumspannenden Imperialismus, wie ihn das britische Kolonialreich verkörperte. Die kleinen, im pazifischen Ozean verstreuten Insel-Kolonien konnten ihm nicht so wertvoll erscheinen, wie das von anderer Seite für sie angenommen wurde.

Bei dem großen Interesse, das manche Kreise der deutschen Öffentlichkeit an den jungen Kolonien nahmen, war es begreiflich, daß er – als die heimatlichen Verhältnisse ihn 1887 forttrieben – sich einer von ihnen zuwandte. Ostafrika war für ihn durch den Kilimandjaro ein Gebiet besonderer Anziehungskraft.

Nach den überwiegend geographischen und glazialen Forschungen auf seinen drei Expeditionen von 1887, 1888 und 1889 zeigte ihm die von 1898 – nach neunjähriger Abwesenheit – die Erfolge, die in Deutsch-Ostafrika, trotz Fehlens einer klaren systematisch durchzuführenden Grundkonzeption bei den Heimatbehörden, völliger Unkenntnis afrikanischer Verhältnisse in der Heimat sowie bürokratischer Hindernisse, vom örtlichen Gouvernement erreicht worden waren: Fortschritte, die auch der eingeborenen Bevölkerung zugute kamen. Er sah aber auch, was nottat.

Die Expedition von 1898 hatte Hans MEYERs Auffassung von den Aufgaben einer Kolonialmacht endgültig gefestigt. Als Erster erhob er die Forderung nach einem auf lange Sicht abgestellten kolonialen Programm, nach einer systematischen Klärung aller Entwicklungsmöglichkeiten. Dafür mußten die Öffentlichkeit

wie auch amtliche Stellen interessiert werden. In diesem Sinne hat Hans MEYER mit zäher Energie und unermüdlicher Tatkraft bis zum Verlust der Kolonien gewirkt.

Im Jahre 1900 stellte er die in Berlin erscheinende Zeitung *»Tägliche Rundschau«* in den Dienst der kolonialen Idee. In den zehn Jahren seiner Führung hat dieses angesehene Blatt in weit über hundert Aufsätzen, Stellungnahmen und Besprechungen für seine Auffassungen geworben und die Auflage verdreifacht. Im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen Werk *»Das Deutsche Kolonialreich«*[36] *[36, 37]* meint er, dass „ohne landeskundliche Kenntnis koloniale Arbeit ein bloßes Experimentieren“ sei.

> „Erst wenn wir die natürlichen Kräfte des Landes und ihre gegenseitige Bedingtheit, ihr Aufeinanderwirken kennen, kann die koloniale und vor allem die kolonialwirtschaftliche Arbeit planvoll und erfolgreich sein.“

Den häufig gegen die deutsche Regierung erhobenen Vorwurf, sich nicht der deutschen Auswanderung in die Kolonien genügend anzunehmen, lehnte Hans MEYER als Verkennung der dortigen Verhältnisse weitgehend ab. Die Einwanderung Deutscher könne für eine Kolonie in den Tropen nur eine ganz untergeordnete Bedeutung haben. Die wichtigste Aufgabe sei die Mehrung der eingeborenen Bevölkerung und die Erhaltung und Hebung ihrer eigenen einheimischen Kultur.

> „Ich habe diesen Standpunkt schon früher immer vertreten und bestehe immer fester darauf, je besser ich Ostafrika kennen gelernt habe. Die urwüchsige, aber großenteils noch latente Arbeitskraft des Negers ist der Reichtum Ostafrikas. Um diesen Schatz zu des Landes und unserem eigenen Besten zu heben, dürfen wir den Neger keinesfalls europäisieren wollen, denn das gibt nur Zerrbilder. Wir müssen ihn innerhalb seiner eigenen Kulturentwicklung fördern, in der gerade der Ostafrikaner mit gesundem Instinkt alle ihm nicht gemäßen Kulturelemente zurückgewiesen hat. Bei seinem konservativen Charakter würden wir ihn sonst gewaltsam vom Mutterboden lösen, ihn aus seiner Eigenentwicklung herausreißen. Solche Einstellung würde sich auch mit einer vernünftigen Christianisierung vertragen.“

Klingen in diesen Richtlinien nicht die Grundzüge des 60 Jahre später erhobenen Prinzips der „Négritude“ Léopold Sédar SENGHORS (Senegal) an, das dem schwarzen Menschen in der Begegnung mit dem Europäertum seine Eigenständigkeit, sein Selbstvertrauen und damit auch seiner Würde als ein anderer Vertreter des Menschentums zurückgibt?

---

[36] *Das Deutsche Kolonialreich. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete.* Leipzig und Wien 1909. 1. Band: *Ostafrika und Kamerun [36]*; 2. Band: *Togo, Südwestafrika, Schutzgebiete in der Südsee und Kiautschougebiet [37]*.

Nachdem seit 1907 durch Bernhard DERNBURG als Staatssekretär des endlich gegründeten Reichskolonialamtes ein frischerer und sachgemäßerer Zug in die heimatlichen Behörden gekommen war, übernahm sein Nachfolger Dr. Heinrich SOLF[37)] Hans MEYERs Formulierung fast wörtlich:

> „Es gilt nicht die Eingeborenen zu Europäern zu machen. Das wäre aussichtslos und in der Absicht falsch. Das Ziel kann nur sein, eine bodenständige Kulur höheren Grades heraufzuführen."

Alles das entspricht dem heutigen Gedanken, daß wahre Entwicklungshilfe auch eine Hilfe zur Selbsthilfe der Entwicklungsländer sein muß.

Zur kulturellen Förderung der Eingeborenen war damals zuerst eine durchgreifende Befriedung des Schutzgebietes nötig, das fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich war. Mit ihren Stammeskämpfen, Raubzügen und Sklavenjagden waren sich die Eingeborenen untereinander der größte Feind. Der Einfluß der christlichen Missionen war für diese Befriedung von großer Bedeutung, wenn auch machtmäßiges Eingreifen nicht immer zu vermeiden war. Erziehung zu vorausschauender Arbeit war eine ebenso wichtige wie schwierige Aufgabe, damit die Eingeborenen von den Wechselfällen der tropischen Natur mit ihren guten oder schlechten Erntejahren unabhängiger würden. Und schließlich war die Bekämpfung der Seuchen nötig, die Mensch und Vieh dezimierten und denen die Naturkinder wehr- und hilflos ausgeliefert waren. Die amtliche Bezeichnung *Deutsche Schutzgebiete* hatte einen doppelten Sinn: Schutz weißer Siedler und Missionare und Schutz der Eingeborenen vor der Ungunst der Lebensbedingungen und voreinander. Dazu kam in den ersten beiden Jahrzehnten der Kolonie aber auch Schutz der schwarzen Landeskinder vor unangebrachten oder harten Maßnahmen weißer örtlicher Beamter wie auch vor anmaßenden Forderungen weißer Siedler, die damals nicht selten als Abenteurer herausgekommen waren. Derartiges wurde später mit aller Schärfe zurückgewiesen.[38)]

Schon lange war Hans MEYER Vorstandsmitglied der *Deutschen Kolonialgesellschaft*, Mitglied des *Institut Colonial International* in Brüssel, seit 1901 führende Persönlichkeit im Reichskolonialrat und treibende Kraft im *Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee*. Bereits früh hatte sich Hermann von WISSMANN, 1895/96 Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, der Überwinder des Sklavenhandels, für Hans MEYERs Berufung in den Reichskolonialrat[39)] eingesetzt:

> „Würden Sie etwas dagegen haben, wenn ich RICHTHOFEN zu veranlassen suchte, Sie zu fragen, ob Sie zum Kolonialrat kom-

---

37) Dr. Heinrich SOLF [1862–1936], schon von 1885-1890 im Konsulatsdienst, 1898 Bezirksrichter in Deutsch-Ostafrika, 1900-11 Gouverneur von Deutsch-Samoa, 1911-18 Staatssekretär des Reichskolonialamtes *[Bearb.]*.

38) Vergleiche Erlaß der Kolonialabteilung vom 24.10.1907, Anmerkung *(66) [Bearb.]*.

39) Der Reichskolonialrat wurde am 10.10.1890 zur Unterstützung der Kolonialabteilung begründet. Er bestand aus Vertretern der Kolonialgesellschaften und vom Reichskanzler berufenen Sachverständigen. 1908 wurde er aufgelöst *[Bearb.]*.

> men würden? Es ist nämlich meine Ansicht, daß zu viel materiell interessierte Herren, zu viel alte Kolonialpolitiker und Kolonialschwärmer und zu wenig praktische Männer, Kenner der Kolonien, auf dem Kolonial-Ei brüten!“

Das war im Jahre 1898 besser geworden, doch nicht so, wie man es sich „draussen“, in den Schutzgebieten selbst, wünschte. Hans MEYER besuchte damals den Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, General Eduard VON LIEBERT[40)], den er als „vollkommen frei von Bürokratismus und Militarismus“ bezeichnet. Er gewann die Erkenntnis:

> „Was die Herren oft hindert und ihre Arbeitsfreudigkeit lähmt, sind nicht die Schwierigkeiten, die sich ihnen aus den Landesverhältnissen entgegenstellen, sondern die Hemmungen, welche ihnen von der vorgesetzten Heimatbehörde bereitet werden. Es drängt alles dahin, daß unsere Kolonialverwaltung, mit ihren stetig wachsenden Aufgaben und kulturellen Zielen, zu einem eigenen Kolonialamt ausgestattet wird. Wir brauchen Männer, die längere Zeit in den Kolonien gelebt, Erfahrungen gesammelt und erfolgreich gearbeitet haben.“

Unter Hans MEYERS maßgeblicher Beteiligung entwickelte sich im Kolonialrat eine lebhafte Tätigkeit. Die Weltstadt Berlin faszinierte ihn. So berichtete er 1901 nach Hause:

> „Zwei Sitzungstage sind glücklich vorüber. Morgen hoffen wir mit sämtlichen Vorlagen zu Ende zu kommen. Es wird allerdings mit Hochdruck gearbeitet. Abends hat man gerade genug Zeit, sich in den Frack zu werfen, und gegen 9 Uhr geht’s zum ’Empfang’ beim Kolonialdirektor, beim Reichskanzler oder beim Kolonial-Herzog JOHANN ALBRECHT V. MECKLENBURG.“

Hans MEYER, 43-jährig, war ein Mann geworden, dessen Stimme bei der kolonialen Arbeit unentbehrlich war. Oft genug mußte er Berlin aufsuchen, aber das *Bibliographische Institut* in Leipzig und eine größere Ruhe, die diese Stadt auszeichnete, hielten ihn doch fest. Aus einem Brief an seine Frau:

> „Ich habe wieder einmal den Eindruck, daß es sich hundertmal mehr lohnt, in dieser geistigen Zentrale zu leben, als in Leipzig, aber ich glaube mehr als zuvor, daß ich hier nicht zu dem ruhigen, ersprießlichen Arbeiten kommen kann. Und das wird den Ausschlag geben.“

Eine ganz persönliche Schöpfung Hans MEYERS war die nach jahrelangen Vorarbeiten 1905 gegründete *Landeskundliche Kommission zur Erforschung der Deutschen Schutzgebiete*. Reine Forschung und anzuwendende Zweckforschung wurden hier von ein und demselben Geiste gelenkt und betrieben. Viel zu oft

---

40) General Eduard VON LIEBERT [1850–1934], 1897-1901 Gouverneur von Deutsch-Ostafrika *[Bearb.]*.

waren in den früheren Jahren Kraft, Zeit und Mittel durch wohlgemeinte, aber ungenügend fundierte Experimente vertan worden. So schuf er in diesem Gremium das planende und veranlassende Organ für die Durchführung kolonialwissenschaftlicher Aufgaben, deren Ergebnisse der kolonialen Praxis Basis und Richtung geben sollten. Die vielen von der *Landeskundlichen Kommission* ausgesandten Expeditionen haben Grundlegendes zur tieferen Durchforschung der deutschen Schutzgebiete geleistet und haben dem Nachwuchs die Möglichkeit gegeben, sich in der Praxis zu bewähren *(67)*. Hans MEYER war Vorsitzender der Kommission bis zu seinem Tode. Als wissenschaftliches Organ blieb die *Landeskundliche Kommission* auch tätig, als Deutschland keine Kolonien mehr besaß. Es war genug gewonnenes Material zu verwerten. Die Hoffnung, daß Deutschland einmal wieder kolonial tätig sein könnte, war im ganzen Volk noch wach, und so sollte die Kontinuität der kolonialen Arbeit nicht völlig unterbrochen werden. Deshalb war es auch nötig, die Entwicklung der Kolonien anderer Staaten weiter zu verfolgen. Hans MEYERS Erfahrungen und Kenntnisse waren schon seit längerem auch den Kolonien des Auslandes zugute gekommen. Seine Methodik kolonialer Forschung und Organisation wurde vor allem von Frankreich und England übernommen.

Neben der Geographie im umfassendsten Sinne hatte Hans MEYER stets den wirtschaftlichen Verhältnissen und Möglichkeiten seine Aufmerksamkeit geschenkt. In seiner Kilimandjaro-Monographie greift er weit über den Bereich des nur Geographischen hinaus. Er analysiert anhand der Boden- und Wasserverhältnisse die Anbaumöglichkeiten einheimischer und eingeführter Kulturpflanzen für kleinbäuerlichen wie für plantagemäßigen Betrieb. Das hochgelegene West-Usambara hält er dafür am geeignetsten und eine vorsichtige Besiedlungspolitik dort für angebracht, wie es sich auch in der Tat so entwickelt hat. Seiner Warnungen vor übermäßigen und planlosen Abholzungen wurde schon gedacht, ebenso seiner Forderung, daß die Eingeborenen von ihrer den Boden aussaugenden Wirtschaftsform zu einer besseren gebracht werden müßten. Die klimatisch günstige Zone am Kilimandjaro, frei von Malaria, könne weißen Siedlern keinen Raum mehr bieten und bei der damals noch fehlenden Bahnverbindung keine Absatzmöglichkeiten. Neben den Verhältnissen von Boden, Klima, Bewässerung und Fieberfreiheit spielt die verkehrsmäßige Erschließung des Landes in seinen Überlegungen eine große Rolle. Immer wieder stoßen wir auf das Wort „geographische Gewinngrenze". Eine „geographische Gewinngrenze" gibt es heute in Ostafrika nicht mehr infolge der Erschließung des Landes durch Bahn und Autostraßen.

Hans MEYERS umfangreiche literarische Tätigkeit auf kolonialem Gebiete gipfelte in der Herausgabe des zweibändigen Standardwerkes *»Das Deutsche Kolonialreich« [36, 37]* (1909/10), dessen umfangreichen Teil *»Ostafrika«* er selbst verfaßte. Das Ausland hatte nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen. Kleinere Werke behandelten *»Das portugiesische Kolonialreich« [41]* (1918) und *»Niederländisch Ostindien« [42]* (1922). Die Erfolge aller Arbeit blieben nicht aus. Mit berechtigtem Stolz konnte er bei der 40-Jahresfeier der Kolonialgesell-

schaft in Leipzig darauf hinweisen, daß es in den früheren deutschen Kolonien nach anfänglicher Planlosigkeit „systematische, produktive Arbeit“ gegeben habe. In kurzer Zeit seien die größten Fortschritte gemacht worden,

> „schneller und gründlicher, als in den zum Teil Jahrhunderte alten Kolonien anderer Mächte.“

Das waren nicht nur Worte.

Der US-Amerikaner E. A. FORBES *[7]*, langjähriger Afrikakenner, urteilte 1911 in *»American Review of Reviews«*:

> „... Von allen Schutzherren in Afrika hat der Deutsche die reinsten Hände und die besten Aussichten ... Selbst seine bittersten Feinde würden kaum sagen können, daß er nicht fair handelte. Ich habe die Deutschen in ihrem Verhalten gegenüber ihren halbwilden Schutzbefohlenen beobachtet ... Ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß der deutsche Eingeborene sich ebenso hoch wie die anderen, wenn nicht höher entwickeln wird.“

1924 hatte eine englische Kommission unter Führung des Staatssekretärs für die Kolonien auch das Mandatsgebiet Tanganyika bereist. In ihrem Bericht trat die Kommission für die Wiederaufnahme der von Deutschland so erfolgreich betriebenen, von England aber vernachlässigten landeskundlichen Forschung ein, wobei die deutsche Arbeit als mustergültig bezeichnet wurde. Besonders die von Franz STUHLMANN gegründete Agrikulturstation Amani [41)] wurde als ein Institut gepriesen, das

> „jede derartige Einrichtung in irgend einer britischen Kolonie übertreffe.“

Auch das für die schwarzen Kinder in der deutschen Zeit eingerichtete Schulwesen fand der sehr kritische Sir Horace BYATT „höchst bewundernswert“ *(68)*. So wirkten sich Hans MEYERS Auffassungen von der Aufgabe einer Kolonialmacht auch nach dem Verlust der Kolonie weiter aus. Für alle ehemaligen Kolonien aber gilt – und nicht zum wenigsten für die deutschen –, daß das, was damals wirtschaftlich und kulturell geschaffen wurde, als Fundament auch heute noch weiter wirkt.

Welchen Ansehens sich die deutsche koloniale Ära bei der eingeborenen Bevölkerung Ostafrikas – trotz anfangs grober Mißgriffe – erfreute, zeigte ihr Verhalten im Ersten Weltkrieg, als die Alliierten unter Bruch der auch für Deutsch-Ostafrika geltenden internationalen Kongo-Akte den Krieg in diese Kolonie getragen hatten. Es hat in Deutsch-Ostafrika, solange es noch in deutscher Hand war, keinen Aufstand gegeben, trotz der hohen Anforderungen, die an

---

41) Der Zoologe STUHLMANN [1863–1928] war von 1903-08 Direktor des *Biologisch-landwirtschaftlichen Instituts* in Amani (Ost-Usambara), gegründet 1902, an dem u. a. Robert KOCH arbeitete und das, von den Briten als *Biological and Agricultural Institute* nach 1918 weitergeführt, noch heute existiert *[Bearb.]*.

die eingeborene Bevölkerung gestellt werden mußten *(69)*. Aber einzelne Stämme, vor allem die Wanyamwesi, erhoben sich nach der Besetzung der Kolonie gegen die Engländer, begreiflicherweise ohne Erfolg. Auch in seinem eigenen Herrschaftsgebiet, Uganda und Britisch-Nyassaland, mußte England während des Krieges Unruhen niederschlagen, die infolge von Zwangsrekrutierungen und anderen Kriegsmaßnahmen ausgebrochen waren. Von den Verhältnissen in der deutschen Kolonie während des Krieges gibt ein Brief des Geologen Prof. KRENKEL an Hans MEYER aus Schweizer Internierung Zeugnis (gekürzt):

„28.7.1917

Sehr geehrter Herr Geheimrat,

... Keiner von denen, die im Kriege die schweren Jahre in Ostafrika erlebten, will in Deutschland bleiben. Das ist der kräftigste Beweis, daß Ostafrika etwas wert ist, mehr wert, als man in Deutschland leider immer noch glaubt. Wir sind uns des Wertes dieses so heiß verteidigten Bodens bewußt geworden. Der Krieg hat einerseits dem Weißen in seinem Ansehen durch das Benehmen der Engländer und Belgier geschadet, andererseits vorbildlich gewirkt. Wie hätten die wenigen tausend kriegsfähigen Deutschen jahrelang gegen eine 15- bis 20-fache Übermacht und gegen einen mit allen modernen Mitteln ausgestatteten Feind aushalten können, wenn nicht die wirtschaftliche Grundlage so fest gewesen wäre und so die Kriegführung des genialen Kommandeurs der Schutztruppe unterstützt hätte.

Der Eingeborene, der unzweifelhaft mit zu diesen wirtschaftlichen Grundlagen gehört, sei er Soldat, Arbeiter oder Träger gewesen, hat bis zum letzten Augenblick, als der Feind schon die Oberhand gewann, in allen Lagen zu uns gehalten, ja er erwartet in Ostafrika felsenfest unsere Rückkehr. Unsere unvergleichlichen Askari wußten, daß wir in ihren Reihen kämpften, daß wir mit ihnen ihr Land verteidigten, während sie bei unseren Feinden die Europäer hinter dem Rücken der Eingeborenen in sicherer Stellung sahen.

Für die Eingeborenen Ostafrikas sind wir immer die Herren geblieben, auch als wir besiegt verschleppt wurden. Unermüdlich haben die Pflanzer ihre Pflanzungen und vor allem die Eingeborenen ihre Schamben bestellt, um Korn und anderes für das Land zu gewinnen. Gegenden, von denen man es bisher kaum ahnte, erwiesen sich als die reichsten Kornkammern, die Millionen Kilo Getreide und Reis lieferten. Die Viehbestände erwiesen sich als unerschöpflich. Fleisch war das Nahrungsmittel, an dem es nie gemangelt hat, wenn nicht gerade Transportschwierigkeiten eine genügende Versorgung mit Fleisch zeitweilig unterbanden. In neu gegründeten Zuckerfabriken wurde das Zuckerrohr

> zu fast weißem Zucker verarbeitet. Einzelne Meiereien brachten, in Blechtins verlötet, gute Butter bis in entfernte Gegenden. Leder wurde gegerbt, gute feste Stiefel von den Schwarzen hergestellt. Als das Geld zu Ende war, prägten wir Bargeld in Messing und in Gold. Dafür sollte ich von den Belgiern als Falschmünzer vor ein Kriegsgericht gestellt werden. – Wir bauten Straßenzüge zwischen den größeren Orten, wir zogen Telegra–phen- und Telephonlinien, selbst durch die unwegsamen Gebir–ge am Tanganyika-See. Eine Bahn wurde als Verbindung zwi–schen Usambara und der Centralbahn gebaut. Auch die Kagera-Bahn wurde verlängert. Manches von all dem wird verschwin–den, aber was die Kolonie an wirtschaftlichen Werten leisten kann, das hat sie gezeigt.“

In dem Verhalten des Eingeborenen während des Krieges hatte sich der Kern eines damals in Ostafrika bekannten Wortes widergespiegelt:

> “Wadatschi maneno makali, lakini roho mzuri,
> Wengereza maneno mazuri, lakini roho kali.”

(Auf Deutsch:

> „Die Deutschen haben strenge Worte, aber ein gutes Herz,
> die Engländer haben gute Worte, aber ein hartes Herz.“) *(69b)*

Es war tragisch für Hans MEYER, daß in den Jahren der Errichtung eines Lehrstuhls für ihn, den Schöpfer der Kolonialgeographie, Deutschland seiner Kolonien beraubt wurde. Dennoch konnte er mit Genugtuung auf die sachlichen und menschlichen Erfolge zurückblicken, die weitgehend auf seinen Erkenntnissen und Richtlinien beruhten.

X.

Eine andere Eiswelt:

die Vulkanriesen in Ecuador

1903

Die Expedition von 1898, die Hans MEYER zum vierten Male nach Ostafrika und ein drittes Mal zum Kilimandjaro geführt hatte, hatte untrügliche Zeichen einer einst weit tiefer als heute hinabreichenden Vergletscherung des Berges erbracht, wie sie auch in Europa in den jüngeren Eiszeiten bestanden hatte. Ähnliche Anzeichen waren in Afrika später vom Mt. Kenya und vom Ruwenzori bekannt geworden. Es hatten sich dabei aber Unterschiede gezeigt zwischen dem gegenwärtigen Typus der ostafrikanisch-äquatorialen und der europäisch-alpinen Vereisung, die bisher das Hauptobjekt der Glaziologie gewesen war.

Zur Lösung der Frage, welcher Art Ähnlichkeiten oder auch Unterschiede zu Ost-Afrika in anderen äquatorialen Hochgebirgen sich finden ließen, war das Hochgebirge von Ecuador das gegebene Vergleichsobjekt. Aus den Resultaten waren Schlüsse zu erwarten, ob die ganze Erde von gleichartigen und gleichzeitig wirksamen Faktoren betroffen worden war, die dann nur kosmischen Ursprungs gewesen sein konnten, oder ob nur örtliche Gegebenheiten die jeweiligen Vereisungen verursacht hatten. Alles dieses war für Hans MEYER Anlaß, im Sommer 1903 die Hochanden von Ecuador aufzusuchen. Daß es dort eine ganze Reihe von teils erloschenen, teils noch tätigen Vulkanen gab, die die alleinigen Träger von Eis und Schnee waren, konnte den Reiz der Unternehmung nur erhöhen.

Die großen Vulkangipfel Ecuadors waren nicht völliges Neuland, wie seinerzeit der Kibo und die Zackenmauer des Mawensi. Deren Hochregionen hatte vor Hans MEYER keines Menschen Fuß betreten. In Südamerika hatte sich aber schon 1802 Alexander VON HUMBOLDT am Cotopaxi und dem gewaltigen Chimborazo (6.310 m) versucht und die für lange Zeit größte von einem Menschen betretene Höhe erreicht. Erst 70 Jahre später wurde der Cotopaxi (6.000 m) von Wilhelm REISS *(70)* und nach weiteren acht Jahren der Chimborazo durch WHYMPER, den Eroberer des Matterhorns, gemeinsam mit einem Schweizer Bergführer bezwungen. Die Bewunderung der Leistungen dieser Männer und einiger weniger anderer hatte geraume Zeit einen Bann über diese Gebiete gelegt, den zu brechen sich Hans MEYER mit zur Aufgabe machte. Als bergerfahrenen Begleiter hatte er den Münchener Maler Rudolf RESCHREITER gewonnen, eine in jeder Hinsicht sehr glückliche Wahl.

Die Fahrt über den Atlantik auf einem englischen Dampfer, der auf wärmere Klimate wenig eingerichtet war, war nicht angenehm. Brief vom 10.5.1903:

> „... Morgen Mittag sollen wir in Barbados ankommen und werden damit das größte Stück der Seereise hinter uns haben. Von da ab wird langsam zwischen den Inseln weitergebummelt, so daß es bis Guayaquil immer noch 14 Tage dauert. In den ersten vier Tagen blies ein bösartiger West und die See ging so hoch, daß niemand auf Deck bleiben konnte. Ich band mich mit meinem alten afrikanischen Lehnstuhl in der Rauchkajüte fest und konnte wenigstens mit Lesen die Zeit nützlich hinbringen ... Das Leben an Bord ist, wie auf allen englischen Schiffen, steif und ledern. Ohne Smoking mit weißer Weste tut es niemand hier

> beim Dinner. Und höchst schauderbar sind die musikalischen ’evening entertainments’. Seit wir vorgestern den Wendekreis des Krebses überschritten haben, ist es schnell sehr warm geworden, so daß wir bereits in den weißen Tropenanzügen umherwandern. RESCHREITER hat leider in London eine viel zu große Nummer erwischt, so daß er nicht nur die Hosen, sondern auch die Ärmel umschlagen muß, ein gottvoller Anblick. Mit seinem gemütlichen bayrischen Humor ist er aber jeder Situation gewachsen. Wir versenken uns gemeinsam in die Schönheiten der großen Natur, die täglich in Luft und Wasser neue Wunder offenbart. Ich habe das alles doch schon oft in den Tropen gesehen, aber jedes Mal ist es wieder anders und schöner. Wenn diese Erbauung und die Erwartung einer tüchtigen wissenschaftlichen Ausbeute nicht wäre, so wäre die Trennung von Dir und den Kindern doch viel zu teuer erkauft.“

Brief vom 14.5.:

> „Morgen sollen wir in Kingston-Jamaica sein. Seit dem Eintritt in das Karibische Meer haben wir eine enorme Hitze, 31-32 Grad im Schatten. Bei der völligen Windstille triefen wir nur so! Wir nehmen nur sehr wenig Flüssigkeiten zu uns und fühlen uns viel wohler als die meisten Reisegenossen, die den ganzen Tag Eiswasser und geeiste Spirits schlürfen ... In Barbados herrschte die langweilige englische Sonntagsruhe. Das ganze Nest besteht aus einstöckigen Häuschen und roch nach Honig, denn es ist gerade die Saison der Zuckerverschiffung; er wird als dickflüssige braune Masse in riesigen Fässern von langen Maultierzügen zum Hafen geschafft ... Mich mutete es seltsam an, hier fast nur Neger zu sehen, und zwar als höchst chique Herren und Damen gekleidet, während ich sie sonst in ihrer eigentlichen Heimat nur als Arbeiter im Hüfttuch zu sehen gewohnt war. Für die schweren Plantagenarbeiten hat man Kulis aus Indien kommen lassen, die namentlich auf Trinidad einen großen Teil der Bevölkerung bilden.“

Das sich nähernde Ziel läßt die Gedanken vorauseilen. Eine Postkarte geht an den Vater, der gelernt hat, in dem Sohn nicht nur seinen Nachfolger als Verleger zu sehen.

> „Einen herzlichen Gruß aus diesem heißen Isthmusnest. Wir sind wohlauf und freuen uns, endlich den letzten Reiseabschnitt anzutreten. Hoffentlich kann ich in 14 Tagen bereits vom Eis des Chimborazo berichten.“

Von Colon an der atlantischen Seite der mittelamerikanischen Landenge gelangte man damals zum pazifischen Ufer, nach Panama, noch mit der Bahn *(71)*.

> „Panama übertrifft Colon noch an Schmutz und Widerlichkeit, aber als fürchterlichster Augiasstall erwies sich dann der elende Küstendampfer 'Quito'. Guayaquil sollte in vier Tagen erreicht werden; statt dessen waren wir 19 Tage unterwegs! Und das auf einem ganz ungenügend verproviantierten, dreckstarrenden Schiff in Quarantäne. Unsere Kabine hatten wir erst einmal selber in menschenwürdigen Zustand versetzen müssen. Dann traten schwere Erkrankungen an Bord auf. Ein Toter wurde weit draußen im Meer unter Gebeten 'bestattet': Als wir endlich in Guayaquil eintrafen, hatten wir ein gut Stück Kraft zugesetzt und die Hälfte der für das Hochland besten Reisezeit verloren."

Nun tat Eile not. Nach nur zweitägiger Vorbereitung konnte die Reise ins Innere angetreten werden. Schon 30 Jahre zuvor war mit dem Bau der Bahn begonnen worden, die die politische Hauptstadt Quito im interandinen Hochland mit der wirtschaftlichen und kulturellen Zentrale Guayaquil verbinden sollte. Sie war aber durch das sumpfige Unterland und dann am ewig regentriefenden Westabfall der Cordillere hinauf nur bis zu 2.400 m Höhe fertig gestellt.

> „Hier in Alausi war schon das dumpfe Dröhnen des 50 km entfernten Sangay-Vulkans vernehmbar, und aus grauen Wolken rieselte ununterbrochen feiner vulkanischer Staub und Sand herab. Seit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ist der Sangay fast pausenlos tätig und stößt in nur sekundenlangen bis halbstündigen Intervallen seine Eruptionen aus."

Die kleine Gruppe mit ihren Maultieren für das Gepäck, zwei „Arrieros", den Maultiertreibern, und mit Reitpferden, erreichte in zwei Tagen Riobamba, mit 12.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt des Hochlandes. Sie machte einen einigermaßen zivilisierten Eindruck.

> „Aber noch immer laufen offene Wassergräben durch die Strassen, in die der Unrat hineinrinnt, in denen Wäsche gewaschen und aus denen Trinkwasser für Menschen und Tiere geschöpft wird; noch immer liegen verwesende Esel- und Hundekadaver auf Straßen und Plätzen, noch immer ist der Typhus endemisch in der Stadt."

> „Riobamba, den 15.6.1903
>
> Liebster Schatz!
>
> Ohne allen Unfall hier angelangt. Ich habe von allen Behörden liebenswürdige und wirksame Förderung meiner Reisezwecke erhalten und erfreue mich bei den Eingeborenen bereits großer Popularität. Morgen breche ich zum Chimborazo auf, der sich uns täglich in seiner ganzen wunderbaren Schönheit zeigt. Das ist doch ein noch viel gewaltigerer Kerl als der Kilimandjaro. Er trieft geradezu von Gletschern."

Der Eindruck wirkte noch lange nach:

> „Wie vor 20 Jahren der erste Anblick des Kilimandjaro so ergriff mich auch das erste Erscheinen des Chimborazo mit der Macht einer plötzlichen Offenbarung. Es war bereits spät nachmittags, als er uns zu Gesicht kam. Schnell zog das Dämmerlicht herauf. Langsam verglomm am violetten Westhimmel die silberne ungeheure Kuppel. Die uns zugewendete Ostseite lag schon in blauschwarzen Schatten, aber noch schimmerte es geheimnisvoll um seinen schneeigen Scheitel. Als diese letzten Töne vergangen waren, stand der Berg noch lange als finstere Silhouette am verlöschenden Abendhimmel wie eine riesenhafte Sphinx.“

Von den Einwohnern war über die höheren Gebiete bis zur Schneegrenze nichts zu erfahren. Daß jemand in der nur ein Vierteljahr dauernden guten Zeit des Sommers weite Teile des Hochlandes bereisen und gar noch ein halbes Dutzend der großen vulkanischen Schneeriesen besuchen und womöglich besteigen wollte, entlockte den Einheimischen nur ein bedauerndes Lächeln, doch gelang es in dem gebürtigen Dalmatiner SANTIAGO einen leidlich ortskundigen und vor allem der Indianersprache ’Kitschua’ mächtigen Begleiter zu gewinnen.

Am 16. Juni wurde mit einer kleinen Muli-Karawane zur ersten Umkreisung des Chimborazo aufgebrochen, die von Osten über die Südwest- und Nordseite führen sollte. In fast 4.000 m Höhe wurde im Zelt neben der Lehmhütte eines Hirten die Nacht verbracht. Die Einrichtung der Hütte war von größter Bescheidenheit.

> „Ein paar Steine als Kochstelle zusammengeschoben, ein paar Töpfe, Messer und Hacken an der Lehmwand aufgehängt, auf der Erde Kartoffelhaufen und Maissäcke, so schliefen Mensch und Vieh nebeneinander. Das Ganze eine so primitive Behausung, daß dagegen eine Tiroler Almhütte eine komfortable Villa ist.“

Während RESCHREITER malte, unternahm Hans MEYER einen Anstieg durch die Zone der alpin-äquatorialen Flora mit ihren tausenden von violetten oder roten Enzianen und gelben Edelweiß-ähnlichen Blüten. Es ging über alte und junge Moränen bis zur Eisgrenze. In wilden Kaskaden lösen sich die Südgletscher von den Gipfelfirnen und stürzen in großer Steilheit zu Tal. Ihre mächtigen Endmoränen umkränzen den Ost- und Südfuß des Berges

> „wie mit einer mächtigen Guirlande. Unter der Westflanke erstreckt sich meilenweit eine leicht hügelige Wüstenfläche trübseligster Monotonie, der Arenal grande. Sein sandiger Boden ist von den ständigen Ostwinden dorthin getrieben worden. Nach mühsamem vielstündigem Marsch durch dieses Dünengelände in rauhem Oststurm, der die scharfkantigen Sandkörner in die Augen trieb und uns die Schneebrillen aufnötigte, wurde die

> Hacienda (Gehöft) Cunucyacu erreicht. Sie bot, noch 2 ½ Reitstunden vom Bergfuß entfernt, die einzige Möglichkeit einer Unterkunft für die West- und Nordseite des Berges: vier fensterlose Lehmwände und einen mit Páramogras *(72)* beschütteten Lehmboden. Die anderen Baulichkeiten waren kurz zuvor, wie bei diesen grasbedeckten Hütten nicht selten, ein Raub der Flammen geworden. Der Mayordomo, der Verwalter, ein intelligenter und tatkräftiger Mann, hauste in einer halb in die Erde versenkten und daher warmen Indianerhütte. Doch durfte man nicht ungestraft für eine halbe Stunde seiner freundlichen Einladung folgen. Ich bin die Schar von Flöhen erst los geworden, als ich oben am Berg über 5.000 m hoch im Zelt kampierte. Der Floh steigt in Ecuador nicht viel höher als 4.000 m; er kann das hochalpine Klima offenbar nicht vertragen."

Aus einer Anzahl von Vaqueros (Rinderhirten) konnte Hans MEYER sich einen Mann als Lokalführer ausssuchen, der schon einmal nahe der Schneegrenze gewesen war. Die Vaqueros schildert er als

> „famose Gestalten, teils reine Indianer, teils Halbblüter; alle untersetzt und muskulös, alle grauenhaft schmutzig, alle in verwittertem Filzhut, Wollponcho und langhaarigen Lammfellhosen, alle mit nackten Füßen, an die wahre Ungeheuer von Sporen mit handtellergroßen Zackenrädern angeschnallt sind. Auf ihren kleinen struppigen, mageren Pferden jagen sie wie die Teufel über ein Terrain, vor dessen Löchern, Rissen, Sümpfen und Steinblöcken ein preußischer Kavallerieleutnant es sich zehnmal überlegen würde, ob er seinen Gaul nicht lieber am Zügel führen sollte."

Der erste Vorstoß in die Eisregionen erfolgte über den Nordwestkamm, der seinerzeit WHYMPER zum zweiten Male den Gipfel hatte erreichen lassen. Als nicht mehr geritten und auch das Gepäck nicht mehr auf den Rücken der Muli belassen werden konnte, brachte ein Anstieg über kraftraubende Schutthänge die Karawane zu einem windgeschützten Zeltplatz in über 5.000 m Höhe. Aber Sturm und Neuschnee erlaubten erst am übernächsten Tage den Angriff auf den Westgipfel. Nirgends am ganzen Chimborazo liegt die Eisgrenze so hoch wie hier. Gewaltige Eiszapfen und Eisbeläge von den 60 und mehr Meter hohen Abbruchswänden der Firndecke des Gipfeldomes bekleideten die Felsabstürze, doch fand sich ein mit Steigeisen zu bewältigender Übergang auf die oberen Partien des Stübelgletschers *(73)*. Das war kein Gelände mehr für die Einheimischen; die beiden Europäer gingen von hier ab allein. Eine steile Zone mit riesigen Spalten, 30, ja 40 Meter breit, die auch in größter Tiefe keinen Grund erkennen ließen, mit Eistürmen von mehrfacher Haushöhe wurde überwunden, bis schließlich eine mächtige, den ganzen obersten Steilhang durchreißende Spalte dem Vordringen in schon über 6.000 m Höhe ein Ende setzte.

Die noch ungenügende Höhengewöhnung mit der durch sie bedingten Lähmung der Energie hatte den Anstieg sehr schwer werden lassen. Doch konnte sie das – ebensowenig wie zwei angefrorene Finger – hindern, Strukturuntersuchungen des Eises, Messungen und Aufnahmen vorzunehmen. Das wissenschaftliche Programm stand stets weiterhin vor dem rein bergsteigerischen. Vorgerückte Zeit und hereinziehende Nebel trieben zu eiligem Abstieg. Erneuter Schneefall und sturmgepeitschtes Wolkenchaos vereitelten jede Unternehmung für die nächsten Tage. Das Lager mußte abgebrochen und die Hoffnung auf eine günstigere Wetterperiode gesetzt werden. Eine Entschädigung für die Verhüllung der Gipfelregion des Chimborazo bot – freilich nur eine Viertelstunde – nach Norden und Osten hin das Panorama der anderen Schnee- und Eisberge Hoch-Ecuadors.

> „Unvergleichlich, weil diese andine Vulkanlandschaft so eigenartig ist, daß keine andere, auch nicht im übrigen Südamerika, mit ihr verglichen werden kann. Die ecuadorianische Andenlandschaft ist von erhabener Schönheit durch die große Einfachheit ihrer Gestalten, durch die klassische Ruhe ihrer Linien, durch die ungeheure Weite ihrer Ausdehnung, aus der sich die großen Einzelberge erheben, durch den tiefen Ernst ihrer gleichmäßigen, meist düsteren Farbenstimmung und ihrer unendlichen Einsamkeit.“

Immer waren es die Gletscher dieser so besonderen Hochgebirgswelt und die Zeichen ihrer vergangenen Ausdehnungen, die Hans MEYERS Interesse erweckten. Er stieg noch einmal am Chimborazo bis über 5.000 m hinauf, überall den Schliffen und Moränen früherer Vereisungen auf der Spur. Nicht weniger als 16 Gletscher hat er auf seiner neuen Karte verzeichnet. Über die Entstehung des Chimborazo äußert sich Hans MEYER dahin, daß sie offenbar ohne längere Pausen in einem einzigen wahrscheinlich Jahrtausende dauernden Erguß vor sich gegangen sei. So steht er als mächtiger Lavadom auf nicht vulkanischem Untergrunde, dem Faltengebirge der West-Cordillere. Dieser Faltung mit ihren inneren Zerreißungen verdankt er seine Existenz. Von einem Krater ist heute nichts zu bemerken. Er wird unter der Einsenkung zwischen den drei Gipfeln vermutet, verdeckt und ausgefüllt von ungeheuren Schnee- und Eismassen.

> „Seit Äonen ist der Chimborazo kein tätiger Vulkan mehr. Nur einige an seinem Fuß verstreut liegende heiße Quellen verraten noch Reste schwacher innerer Glut.“

Eine mühevolle und nicht ungefährliche nördliche Umrundung hatte den Abschluß der ersten Chimborazounternehmung gebildet. Schon vorher und besonders jetzt hatte der benachbarte Carihuairazo Aufmerksamkeit erregt, mit nur 5.100 m weniger durch seine geringe Höhe als durch seine für diese ungewöhnlich starke Gletscherbedeckung. Zudem barg er, als Calderaberg *(74)* sofort erkennbar, den vermutlich größten Gletscherkessel von ganz Ecuador. Ein Unternehmen dorthin erstickte jedoch im Sumpf, Nebel, Regen und Schnee.

Die Wetterlage in der Westcordillere versprach weiterhin nicht Gutes. Besser sah es in der Ostkette aus. Dort wurde der dem Carihuairazo ebenbürtige Cerro Altar (5.405 m) als Ziel ausersehen. Die bescheidene Behaglichkeit des rasch errichteten Zeltlagers übertraf die der vorherigen Unterkunft in dem verkommenen „Gartenhäuschen" eines Dorf-Honoratioren bei weitem. Aber nun wurde ein Vordringen mit Reit- und Tragtieren unmöglich.

> „Ich begreife jetzt, warum die Peonen (Hirten) so hohe Forderungen für die Übernahme der Lasten auf ihre Rücken gestellt hatten. Es ist in höchstem Grade bewundernswert, wie zäh und unverdrossen sie die 50 bis 60 Pfund schweren Zeltlasten und Eisenblechkoffer in so schwierigem Terrain stundenlang bergauf schleppten ... Gegen Mittag begann es lustig zu schneien, und es wurde Zeit, die tief gesunkenen Lebensgeister durch eine reichliche Spende von Chicha (Maisschnaps) zu heben. Das Zeug schmeckt abscheulich, ist aber für die Indianer der höchste der Genüsse."

Nach nochmaligem Biwak wurde über eine einst vom Gletscher bedeckte Felsstufe der Eingang zur Caldera, zum Firnkessel, erreicht.

> „Wir stehen in einem ungeheuren Kar mit 1.000 m hohen Steilwänden. Am Eingang türmen sich rechts und links die beiden Hauptgipfel empor, in ihrer wilden und trotzigen Gestalt dem Eiger und dem Matterhorn ähnelnd. Sie überragen alle anderen Wände der Caldera. Auf vielen Zinnen der Zirkuswände lagern mächtige Firnmassen mit weit überragenden Wächten. Sie alle entsenden ihre Lawinen in die Caldera, und besonders nach Neuschneefällen ist des Lawinendonnerns kein Ende."

Aber einen so großartigen Eindruck das Eisbecken der Altar-Caldera macht – die Spuren, die ein früher aus ihm herausfließender Gletscherstrom hinterlassen hat, die Zeichen fortschreitender Zerstörung der Kesselwände, sie lassen

> „einen nicht zu fernen Zeitpunkt absehen, an dem von dem heute noch so gewaltigen Mauerring des Cerro Altar nur noch die beiden Ecktürme des Calderaeinganges vorhanden sein werden, und an der Stelle des heute eisbedeckten Kraterbodens ein ausgedehnter Felsgrund" (REISS). –
>
> „Daß der Altar, so wie er heute dasteht, nichts Ursprüngliches ist, haben selbst die Eingeborenen mit ihrer geringen Beobachtungsgabe gesehen und gedeutet."

Hans MEYER an seine Frau:

> „Riobamba, 7. Juli 1903
>
> ... Gestern Abend sind wir vom Altargebirge zurückgekehrt und zu meiner freudigen Überraschung erwarteten mich hier zwei Briefe von Dir ... Wie ich mich auf den Herbst mit Dir und den Kindern im Jenaer Häuschen freue, kann ich gar nicht sagen!

> Von meinem körperlichen und geistigen Befinden kann ich nur Gutes melden. Der bisherige Erfolg meiner Forschungen hat daran großen Anteil ... Zwei Tage und Nächte kampieren wir am Fuß einer ganz großartigen Gletscherwelt. Meine am Kilimandjaro gewonnenen Erkenntnisse vom Wesen der Eiszeit finden hier überall die schönste Bestätigung. Das macht Freude! Darüber vergißt man die tausend Plackereien und Widerwärtigkeiten, die eine Reise in diesem von oft unerfreulichen und höchst primitiven Menschen bevölkerten Lande mit sich bringt. Ein Glück, daß ich auf den Touren weniger mit Menschen als mit Maultieren und Pferden zu tun habe. So sind diese Excursionen doch sehr viel einfacher als in Ostafrika, wo man ohne Träger nie auskommt. Mit RESCHREITER vertrage ich mich vortrefflich. Die Ausbeute unserer Reise wird wissenschaftlich weit reicher sein als die letzte zum Kilimandjaro. Morgen reisen wir nach Latacunga, wo wieder Hauptquartier gemacht wird. Von dort geht es zum Cotopaxi und Iliniza und dann nach Quito. Noch wenig über zwei Monate und ich habe Euch wieder!“

Die auffallendste Erscheinung unter den Bergen Ecuadors ist der Cotopaxi, nach dem Chimborazo mit 6.000 Metern der höchste.[42)] Wegen seiner vorgeschobenen freien Lage ist er vom ganzen interandinen Hochlande sichtbar. Durch seine regelmäßige Gestalt erfüllt er auch die sonst wenig interessierten Landeseinwohner mit Bewunderung: „Hecho como al torno“, wie gedrechselt, sagten sie schon zu HUMBOLDTS Zeiten. Am vollkommensten zeigt sich der Riesenkegel von Westen, vom bewohnten Hochlande her.

> „Auf keiner anderen Seite holt die wundervolle Kurve seines Profils so weit aus wie auf dieser. Ihr kraftvoller Nachdruck liegt in dem letzten obersten Schwung – wie mit einem titanischen von der Erde zum Himmel geführten Hieb. Unwiderstehlich zieht diese Bogenlinie den Blick zuerst nach oben. Dann gleitet er mit den Lavaströmen, den Firn- und Wasserrinnen zum Bergfuß zurück, wo die große Kurve sanft in die Horizontale der Ebene ausschwingt.“

Die ruhige Größe dieses höchsten tätigen Vulkans der Erde wird noch unterstrichen durch den gleichmäßigen, drei Viertel der Höhe des Kegels umschließenden Eispanzer. Doch nicht nur Bewunderung weckt seine ebenmäßige Gestalt. Sie hat auch genug an Schrecken und Verwüstung verbreitet. Die Ausbruchsperiode um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit ihren weit reichenden Lava- und Schlammströmen des geschmolzenen Gipfeleises, den Avenidas, mit Aschenregen, die das 200 km entfernte Guayaquil erreichten, brachten weite Verheerungen mit sich, die sich 100 Jahre später wiederholten. Seit WHYMPER 1880 am Berg war und sogar am Kraterrand biwakierte, war niemand mehr dort gewesen. So konnte man ge-

42) Neuere Messung 5.897 m.

spannt sein, wie er sich nach 23jähriger Pause zeigen würde (Erstersteigung durch W. REISS und E. ESCOBAR, 1872).

> „Am 12. Juli ritt ich mit meiner kleinen Karawane los über das Gebiet der Schlamm- und Schuttströme und zwischen tausenden von mächtigen Blöcken hindurch, die uns eine Vorstellung von der Gewalt dieser Avenidas gaben. Noch weit vom Berg ließ ich an einer Stelle hohen Grases die Zelte aufschlagen. Während sich die Peonen an der Baumgrenze für die Nacht ein dürftiges Schutzdach aus Zweigen zusammensteckten und meine beiden Arrieros eine Biwakküche improvisierten, riß prasselnder Regen das graue Gewölk im Nordosten auf – da stand der Cotopaxi in seiner ganzen Größe, frei vom Scheitel bis zur Sohle. Wieviele Male ich auch seit Jahren Bilder dieses Zieles betrachtet und studiert hatte, so hatte ich ihn mir doch nicht vorgestellt. Und Freund RESCHREITER ebensowenig. Die plötzliche Erscheinung ergriff uns wie ein Zauber. In Andacht schauten wir hinauf. Dann löste sich die Spannung in hellem Jubel. Doch bald gewannen wieder Verstand und Wille die Oberhand, und jeder tat, was seines Amtes war. RESCHREITER zeichnete und malte, ich maß und suchte den ganzen Berg mit dem Fernglas ab. Hoch über uns zog ein Kondor seine Kreise und im Busch girrten und flatterten wilde Tauben. Die Erinnerung trug mich zur Gegenseite des Erdballes, wo ich am Kilimandjaro in ganz ähnlichem Lagermilieu unvergeßliche Eindrücke empfangen hatte; sie machte mir die ganze afrikanische Vergangenheit wieder lebendig.
>
> In der Frühe setzte wieder heftiger Regen ein und bannte uns lange ins Zelt. Die Peonen unter ihrem dürftigen Laubdach wurden triefnaß und froren. Es fiel ihnen nicht ein, sich um die Verbesserung ihres elenden Daseins zu bemühen. Sie hockten um das schwelende Feuer und ließen stumm das Mißgeschick über sich ergehen. Welch himmelweiter Unterschied gegen ostafrikanische Schwarze in solchen Situationen! Die würden mit viel Lärm und Lachen genug Gras, Laub und Äste zusammengetragen und daraus kleine dicht schließende Hütten errichtet haben, in denen sie warm und trocken liegen konnten ... Als die Sonne durch den Nebel brach, waren wir rasch auf den Beinen. Bis zu einem trigonometrischen Signal kannte sich unser Führer noch aus, dann hörte seine Wissenschaft auf und die unsrige begann, soweit sie uns der Berg selber lehrte. Auf des Alten Erklärung, von hier ab könnten die Last- und Tragtiere nicht mehr weiter, ritt ich fröhlich der ganzen Gesellschaft auf den Bimssteinfeldern voran. Doch mit wachsender Stärke brauste der Wind den Berg herab, böenartig, stoßweise, und zwang uns von unseren

> Tieren. Sie sind nicht mehr vorwärts zu bringen und stemmen jedem neuen Windstoß die weniger empfindliche Rückseite entgegen. Wir werfen ihnen die Zügel über den Hals und gehen voran. Sie folgen langsam. Weit hinter ihnen die beiden Arrieros mit den Lasttieren; sie schnauben und keuchen in der schon dünnen Höhenluft, ihre Flanken zittern. Vom nächsten schon fast 4.600 m hoch gelegenen Lager machten wir eine Rekognoszierung bergwärts und kehrten in der Erwartung zum Zelt zurück, daß wir am nächsten Tage in vier bis fünf Stunden den Gipfel erreichen könnten ... Der sinkende Sonnenball tauchte die alten Vulkane und ihre Lavaströme in rote Glut, als wären sie wieder lebendig geworden wie vor Jahrtausenden.
>
> Am nächsten Morgen packte uns schon beim Aufbruch schneidender Fallwind hart an. Die Steigeisen ließen wir zurück, da wir für unseren wenig berggewohnten Begleiter SANTIAGO an schwierigen Stellen doch Stufen hätten schlagen müssen; zudem sahen die Firnhänge von unten nicht so aus, als ob sie für RESCHREITER und mich Eisen erforderten. Aber im Laufe des Tages bedauerten wir noch oft, nicht mit Steigeisen, aber ohne SANTIAGO gegangen zu sein. Wir wären fast doppelt so schnell vorangekommen.
>
> Die ersten beiden Stunden waren die mäßig steilen Hänge gut begehbar. Aber dann begann der fauchende Wind doch beschwerlich zu werden. Je höher, desto mehr blies er den feinen pulverigen Schnee in langen grauen Fahnen über die Firnkämme und in Tausenden von schmalen Rieselbändern kam der sturmgepeitschte Schneestaub herabgeflossen. Ein penetranter Geruch von schwefeliger Säure brachte uns den ersten unfreundlichen Gruß von dem noch 1.000 m über uns verborgenen Gipfelkrater. Weiter oben begann an der nun spiegelnd blank vereisten Flanke schwere Arbeit: über 2.000 Stufen mußten geschlagen werden in splitternd hartem Eise. RESCHREITER übernahm die Hauptarbeit. Ich vertiefte die Stufen für meinen Hintermann, den ab und zu Ausgleitenden haltend, der sich nur widerwillig ans Seil hatte binden lassen. Zwischendurch hatte ich, wie immer, die Instrumente abzulesen, Notizen einzutragen und Aufnahmen mit der Handkamera zu machen. ...“

Nach mehr als vierstündigem Steigen, als man schon dem Kraterrande nahe zu sein gehofft hatte, war erst die halbe Höhe erreicht. Aufreißender Nebel ließ nach nochmals vierstündiger Steigarbeit eine schneefreie Felspartie sichtbar werden. Eine Spaltenzone wurde durchquert und auf brüchigem Fels der mühsame Aufstieg fortgesetzt. SANTIAGO blieb hier auf warmem Lavagestein zurück. Aus Rissen und Löchern traten Dampfstrahlen aus, und aus der Tiefe des Berges war von Zeit zu Zeit Dröhnen und Donnern innerer Explosionen zu hören, dem dichter

emporquellende Dampfwolken folgten. Oberhalb der Felsen gingen die gut 40-gradigen Steilhänge in Firnstufen über, die von immer phantastischer gestalteten blumenkohl- oder korallenstockartigen Eisgebilden bedeckt waren. Schon stieg die Sorge auf, ob wegen des frühen Einbruches der Tropennacht mit ihrer kurzen Dämmerung das Ziel noch erreicht werden konnte, da ertönte nach bald zehnstündiger Mühe der Ruf des vorangehenden RESCHREITER:

„Der Krater ist da!“

„Unmittelbar vor uns öffnet sich die Erde, und aus schwindelnder Tiefe gähnt uns der ungeheure Schlund an. Mit einem Seufzer der Erleichterung werfen wir die Rucksäcke ab, stoßen die Eispickel in den Firn und setzen uns zu ruhigem Schauen auf einen Schneehügel. In wenigen Minuten ist alles körperliche Unbehagen geschwunden, die Energie kehrte zurück und Sinne und Beobachtungslust werden wieder rege. Und damit wächst das Glücksgefühl über den schwer erkämpften Berg, das mir im ersten Augenblick gänzlich fehlte.

Zuerst stehen wir wie ratlos vor den ungeheuren Dimensionen. Der Krater ist etwa 800 m lang, gut 500 m breit und – soweit man hinuntersehen kann – wohl 500 m tief. Seine Wände fallen jäh in mehreren Stufen ab, die wieder Schnee- und Eisbänke tragen. Von ihnen wie von den Firnhügeln des Kraterrandes hängen gigantische Eiszapfen, bis 30 Meter lang und stellenweise in wahren Baldachinen, über dem Abgrunde. Die felsigen Wände stehen in meist düsteren Farben dahinter; nur wo die Dämpfe noch heiß sind in hellerem Grau, Gelb oder auch Weiß. In der Tiefe nur emporquellender Dampf. Dumpfes Grollen ertönt, dann lautes rollendes Getöse, worauf eine große Dampfwolke aufsteigt, die den ganzen Krater erfüllt und uns in eine stechend schwefelige Atmosphäre einhüllt. Dann beruhigt sich der Abgrund zu ununterbrochenem, geräuschlosem Aufsteigen von balligen Dampfsäulen wie aus einem riesigen langsam siedenden Kessel.

Was diese 6.000 m hohe Schneeregion des Cotopaxi von allen anderen mir bekannten Schneelandschaften unterscheidet, sind die höchst seltsamen Oberflächenformen, diese Millionen finger- bis armlanger Eisblätter, die aussehen wie rauhe Schindeln, meist wieder mehrfach gelappt gleich den Blättern des Weinstockes oder hängenden Straußenfedern. Auch in Ecuador habe ich diese eigenartigen Firngebilde sonst nie gesehen. Es sind sicher Kristallisationen des aus dem Krater aufsteigenden Wasserdampfes, also eine Art Rauhfrost.

Vor lauter Schauen, Messen, Notieren und Photographieren war es fast vier Uhr geworden. Es blieben nur zweieinhalb Stunden bis zum Anbruch der äquatorialen Nacht. Doch die weich ge-

> wordenen Firnhänge erlaubten einen Abstieg in höchster Eile. Vor völliger Dunkelheit war man wieder am Zeltlager. Der äußerst erschöpfte SANTIAGO bedurfte der Fürsorge, während der unermüdliche RESCHREITER noch beim letzten Abendlicht sein Skizzenbuch füllte.“

Der Pfarrer von Mulalo, bei dem man schon während des Anmarsches Quartier gefunden hatte, nahm lebhaften Anteil an allem. Die Dorfbewohner schüttelten die Köpfe:

> „Kein Mensch ist je auf dem Cotopaxi gewesen. Vor zwanzig, dreißig Jahren erzählten das auch schon einige Europäer – sie haben alle gelogen. Nun lügen diese beiden Alemanes ebenso. Solche Berge kann kein Mensch besteigen, und wenn doch einer hinauf käme, würde er oben sterben.“

> „Südöstlich vom Cotopaxi, nur eine Tagereise entfernt, steht eine felsige Vulkanruine, die trotz der königlichen Nachbarschaft des Cotopaxi sich mit Stolz sehen lassen kann, der Quilindana. Aber da er nur von wenigen Gegenden des Hochlandes zu erblicken und er fast immer vom berüchtigt schlechten Wetter der Ostkordillere umstürmt ist, kennt man ihn kaum in Ecuador. Soviel man vom Chimborazo und Cotopaxi spricht, vom Quilindana ist nie die Rede. Er ist noch unerstiegen.“

An ihm wie auch an ähnlichen Vulkanruinen hatte sich ein wissenschaftlicher Streit entzündet, ob die Gestalt seines fast 1.000 m aufsteigenden Gipfelkegels, der sich auf einem nur flach aufgewölbten vulkanischen Sockel erhebt, der zerstörenden Wirkung der glazialen und heutigen Erosion zuzuschreiben sei, oder von vornherein Ergebnis vulkanischer Tätigkeit. Grund genug für Hans MEYER, den Quilindana in seine Beobachtungen einzubeziehen. Eine Ersteigung kam nicht in Betracht; die Ungunst der Witterung hätte nicht einmal einen Versuch erlaubt. Die Unwirtlichkeit der Gegend und ihre Unwegsamkeit boten schon genug Schwierigkeiten.

> „Der am Berghang entlang führende Reitpfad war miserabel. Die Tiere folgen jahraus, jahrein derselben Spur und haben den Pfad zu einem knietiefen Graben ausgetreten, in dem sie oft bis an den Bauch verschwinden. Unsere Beine mit den Steigbügeln waren zu breit für den engen Graben. Immer wieder mußten wir sie nach vorne oder hinten über seinen Rand heben. Denn wenn der Graben zu tief wird, werden wir rechts oder links eingeklemmt. Das Tier hält den Druck für ein Antreiben, drängt erst recht in die Klemme hinein und treibt sich selbst die Sporen in den Leib. Erschreckt macht es einige Sätze, irgend etwas am Sattelzeug zerreißt, der Reiter stürzt fluchend zu Boden. Gequetschte Knöchel, geschundene Schienbeine gehören zur Tagesordnung. Auf solchen Ritten, oft in Regen oder Schnee,

> wird sonst kein Wort laut; jeder ist zu sehr mit sich selbst und seinem Tier beschäftigt ... Schnee war unseren Mulas nichts Ungewohntes. Sie traten vorsichtig Löcher und wenn sie bis an den Leib versanken, legten sie sich langsam auf die Seite, wodurch die Beine wieder freikommen konnten. Der Reiter muß rechtzeitig abspringen, nun selber versinkend. Auf steilen Abstiegen hockten sich die Mulas mit dem Hinterteil auf den Schnee und fuhren ein gutes Stück mit gestreckten Vorderbeinen ab. Erstaunlich unempfindlich waren meine beiden Arrieros. Einmal stapften sie zweieinhalb Stunden lang mit ihren geflochtenen Bastsandalen, natürlich strumpflos, hinter den Tieren her durch nassen Schnee und breiigen Schlick ohne ein Wort der Klage."

Die breite vulkanische Basis des Quilindana ergab genug Anzeichen für ihre eiszeitliche und spätere Ausmodellierung. Die Entstehung der steilen Gipfelpyramide konnte dadurch aber nicht erklärt werden. Doch wenige Monate vor Hans MEYERS Reise hatte die Natur an anderer Stelle durch ein schreckliches Ereignis ein Beispiel gegeben, wie man sich wohl eine Vorstellung von der Entstehung des Quilindana vor vielen Jahrtausenden machen könnte: im Herbst 1902 hatte der Vulkan Mt. Pélé auf der westindischen Insel Martinique durch den plötzlichen Ausstoß einer ungeheuren Glutwolke in einer Nacht 27.000 Menschen das Leben gekostet. Ein Lavastrom folgte, von dessen erkaltendem Magma aus einem sekundären Ausbruchsschacht in den nächsten Wochen eine Lavasäule von der Höhe des Eiffelturmes, 300 Metern, emporgepreßt wurde. Mit diesem Vorgange, nur unvergleichlich gewaltigerer Dimensionen, vergleicht Hans MEYER die Entstehung des Quilindana, einer Theorie STÜBELS für ähnliche Vulkanruinen folgend. Aus den breit auseinander geflossenen Lavaergüssen früherer Tätigkeiten wurde mit ihrem Nachlassen aus dem zentralen Ausbruchsschacht die Gipfelpyramide herausgepreßt. Erst an ihr konnte, wie schon am älteren Sockel, die zerstörende Kraft der Jahrtausende sich auswirken, ohne die Art und Weise ihrer Entstehung unkenntlich zu machen. So formte sich aus den verbliebenen eiszeitlichen Spuren und der Parallele, die das schreckenvolle Geschehen von Martinique bot, die dramatische Entstehungsgeschichte einer Vulkanruine.

Nach Hause berichtete Hans MEYER:

> „Latacunga, 20.7.03
> Gestern spät abends brachte mir die Post Deinen lieben Brief vom 4.6., in dem Du voll Sorge schreibst, daß noch kein Telegramm aus Guayaquil meine Ankunft gemeldet hat! ... Ich bin inzwischen dem Abschluß näher gekommen. Morgen reiten wir in zwei Tagen nach Quito, und von dort statte ich dem Antisana mit seinen gewaltigen Gletschern einen Besuch ab ... Wir haben – was im Lande große Sensation erregt hat – den berühmten

> Cotopaxi bis zu seinem Kraterrand bestiegen. Das ist seit über zwei Jahrzehnten nicht geschehen ... Gesundheitlich geht es uns beiden ausgezeichnet. Wir sind von Wind, Schnee und Sonne verbrannt wie die Indianer. Unser An- und Aufzug ist infolge des fünfwöchigen Zeltlebens in einen derart fragwürdigen Zustand geraten, daß überall die Menschen scheu zurückweichen und die Hunde uns wütend ankläffen. Meine Näh- und Stopfkünste haben die härtesten Proben ablegen müssen, aber es hilft alles nichts, das Irdische ist vergänglich ...“

Der Ritt nach Quito gab Gelegenheit, eine Reihe beiderseits der Route liegender Vulkanruinen auf die Entstehung ihrer heutigen Gestalt hin zu prüfen. Quito, die etwa 55.000 Einwohner zählende Hauptstadt Ecuadors, enttäuschte. Die Schönheit der Lage und der Stadt selbst entsprach nicht den landesüblichen hochgestimmten Lobpreisungen. Nur einige wenige Kirchenbauten vermochten Beachtung zu erwecken. Kein Bauwerk erinnerte mehr an die alte prähispanische Zeit. Das heutige Quito wurde auf den Trümmern der alten, von den spanischen Eroberern PIZARROS zerstörten Stadt neugegründet (1534), zunächst unter fremdem Namen. So besteht kein historischer Zusammenhang mehr mit einer alten zugrundegerichteten Kultur – wie überall in Ecuador.

Obwohl in dem von Quito ebenfalls erreichbaren Cayamba mit seiner Höhe von 5.840 Metern ein noch gewaltigerer Vulkanriese den Nur-Bergsteiger vielleicht mehr gelockt hätte, entschied sich Hans MEYER für einen Besuch des Antisana (5.757 m), der ihn schon aus der Gegend des Quilindana „mit magischer Gewalt“ angezogen hatte. Für den Wissenschaftler hatte der Atisana den Vorzug, daß noch in historischer Zeit, zuletzt 1728, große Lavaströme sich aus seinem Fuße ergossen hatten.

> „Je weiter wir auf die offenen Páramos hinaufritten, desto steifer blies uns der Ostwind entgegen. Ich mußte mit Bangen an STÜBEL denken, daß wir – wie einst er – 14 Tage vor dem Ziel liegen müßten, ohne auch nur eine Spur von seinen Schneegipfeln zu Gesicht zu bekommen. Auch WHYMPER sah bei seiner Besteigung nichts ... Nach zwei Tagen erreichten wir die strohgedeckte Steinhütte ’Hato Antisana’, mit 4.100 Metern eine der höchstgelegenen menschlichen Wohnstätten Ecuadors, die Behausung dreier indianischer Vaqueros. Am Nachmittag mit Pflanzen-Einlegen und Instrumentarbeiten beschäftigt, hörte ich plötzlich RESCHREITER vom nächsten Hügel rufen: ’Schnell, der Antisana kommt!!’ Und da kam er, der Bergriese, wie wirklich auf uns zu. In dem Maße, wie er aus den Wolken heraustrat, immer breiter, höher und drohender anwuchs und seinen Fuß immer weiter ausstreckte, schien er näher und näher gegen uns heranzurücken. Erst als er ganz frei war, stand er still. – RESCHREITER malte in heller Begeisterung, den schneidenden Wind

> nicht achtend, und auch ich konnte mich nicht sattsehen an dem herrlichen Bild."

Der Antisana erscheint zunächst als doppelgipfeliger Dom; er ist aber einer der größten Calderaberge der Anden, in einen mächtigen Firnmantel gehüllt, wie alle diese Großen. Und wie überall an diesen einzeln stehenden Vulkanbergen sind auch hier die ganz kurzen Gletscherzungen heutiger Zeit nur Zipfel des früher den ganzen Berg völlig einhüllenden Firnmantels, der sich vom Nährgebiet der oberen Regionen zum Bergfuße hin, zum Zehrgebiet, immer weiter ausbreiten muß. Anders als in unseren Alpen, im Kaukasus oder im Himalaya, deren im Nährgebiet liegende Firnmulden den hier gesammelten Schnee in oft vielfach längeren Zungen als Talgletscher abfließen lassen.

> „In der Frühe des 28. Juli brachen wir von unserem Hato auf. Nebel, dicker Reif. Um sieben Uhr blitzte die Sonne über den Eiskamm des Antisana. Wir ritten an der Westseite eines großen Lavastromes entlang, eines 'Volcano', wie man hier sagt. Jahrhunderttausende nach seiner ersten Entstehung hat der Antisana nach Westen bis Norden bis fünf Kilometer lange Lavaströme aus einem Fußgebirge hervortreten lassen. Von einem Zeltlager an der Moräne des Westgletschers wurde nach einem Tag der Orientierung und glaziologischen Untersuchungen die Gipfelbesteigung versucht. War auf dem weniger steilen unteren Saum des geschlossenen Firnmantels bequemes Vorwärtskommen möglich, so ging es mit zunehmender Neigung in vielen Windungen durch Eisbrüche und Séracs *(siehe 75)* zum Fuße eines großen Eisturmes, der uns von Anfang an die Richtung gewiesen hatte. Der Hang wurde immer steiler, das Wetter schlechter, der Wind immer wütender, Nebel und Schneetreiben immer dichter. Völlig von Schnee und Eis verkrustet, erreichten wir auf ziemlich breitem Firnrücken einen Steilabsturz; unter uns düsteres Nebelchaos. Wir standen am Rand der Caldera, 5.500 Meter hoch im Sattel zwischen den beiden Gipfeln des Antisana ... Ein Spaltensturz RESCHREITERs war noch glimpflich abgegangen. Jetzt endete ein Versuch, den Hauptgipfel trotz des bösen Wetters zu erreichen, wie am Chimborazo, an einer Riesenspalte von unabsehbarer Tiefe. Ohne Zögern wurde umgekehrt. Bald waren alle Spuren des Aufstieges verweht; eine angespannte Aufmerksamkeit erfordernde 'ice-navigation' begann, die selbst in den tieferen Regionen nur mit Hilfe der im Aufstiege notierten Kompaßweisungen zum Zeltlager führte. Schneidender Oststurm und strömender Regen verfolgten uns weiter, als wir mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit von den beiden Arrieros mit den Mulas abgeholt wurden. Ihre trotz des elenden Wetters verwunderlich heitere Seelenstimmung rührte von einer gründlichen Imprägnierung mit Chichaschnaps her, wie leicht zu bemerken war. –

> Am nächsten Morgen stand der Berg wieder mit seinem großen weißen Wolkenhut da, wie am Tage zuvor. Gerne hätte ich noch einen oder zwei Tage darangegeben, um an anderen Seiten des Antisana Bestätigungen der an der West- und Südwestseite gewonnenen Beobachtungen zu finden, die darauf schließen liessen, daß frühere Vereisungszeiten die Gletscher bis zu 10 km weiter hatten vordringen lassen. Aber unsere Zeit war bemessen, da ich auf alle Fälle noch vor Beginn der schlechten Jahreszeit den Chimborazo noch einmal besuchen wollte.“

Sieben Wochen waren seit dem ersten Besuch dieses gewaltigsten Aller vergangen. Wie mochten diese Sommerwochen sich am Firn- und Eismantel des Berges ausgewirkt haben? So ging es auf bekannten Wegen wieder dem Tambo Totorillas als Quartier zu, wo sich eine „Nachtstimmung“ besonderer Art entwickelte zwischen Kuhmist, Schweinegrunzen, Feuerknistern, Bachrauschen, Windsausen, Lawinendonner, Mondschein und Gitarrengeklimper. Wieder wurde von der Hacienda Cunucyacu aus das Zeltlager am Nordwestkamm aufgeschlagen. Schon von hier aus waren die Veränderungen in den oberen Regionen zu erkennen. Schwund der tieferen Schneefelder, Ausaperungen an den Gipfelkalotten und in weit größerem Ausmaße als früher die Ausgestaltung der Gletscherränder zu tiefen Kerben und zahllosen Eistürmen, ähnlich denen an den Westgletschern des Kilimandjaro. Auch als der Nachtfrost dem polternden Abbrechen der Eislawinen vom Gipfelfirn Einhalt geboten hatte, ließ der „Soroche“ *(76)*, die Bergkrankheit, wie in manchem früheren Hochlager nur wenig und kaum erquickenden Schlaf zu. Des unruhigen Umherwälzens und der Beklemmungen müde, brach man schon zu früher Stunde bei Mondlicht auf. Trotz Rückganges der mächtigen Eispolster mußten die roten nordwestlichen Felswände auf Firn und durch das Spaltenlabyrinth des Stübelgletschers umgangen werden.

> „Dann standen wir vor einer der seltsamsten Schnee- und Eislandschaften, die wir je gesehen. Sonne und Wind hatten in den vergangenen Wochen einen wahren Vernichtungskrieg gegen die Eiswelt geführt. Die vordem gut begehbaren wellig ausgeschmolzenen Firnhänge waren bis zum Gipfel hinauf in einen furchtbaren Stachelpanzer verwandelt. Die Oberfläche des Gletschers starrte von eisigen Zacken, Säulen, Tafeln und Klippen, die ½ bis 1 ½ Meter hoch waren und so dicht standen, daß man sich oft nur mit Mühe zwischen ihnen durchzwängen konnte. Es war das typische Bild des nieve penitente, des Büßerschnees, wie er zuerst in den südlichen, dann in den nördlichen Cordilleren bekannt geworden ist. Im äquatorialen Amerika war er noch nicht beobachtet worden. Da ich aber sehr ähnliche Formen schon im äquatorialen Afrika, am Kilimandjaro, gefunden hatte, so hatte ich sie auch im Hochgebirge von Ecuador erwartet. Ich war aber aufs höchste überrascht von der Ausdehnung und der großartigen Ausbildung des Phänomens ... Man begreift den

> Namen 'Büßerschnee': Die Sonne drang nur mit fahlem Licht durch die hochziehenden Nebel. Einer unabsehbaren Zahl grauer Mönchsgestalten vergleichbar, stehen die Eisfiguren da, eine so phantastisch wie die andere, alle in langen parallelen Reihen, wie in tausendköpfigen Prozessionen. An anderen Stellen gleichen sie dem Ruinenfeld einer alten zerstörten Stadt oder auch schäumenden Wellenzügen, die in wilder Bewegung plötzlich erstarrt sind."

In mühsam-steilem Anstiege arbeitete man sich zu einem trümmerbedeckten Felsstreifen durch, der in erdrückender Nähe von den gewaltigen Eisabbrüchen des Gipfelfirns begleitet war. Gefrorene Wasserfälle und baumdicke Eiszapfen verzierten sie,

> „ein wunderbares, an die inneren Eismauern des Cotopaxikraters erinnerndes Bild."

Durch neue Penitentesfelder und auf Steilfirn konnten noch 200 Höhenmeter gewonnen werden; dann verwehrte wieder eine Riesenspalte den letzten Zugang zum Gipfel, kaum mehr als 100 Meter unter dem höchsten Punkt. Sie umrahmte, soweit man nur sehen konnte, wie ein Festungsgraben den ganzen Westgipfel.

> „Wäre der Firn noch so beschaffen gewesen wie vor sieben Wochen, so hätten wir in gewiß weiter Umgehung den Gipfel wohl noch erreichen können. Es war erst wenig über 11 Uhr und wir waren noch bei guten Kräften. Für meine Firn- und Eisuntersuchungen war die jetzige Jahreszeit am günstigsten; für eine Gipfelbesteigung ist der August zu spät."

Dank der Markierung der komplizierten Anstiegsroute durch mitgenommene Chiquiraguazweige ging der Abstieg ohne Irrgänge vonstatten. Am nächsten Morgen lag Neuschnee fast bis zum Talgrunde, und der Oststurm hatte nicht wenig Schnee in das eisverkrustete Zelt hineingeblasen. Bei solchem Wetter hätte man tags zuvor auf jeden Versuch verzichten müssen.

> „Heute war es nur ärgerlich, daß wir bei dem Sturm kein Feuer zustande brachten und wir uns bei neun Grad unter Null mit kaltem Kakao begnügen mußten. Unter solchen Umständen sieht sich die Poesie des alpinen Lagerlebens anders an, als bei heissem Tee im warmen Pelzsack."

Am nächsten Tage wurde man in der Hacienda aufs beste aufgenommen, doch konnte die größte Freundlichkeit nicht gegen die nachwirkenden nächtlichen Anfälle des Soroche ankommen. Die knapp werdende Zeit drängte zum Abmarsch auf der schon bekannten Route nach Riobamba. Das Abrastal ließ dieses Mal mehr von sich sehen als vor zwei Monaten: durch drei große bisher unbekannte Gletscher, vom östlichen Gipfelkamm des Chimborazo herabfließend, konnte die Karte ergänzt, das Abrastal selbst als altes Gletscherbett erkannt werden. Auch die Zeichen zweimaliger Vereisung entgingen der Aufmerksamkeit nicht. Zwischen den beiden Glazialperioden aber mußte eine warm-trockene Zeit mit ausgeprä-

tem Steppenklima bestanden haben, ähnlich wie in Europa. Wie dort auch hatte damals eine Tierwelt Hoch-Ecuador bevölkert, die – wiederum wie in Europa – die folgende Eiszeit nicht überlebte, bis auf wenige Reste. Hans MEYER versäumte nicht, eine Fundstätte diluvialer Fossilien zu besuchen.

Schon einige frühere Forscher hatten gleiches Alter eiszeitlicher Relikte in den verschiedensten Gebieten der Erde angenommen und daraus auf eine einheitliche Ursache der Vereisungen geschlossen. Andere stellten lokale Gegebenheiten in den Vordergrund, und noch andere glaubten in sehr spekulativer Weise abwechselnde Vereisungen der nördlichen und der südlichen Hemisphäre infolge von Schwankungen der Erdachse annehmen zu können. Neben allen Einzelergebnissen auf rein geographischem, vulkanologischem und glaziologischem Gebiet bestätigten Hans MEYERs Untersuchungen in den äquatorialen Zonen, am Kilimandjaro und nun in Ecuador, daß hier wie dort gleichartige und gleichzeitige Einflüsse wirksam gewesen waren. Solche konnten aber nur außerirdische, kosmische Faktoren gewesen sein. Dafür kamen – kaum anders denkbar – verschieden starke Intensitäten der Sonneneinstrahlung in Frage. Und

> „mit der Sonnenwärme schwanken wahrscheinlich die Klimate und die Gletscher unserer Erde vor und zurück wie in ungeheuren Pendelschwingungen. Eine solche Pendelschwingung mag viele Jahrtausende dauern, aber in der Geschichte der Sonne und der Erde hat sie doch nur den Wert eines Sekundenschlages.“[43)]

[43)] Hans MEYER veröffentlichte seinen Bericht *»Reisen im Hochlande von Ecuador« [32, 33]* in der *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin*, Berlin 1904, Nr. 1 und Nr. 2 *[Bearb.]*.

XI.

Ruanda,

ein schwarzer Herrscher

und sein Hof

1911

Die 4. Ostafrika-Expedition lag schon 14 Jahre zurück, als Hans MEYER sich im Mai 1911, 53-jährig, noch einmal nach Ostafrika aufmachte. Sein Ziel war das „Zwischenseengebiet". Es wird begrenzt vom Viktoriasee im Osten, vom Kiwu- und Edwardsee im Westen. In diesem Gebiet liegen die Länder Ruanda und Burundi[44)].

Weder die arabischen Sklavenjäger, die Burundi schwer heimgesucht hatten, noch die großen Expeditionen von STANLEY und EMIN PASCHA hatten sich bis Ruanda gewagt. Als Erster kam Graf VON GÖTZEN[45)] 1894 dorthin und brachte zuverlässige Nachrichten von Land und Leuten. Er hatte die Zeit eines Interregnums benutzt, um in Ruanda einzudringen; denn kein Herrscher hatte je einem Weißen das Betreten des Landes gestattet. Auch nach der Expedition des Herzogs ADOLF FRIEDRICH ZU MECKLENBURG[46)] 1907/08 lag noch der Zauber des Unentdeckten über vielen Teilen des Landes; nur ungewisse Nachrichten kamen von großen Strömen, von riesenhaften Menschen, von Zwergen und von hohen Bergen, von denen die Eingeborenen sagten, daß ihnen unter Donner Feuer und Rauch entquöllen. Die „weißen Flecke" der Karte auszufüllen, war nur eine Teilaufgabe der neuen Expedition. Dieses Gebiet der größten Seen und der aktivsten Vulkane Afrikas ist zugleich Wasserscheide zwischen Kongo und Nil, zwischen west- und ostafrikanischer Flora, zwischen Faunen und Bevölkerungen. So wartete eine Fülle verschiedenster Probleme der Lösung.

Für das nachfolgende Kapitel gilt das im Vorwort über meine Quellen Gesagte in besonderem Maße, denn zu einer vollständigen Darstellung dieser Reise ist Hans MEYER nicht mehr gekommen. Nur die ethnographischen Ergebnisse hat er in seinem umfangreichen Werk *»Die Barundi« [40]* (Leipzig 1916) niedergelegt. Als vorwegnehmende Zusammenfassung kann neben Einzelmitteilungen die Ausarbeitung eines Vortrages *»Auf neuen Wegen durch Ruanda und Burundi«* gelten.

Vom Schiff aus gingen Briefe an seine Frau:

„Vor Port Said, 26.5.1911

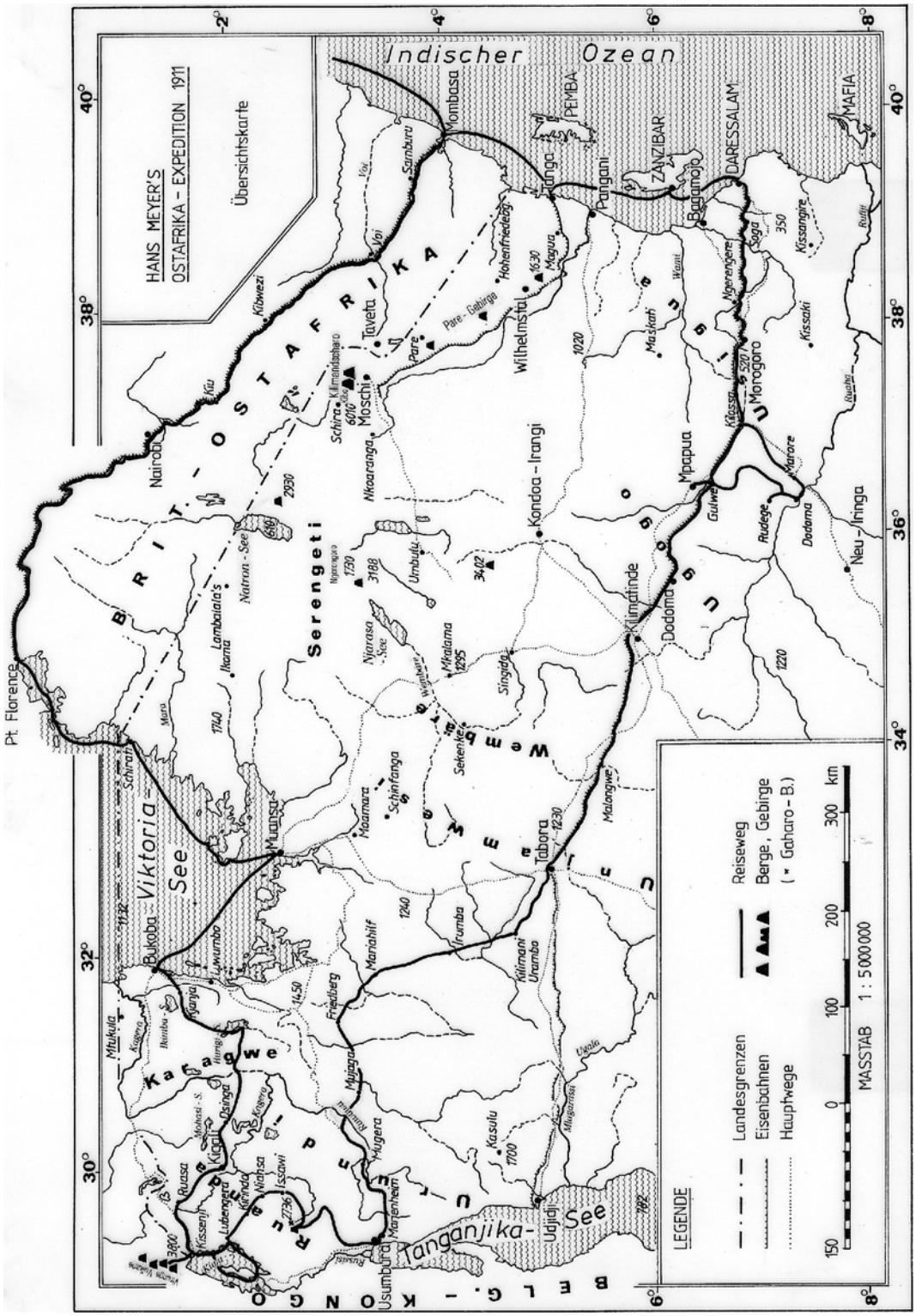
Sobald wir morgen von Suez ins Rote Meer eingefahren sind, werden uns die sonnenglühenden Wüsten von rechts und links

---

44) Nachfolgend wird für die beiden 1918 von Deutsch-Ostafrika abgetrennten und unter belgisches Mandat gestellten Länder die heute für Rwanda überwiegend gebräuchliche bzw. die für den Staat Burundi (statt Urundi) offizielle Schreibweise verwendet *[Bearb.]*.

45) Gustav Adolf VON GÖTZEN [1866–1910] durchquerte 1893/94 Afrika von Ost nach West und wurde 1901 Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und Kommandeur der Schutztruppe. Vergleiche Reinhart BINDSEIL, *»Ruanda im Lebensbild des Offiziers, Afrikaforschers und Kaiserlichen Gouverneurs Gustav Adolf von Götzen (1866-1910)« [6]*, Berlin 1992 *[Bearb.]*.

46) Der Forschungsreisende Adolf Friedrich HERZOG ZU MECKLENBURG [1873–1969], 1912-14 letzter Gouverneur von Togo, zog Hans MEYER als seinen wissenschaftlichen Berater heran und berichtete über die Expedition in seinem berühmten Werk *»Ins innerste Afrika. Bericht über den Verlauf der deutschen wissenschaftlichen Zentral-Afrika-Expedition 1907-1908« [2]*, Leipzig 1909 *[Bearb.]*.



Karte der Route der Ruanda-Burundi-Expedition 1911
(verkleinert)

so einheizen, daß wir uns nach dem Hochland von Karagwe und Ruanda sehnen werden. Ein Missionar mit seiner Frau ist an Bord, die nach der Missionsstation am Kiwu-See gehen, wo wir in drei Monaten auch zu sein hoffen. Die Frau, eine gebürtige Thüringerin, hat mich bereits zu Thüringer Klößen eingeladen. Man denke, mein Lieblingsessen am Kiwu-See!“

Es folgten zum zehnten Male die schlimmen Tage im Roten Meer.

„Vor Aden, 1.7.1911

... Gott sei Dank! Wir sind heute aus dem höllischen Fegefeuer des Roten Meeres heraus und kommen nach Aden. Die letzten fünf Tage waren schlimm. Noch im Suezkanal war es so kühl, daß ich mich im langen Winterpaletot sehr wohl fühlte; aber bald hörte die Brise ganz auf, und je weiter wir nach Süden kamen, desto glühender und schwüler wurde es. Am ärgsten ist es nachts. Das Thermometer sinkt im besten Falle auf 29 oder 30 Grad, und da kann kein Mensch schlafen, der nicht eine schwarze Haut hat. Man ist froh, wenn um 4 Uhr die Deckwäscher ihre lärmende Arbeit beginnen und man im dünnen Deckanzug mit nackten Füßen im Wasser herumpatschen kann ... Jetzt hat nun dieser anstrengendste Teil der Reise ein Ende. Gleich nachdem wir die Straße von Bab el Mandeb *(„Straße der Tränen“, durch die die Sklaven von Aden verschifft wurden)* hinter uns hatten, fiel das Quecksilber um 4 Grad. Morgen nimmt uns der Indische Ozean mit brausendem Monsunwind und hohem Wogengang auf. Da wird es viel Seekrankheit geben, aber das ist bald überwunden, und dann genießt man die nach Süden täglich zunehmende Kühle und die gewaltige Größe der Natur mit neuer Empfänglichkeit und neuer Dankbarkeit. An Bord habe ich mich durch allerhand Studien weiterhin für meine Aufgabe gerüstet, so daß ich dem Verlauf der Reise mit Zuversicht entgegensehe. Herrn Dr. HOUY *(neben Oberleutnant TILLER als Arzt und Zoologe dritter Expeditionsteilnehmer)* habe ich im Kiswaheli so weit gebracht, daß er sich in 8 Tagen über alles Nötige mit den Negern verständigen kann ...“

„Mombassa, 9. 6. 1911

Liebster Schatz,
da wäre ich nun auf der ersten Station meiner Ostafrika-Reise ... Ich sitze auf der luftigen Veranda meines Zimmers, nur mit weißer Hose bekleidet, schaue über purpurne Bougainvillen-Hecken hinaus auf den brandenden Indischen Ozean und lasse meine Gedanken zu Euch in die ferne Heimat wandern. Die letzten 8 Tage sind wir gehörig durchgeblasen und herumgeworfen worden. Wir hatten so viel Strömung gegen uns, daß wir mit

2 Tagen Verspätung in Mombassa eingetroffen sind. Morgen fahren wir mit der Ugandabahn nach Nairobi, wo wir 2-3 Tage auf kühler, waldiger Höhe bleiben. Dann geht es weiter per Bahn nach Kisumi am Viktoriasee und mit englischem Dampfer an der deutschen Ost- und Südküste entlang über Muansa nach Bukoba.“ [47)]

„Bukoba, 22. Juni 1911
Viktoria-See

Das erste Ziel unserer Reise haben wir vor drei Tagen endlich erreicht. Unsere Ankunft hatte sich einige Tage verzögert, weil unser Kapitän Vermessungen vorzunehmen hatte und wir in Muansa wegen Pest in Kisumi zwei Tage in Quarantäne liegen mußten. Leider hat diese Verkehrsstörung den üblen Effekt gehabt, daß ein Teil meiner Kisten noch nicht angekommen ist. Natürlich sind es, wie immer in solchen Fällen, gerade die wichtigsten, nämlich die Instrumente und alle Gewehre. Wenn sie nicht übermorgen mit dem von Uganda kommenden Dampfer eintreffen, kann ich sie erst in 14 Tagen erwarten. Erschwerend ist auch, daß die Regenzeit noch nicht ganz aufgehört hat. Täglich brausen am Vormittag schwere Gewitter über den See und werfen seine schäumenden Wogen an die Küste. Aber die Nachmittage sind klar und die Nächte sehr kühl. Der See hat vollkommenen Meerescharakter in seiner unabsehbaren Weite, dem Wellengang, der blaugrünen Wasserfarbe und dem Sand- oder Felsenufer. Im Osten und Süden ragen phantastisch verwitterte mächtige Granitfelsen empor; hier auf der Westseite breitet sich ein welliges Plateauland aus Tonschiefer aus, aber auch dieses ist mit Tausenden von burgartigen Quarzitfelsen gekrönt, die sich oft höchst seltsam wie alte Ruinen ausnehmen. Ich habe alles photographiert und werde es Euch in plastischen Stereoskopbildern vorführen. Dazu auch die Menschen. Sie sind auf der Westseite des Sees größer, schlanker und dunkler als die Suaheli, von freundlichem Wesen, arbeitsam und durch ihre Häuptlinge diszipliniert. Wenn man an ihren sauber geflochtenen Rundhütten vorübergeht, treten sie vor die Türöffnung, kauern nieder, klatschen mehrmals lächelnd in die Hände und rufen: ’Lebe hundert Jahre, großer Fürst!’ Zuerst ist man von dieser Devotion sehr überrascht, aber man gewöhnt sich schnell daran. Sie haben es so von ihren Häuptlingen gelernt.

---

47) Muansa (heute Mwanza), Hauptort des Bezirks XVI am Südufer des Viktoria-Sees, Kaiserliche Station I. Klasse mit Postagentur.
Bukoba, Sitz einer Residentur des Bezirks XIX, am Westufer des Viktoria-Sees, Kaiserliche Station I. Klasse mit Postagentur *[Bearb.]*.

Meine Karawane, zu der ich noch 70 Mann aus Muansa mitgebracht habe, weil die hiesigen Waheia keine schweren Lasten tragen, besteht aus 114 Trägern, 3 eingeborenen Karawanenführern, 6 Boys zur persönlichen Bedienung von uns drei Europäern, 2 Suaheli-Köchen, einem eingeborenen Jäger, der Dr. HOUY beim Sammeln und Präparieren hilft, mehreren halbwüchsigen Jungen und 5 Polizeisoldaten aus Dar-es-Salaam. Unsere Zelte sind wahre Kleinodien von Gemütlichkeit und praktischer Einrichtung. Wir ziehen also gut versorgt und wohl vorbereitet los, sobald unsre noch fehlenden Kisten da sind."

„Bukoba, 25. Juni 1911

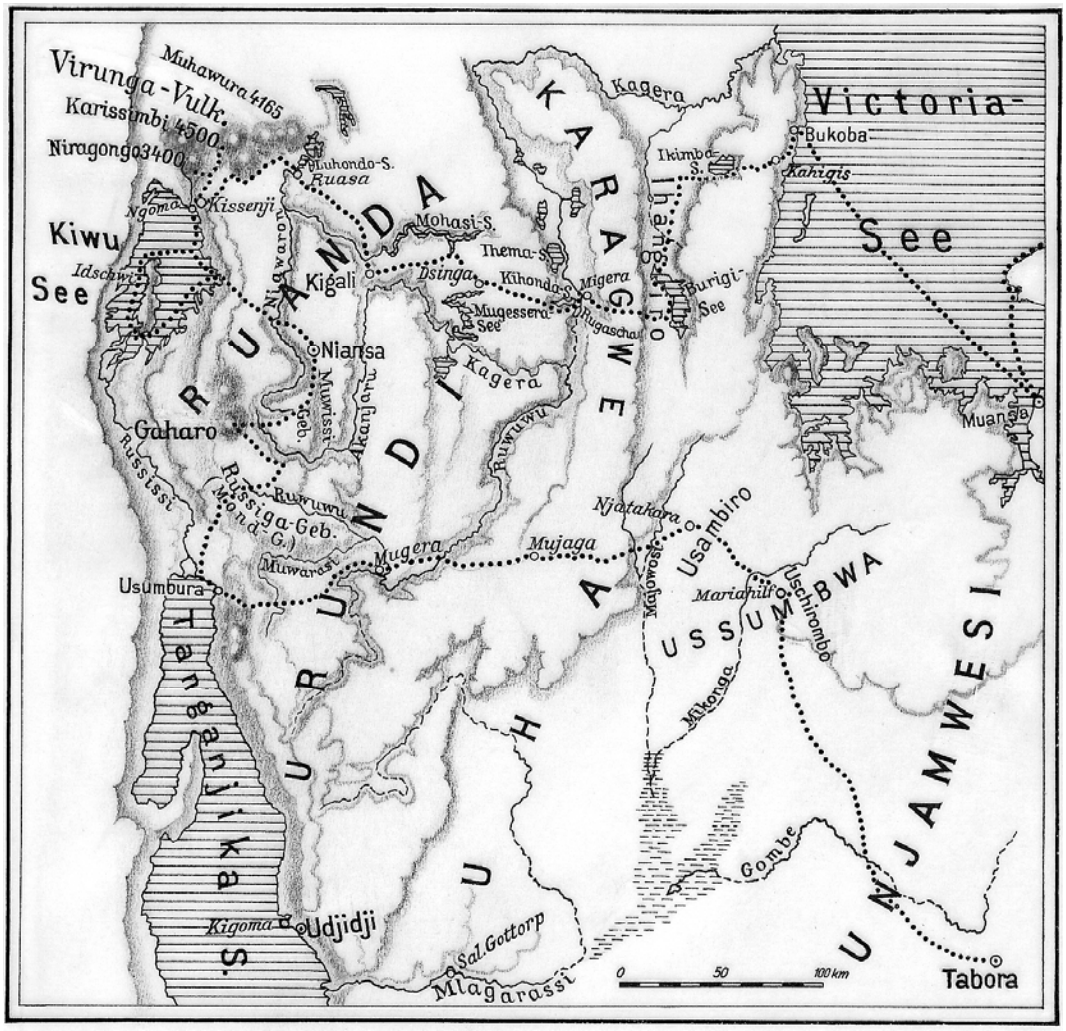
... Der Dampfer ist vorhin angekommen und hat die noch fehlenden Kisten mitgebracht. Also kann es übermorgen losgehen!"

Nach dreiwöchigem Marsch war man am kaum bekannten Burigisee angelangt. Das dünn besiedelte Land war so arm, daß die Karawane verhungert wäre, wenn nicht auf Befehl des Großhäuptlings, dem das Land bis an die Ruanda-Grenze unterstand, Lebensmittel geschickt worden wären. Die Grenze gegen Ruanda ist der Kagera, der eigentliche Quellfluß des Nil, der als mächtiger Strom von Westen her den Viktoriasee durchfließt.

„... Am Kagera, der sich in einem steilwandigen Tal in unzähligen Windungen durch eine grüne Papyrusdecke schlängelt, hielt uns das schwierige Übersetzen der großen Karawane in Einbäumen zwei Tage lang auf ... Jenseits beginnt das so lange verschlossen gebliebene, streng monarchische Reich Ruanda. Wir durften es nur mit Erlaubnis des Königs betreten." *(77a)*

„Migera-Fähre am Kagera-Fluß,
12. Juli 1911

Liebstes Herz,
ich sitze hier in meinem Zelt mitten in der Wildnis auf dem hohen westlichen Hügelrande des Kageraflusses. Wir sind heute in das Reich Ruanda eingetreten, nachdem wir in 14-tägiger Arbeit den Ikimbasee und Burigisee erforscht haben und außerordentlich viel neue Kenntnisse über ihre Gestalt, ihre Flüsse, Vegetation, Klima, Tierwelt und die Bewohner gewannen. Namentlich der Besuch des bisher fast noch ganz unbekannten Burigisees durch die Wildnis von Ihangiro, die wir in fünf Tagen querten, war höchst ergebnisreich. Die Landkarte bekommt durch unsere Reise ein ganz anderes Gesicht. Geologisch, botanisch, zoologisch haben wir fleißig gesammelt. Mit meinen beiden Begleitern komme ich sehr gut aus, nachdem beide in ihrer Spezialarbeit stecken. Ich selbst fühle mich sehr



Route der Ruanda-Burundi-Expedition 1911 von Muansa nach Tabora

befriedigt in der fruchtbaren Arbeit. Die Jahreszeit ist zwar wenig reizvoll, weil jetzt alles sonnenverbrannt ist, aber Luft, Licht und Größe der weiten Wildnis übt wieder den alten Zauber auf mich aus. ... Ich freue mich, daß ich aller Schwierigkeiten noch leichter Herr werde als meine so viel jüngeren Begleiter. Regelmäßige Chininprophylaxe wird fortgesetzt und bekommt uns bis jetzt sehr gut. In fünf Tagen wollen wir in Kigali bei dem Residenten Dr. KANDT sein.

Nach der Überschreitung des Kagera ging unsere Marschrichtung direkt nach Westen durch einen weißen Fleck der Karte. Gleich zum Anfang gab es eine überraschende Entdeckung; wir sahen vom hohen Bergesrand zu unseren Füßen einen riesigen tiefen Gebirgskessel in steilen Abstürzen sich auftun und in seinem Grund einen vielarmigen, blaugrauen See schimmern.

> Kihonda nannten ihn die Eingeborenen. Dann zogen wir weiter nach Westen durch unbekanntes Land ...“ [48)]

Je weiter man nach Westen kam, desto fruchtbarer und dichter besiedelt war das Land. Die Mehrzahl der Eingeborenen sind Bantu, hier Wahutu genannt. Nach ihrer Tradition sind sie einst von Osten, vom südlichen Viktoriasee, eingewandert. Erst seit dem Einfall der hamitischen Watussi vor 400 Jahren gibt es nähere Kunde von den Wahutu und ebenso von der Urbevölkerung, den pygmoiden Batwa-Zwergen. Hans MEYER faßt in seinem großen ethnographischen Werk *»Die Barundi« [40]* diese drei in staatlicher Gemeinschaft lebenden Völker unter dem Namen „Barundi“ zusammen.

Die hochwüchsigen damals herrschenden Watussi waren die auffallendsten Gestalten unter der Bevölkerung. Die Mehrzahl maß 1,80-1,95 m, manche über 2 m. Dem schlanken Körperbau entsprachen die sehnigen Glieder mit schmalen Händen und Füßen.

> „Ihre am rechten Handgelenk getragenen Schmuckringe sind so eng, daß sie für Kinder bestimmt zu sein schienen. Das linke Handgelenk trägt zum Schutz gegen die zurückschnellende Bogensehne eine Holzscheibe, in deren 2½-3 cm breiten Spalt kein Europäer seine Gelenke hätte einschieben können.“

Den langen Schädel charakterisiert ein ovales Gesicht mit breiter Stirn, feiner Nase und kleinem, schmallippigem Mund. Der edle Eindruck wurde häufig durch vorstehende Schneidezähne des Oberkiefers und halb offenen Mund beeinträchtigt. Gerade diesen Watussi war meist die größte Körperlänge zu eigen, beides offenbar die Folge strenger Inzucht der vornehmen Geschlechter, der „Bahima“ (Nordmänner).

> „Wie oft“,

so berichtet Hans MEYER,

> „glaubte ich bei ihrem ersten Erscheinen die hochgewachsenen, scharfnasigen Leute von der Galla- oder Somaliküste Nordafrikas vor mir zu haben, die ich von früher her kannte, und wie oft wurde ich an die Typen alter ägyptischer Herrscher erinnert, wie sie uns auf den Bildern ihrer Königs- und Tempelbauten entgegentreten.“

Die Watussi nennen als frühere Heimat ein Land im Nordosten,

> „wo große Berge ständen und wo der Mond aus ihren Spitzen neue Kraft und ein schönes weißes Licht schöpfe.“

---

48) Die Tagebuchaufzeichnungen Hans MEYERS aus der Zeit seiner Bereisung Ruandas vom 12. Juli bis 9. September 1911 wurden von Dr. Reinhart BINDSEIL, ehemals deutscher Botschafter in Kigali, veröffentlicht in *»Hans Meyer, Ein biographisches Porträt«.* Als Manuskript vervielfältigt, Bonn 1992 (vergleiche auch *[6]*). Die zehn Tagebuchbände der Expedition befinden sich im Institut für Länderkunde in Leipzig *[Bearb.]*.

Die zweite und größte Bevölkerungsgruppe sind die von den Watussi beherrschten Wahutu, die fast 9/10 der Gesamtzahl ausmachen. Sie haben den untersetzten Körperbautypus, wie er den Bantu in allen Ländern des Zwischenseengebietes eigen ist. Mit ihrem prognathen *(77b)* Schädel fallen sie sofort gegenüber den Watussi auf. Die Wahutu sind, wie alle Bantu, intelligent, lebhaft und von sanguinischem Temperament. Doch sind sie trotz ihres impulsiven Handelns zu starker Anspannung des Willens meist nicht fähig. Ein ausgeprägter Zug zu allem Mystischen und Übersinnlichen lebt in ihnen. Große Gutmütigkeit spricht aus ihrem Verhalten untereinander und aus ihrer Kinderliebe. Wenn kein höherer Mtussi zugegen ist, sind die Wahutu heiter, laut und mitteilsam, in Gegenwart der Watussiherren ernst und zurückhaltend.

Die älteste Bevölkerungsschicht im ganzen Zwischenseengebiet sind Reste pygmoider Stämme, die „Batwa“. Sie lebten früher in den Wäldern Ruandas als Jäger, vornehmlich im Gebiet der Virunga-Vulkane, wo sie 1911 noch fast rein im Typus waren. Mit der Ausbreitung der Bantu und dem Schwinden der Wälder in den anderen Gebieten wurden sie zu Siedlern, trieben Ackerbau und Handwerk und vermischten sich mit Bantublut. Mit 1,40-1,50 m Größe übertreffen sie infolgedessen die reinrassigen Pygmäen schon sehr deutlich. Von den Watussi wie von den Wahutu als Paria betrachtet, wurden sie meist schlecht behandelt und ausgenutzt, soweit sie nicht von den Watussi-Herren als Wächter, Medizinmänner oder Hofnarren verwendet wurden.

> „Sie sehen oft tief melancholisch aus und sind äußerst mißtrauisch. Ich habe selten einen Batwa lachen gesehen.“

Auf dem Weitermarsch durch Ruanda in westlicher Richtung notierte Hans MEYER:

> „Das Verhalten der Eingeborenen der Karawane gegenüber war reserviert, aber friedlich. Die allerwärts herrschende musterhafte Ordnung verriet die straffe von den Watussi-Herren ausgeübte Zucht. Während die Wahutu auf den Feldern arbeiteten, standen die langen Watussi nichtstuend in Gruppen am Wege, ruhig auf die Speere gelehnt und blickten gelassen auf die vorbeiziehende Karawane herab, als sei ihnen das ein alltägliches Schauspiel. Hochmut gegenüber dem Europäer, der ihm nicht zu begegnen weiß, besonders aber gegenüber den Unterlegenen, Rassenstolz, solidarischer Zusammenhalt, unterstützt von Grausamkeit und Verlogenheit, kennzeichnen die Wesensart der Watussi *(78)*. Diese Wesensart und ihr früherer kämpferischer Geist haben ihrer Minderheit von 10% in Ruanda *(79)* und nur 5% in Burundi die Herrschaft über die älteren Bevölkerungsteile verschafft und über Jahrhunderte erhalten. Das hat schließlich zu Verweichlichung, zu Feigheit, wenn die Lage fatal zu werden droht, und zu Faulheit geführt. Ihre gelegentlichen Feindseligkeiten lassen sie durch die Wahutu ausführen und leiten die Aktionen

> vorsichtig aus dem Hinterhalt mit Schlauheit und List ... Der Mtussi arbeitet nie, außer er gehört zu der geringen Zahl der Ärmsten. Er beschäftigt sich nur mit seinem Reichtum und Stolz, den Rinderherden. Im Nichtstun das Leben genießen ist ihm der Inbegriff aller Lebensweisheit."

Die den Watussi in jeder Hinsicht, nur nicht an Zahl, unterlegenen Wahutu waren bei ihrer Abgeschlossenheit von anderen Bantustämmen unter der Knechtschaft der Watussi zu sklavischer Fügsamkeit in Denken und Wollen herabgesunken. In seinem Werk *»Die Barundi« [40]* äußert sich Hans MEYER, daß der erstaunliche politische Sinn der Watussi ausschließlich im Dienste ihres die Wahutu ausbeutenden Egoismus steht, aber jeder höheren Staatsauffassung vollkommen fern sei. So sei es nur natürlich, daß die Wahutu in den Watussi nur die stammesfremden Eroberer sähen, deren Joch sie auf sich lasten fühlen. Eine Auflehnung gegen ihre Herren sei jedoch nicht zu erwarten, teils weil sie, wie fast alle Negervölker, das Bedürfnis der Unterordnung unter eine feste führende Hand hätten, teils aus Furcht vor den Watussi und schließlich, weil sie in zahlreiche einander befehdende Geschlechter zerfallen seien. Abschließend urteilt der Autor:

> „Solange die Watussi Herren im Lande sind, ist ein geistiger und kultureller Aufschwung der Wahutu unmöglich. Denn nur der jetzige in Jahrhunderte langer Abgeschlossenheit beibehaltene Tiefstand der Wahutu sichert ihnen die Herrschaft. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß im Laufe der Zeiten die Herrschaft der verhältnismäßig wenigen Watussi über das Land und seine Wahutu-Bevölkerung gebrochen werden muß."

Eine Forderung, die 50 Jahre später eine schreckliche Verwirklichung fand *(80)*.

Hans MEYER hatte den Hochmut der Watussi nicht zu befürchten.

> „Sobald mittags unser Lager aufgeschlagen war, erschien der örtliche Lehnsmann des Königs mit einer langen Kolonne von Wahutu mit Nahrungsmitteln. Interessant war es, wie schnell sich die Nachricht von unserem Kommen über das ganze Land verbreitete. Über die Täler hinweg werden in Ruanda alle Mitteilungen von Höhe zu Höhe gerufen, in merkwürdig hoher Stimmlage. Den ganzen Tag hört man die langgedehnten Rufe ertönen. Das sind außer dem Sausen des andauernden Ostwindes und dem gelegentlichen Blöken der Rinder die einzigen Töne, die die allgemeine Stille unterbrechen."

Ruanda war in neun Hauptprovinzen gegliedert, denen noch einige tributpflichtige Außenbezirke zugerechnet wurden. Jede Provinz hatte einen „Mtualen" (Gouverneur) aus einer dem Königshause nahestehenden Familie. Er war dem König als oberstem Lehnsherren mit Leib und Gut für Ordnung und Gedeih seiner Provinz verantwortlich. Durch zahlreiche Unterlehen ging die Aufteilung der Provinz unter den Watussi-Familien weiter, und immer waren es die ackerbauenden Wahutu, die als Hörige der Lehnsherren für diese arbeiten mußten und dafür ge-

schützt und mit der Überlassung von Vieh zur eigenen Nutzung entlohnt wurden. Herr über alles, über alles Land und alle Menschen, alles Vieh war der König, damals der „Msinga“ JUHI, der seine Residenz in der Zentralprovinz Nduga hatte. Von dort beherrschte er sein Reich mit fester Hand bis in die äußersten Winkel.

> „Trotz der fortschreitenden Erschließung des Landes und der nie ernstlich getrübten Beziehungen zwischen dem Msinga JUHI und den wenigen Deutschen, die das Land betreten durften, glaubte die deutsche Kolonialregierung davon absehen zu sollen, im Zwischenseengebiet Bezirksämter mit administrativen Aufgaben einzurichten wie in allen anderen Teilen der Kolonie. Man setzte nur einen Residenten als Berater des Königs ein, der seinen Einfluß in allen wichtigen Angelegenheiten geltend machen konnte. Dazu gehört eine reiche Personen- und Landeskenntnis, scharfe Beobachtungsgabe, viel psychologisches Verständnis und diplomatisches Geschick. In Dr. Richard KANDT, von Hause aus Arzt [1867–1918], war die geeignete Persönlichkeit gegeben, und der Erfolg hat die Richtigkeit der Wahl bestätigt. Von Kigali aus, in wohlbemessener Entfernung von der Residenz des Königs, hat KANDT bald einen so starken freundschaftlichen Einfluß gewonnen, daß der Msinga sogar in persönlichen Angelegenheiten nichts Wichtiges unternimmt, ohne KANDT um Rat zu fragen. Von KANDTs eingehender Kenntnis des Landes und seiner Menschen legen die Briefe und Tagebuchblätter Zeugnis ab, die er 1904 in seinem feinsinnigen Werke *’Caput Nili’*[49] *[15]* zusammengefaßt hat.“

Immer weiter nach Westen ziehend, am Mohasisee vorbei, erreichte Hans MEYER den Sitz KANDTs, der ihm bald zum Freunde werden sollte.

> „Kigali, Ruanda, 22.7.1911
>
> Liebster Schatz!
>
> ... Wir sitzen in einem behaglichen Zimmer der Gouvernementstation, wo wir bei Herrn Dr. KANDT zu Gast sind. Auf freier Bergeshöhe liegen einige Ziegelhäuschen im Viereck, von Mauern umgeben. Das ist die Station. Außerhalb der Mauern schliessen sich ein halbes Hundert Wellblechhütten von Indern und Griechen an, die hier allen möglichen und unmöglichen Handel treiben, sowie zahlreiche Schilf- und Strohhütten der Eingebore-

[49] *»Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils« [15]*, Berlin 1904. Richard KANDT, geboren in Posen, Arzt in München, ging 1897 nach Deutsch-Ostafrika und war von 1907-14 kaiserlicher Resident in Ruanda. Vom Kriegsausbruch 1914 in Deutschland überrascht, nahm er als Stabsarzt am Kriege teil und starb 1918 in Nürnberg an den Folgen einer im Frontdienst erlittenen Infektion. Sein in mehreren Auflagen erschienenes Buch gilt als eines der besten afrikanischen Reisewerke. Ein biographisches Porträt Richard KANDTs findet sich in Reinhart BINDSEIL, *»Ruanda und Deutschland seit den Tagen Richard Kandts« [5]*, Berlin 1988 *[Bearb.]*.

> nen mit ihren ausgedehnten Bananen-, Hirse-, Bohnen- und Batatefeldern. Der Watussikönig Msinga wohnt zwei Tagesreisen weiter südwestlich in Nyanza. Er hat mich bereits durch eine Gesandtschaft begrüßen lassen, die mir sehr schöne Geschenke für meine ethnologische Sammlung überreichte. Er hat befohlen, daß meiner Karawane während ihrer Reise durch sein Land an jedem zweiten Tage ein Ochse geschlachtet werden sollte, was meine immer hungrigen Träger zu lauten Lobgesängen begeisterte. Wir werden den Msinga aber erst besuchen, nachdem wir am Kiwusee gewesen sind.
>
> Was ich in Ost-Ruanda von Land und Leuten sah, hat mich aufs höchste überrascht. Das ist gar kein eigentliches Bergland, wie es immer geschildert wird, sondern ein riesiges Plateau, das durch breite und tiefe Täler in zahllose Rücken und Einzelgruppen zerschnitten ist. Die ganze große Landschaft schmückt kein Baum. Nur in den Regenrinnen der Talhänge steht krüppeliges Baum- und Strauchzeug, das ganz in den ungeheuren Grasflächen verschwindet. Allein an den Stellen, wo einmal einer der große Häuptlinge seine Hütten stehen hatte, darf der aufkeimende Baumwuchs nicht berührt werden; die Stelle ist heilig. Im übrigen zerstören die alljährlichen Grasbrände, die das viele Ungeziefer vernichten, aber frisches saftiges Gras für die Viehherden hervorsprießen lassen, jeden Baum. Allerwärts sieht man die großhörnigen Watussi-Rinder weiden, deren beide Hörnerspitzen ich mit ausgebreiteten Armen noch lange nicht erreichen kann ... Auf den Hügelrücken liegen zerstreut die Siedlungen, lauter runde von dunkelgrünen Euphorbienhecken umhegte Kraale, in denen einige Wohn- und Vorratshütten versteckt liegen. Daneben meist ein paar Fikusbäume, deren Rinde den Weibern zur Anfertigung ihrer Bastschürzen dient. Außerhalb des Kraales, in dem auch das Vieh untergebracht wird, erstrecken sich die Felder weithin. ... Drei bis vier Tage bleiben wir jetzt in Kigali. Dann ziehen wir zu den Vulkanen im Norden und zum Kiwusee weiter ...“

Eine Ruhezeit war nach einer Wanderung von sechs Wochen mit einer großen Karawane auf unbekannten Wegen sehr nötig. Für die Weißen bestand die Ruhe allerdings in ausgiebiger organisatorischer Arbeit. Ordnen und Verpacken des gesammelten Materials, Konstruktion der Routenaufnahmen, Berichte an die heimischen Kolonialbehörden und an die *Landeskundliche Kommission*, Entwickeln der photographischen Aufnahmen, Wiederherstellung der strapazierten Ausrüstung und ärztliche Versorgung der Karawane füllten die Zeit. Abends saß man mit KANDT am brennenden Kamin.

> „Die mit KANDT verbrachten Abendstunden, wenn wir in dieser Weltabgeschiedenheit beim Duft ägyptischer Zigaretten Beob-

> achtungen und Erfahrungen austauschten und über Gott und die Welt sprachen, gaben mir viel mehr als nur physische und psychische Erholung. Der spürbarste Zug in KANDTS Wesen war eine zarte Empfindsamkeit der Seele, die eine tiefe Innerlichkeit des Denkens und Fühlens reflektierte.
> Wie er sein Buch *’Caput Nili,* eine *’empfindsame Reise zu den Quellen des Nils’ [15]* nannte, so ist sein ganzes Leben eine empfindsame Reise gewesen. Aber welche Lebenskraft und Zähigkeit steckten in dem kleinen blassen Mann ... Wie wunderbar hat er es verstanden, den despotischen König Msinga allmählich und ohne jeden Machtaufwand, nur mit unerschütterlicher Konsequenz und feiner Einfühlung zu lenken und ebenso die von den Watussi beherrschte Bantubevölkerung, die er oft gegen die Vergewaltigung durch die Watussi oder durch Weiße oder Araber schützte.“

Während eines Urlaubes wurde KANDT durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Deutschland festgehalten. Tief war sein Schmerz, daß er gerade in den Leidensjahren, die mit dem Eindringen der belgischen Kongolesen über Ruanda hereinbrachen, nicht im Lande seiner segensreichen Tätigkeit sein konnte. Daß der Msinga und sein Volk im Kriege fest zu Deutschland hielten, war KANDTS Verdienst. Msinga JUHI mußte seine Treue mit dem Leben bezahlen. Mit ihm viele seiner Untertanen.

Von KANDTS Landeskenntnis beraten, ging es nach Nordwesten weiter zum Land der Virungavulkane. Acht Tage Marsch in 2.000 m Höhe führten zum Rande des Ruanda-Hochplateaus, wo sich die herrlich gelegene Missionsstation Rwaza befand.

> „Schon vor Rwaza hatte sich uns der Ausblick auf die mächtige Reihe vulkanischer Riesenkegel eröffnet. Da standen sie nun vom Muhavura im Osten bis zum gewaltigen Karissimbi im Westen, auf dessen Gipfel der Schnee blinkte – eines der großartigsten Bergpanoramen der Welt.“

Nördlich des Luhondosees betrat die Karawane die weite Lavaebene, aus der sich die drei größten Vulkane erheben, bis zum Kiwusee hin. Dort geht die nordöstlich-südwestliche Bruchspalte, der die Vulkane ihre Entstehung verdanken, in den westlichen Ausläufer des großen zentralafrikanischen Grabens über, der in seinen tiefsten Abschnitten den Tanganyika- und den Kiwusee birgt. Von den westlichen Vulkanen ist der Karissimbi mit 4.500 m der höchste. Nur zwei von ihnen sind noch tätig: Niragongo und Namlagira.

Hans MEYERS erstes Ziel war der Karissimbi. Auszüge aus seinem Vortrag geben Bericht über diese Unternehmung[50]:

---

[50] Einen ausführlichen Bericht (*»Der Karissimbi«*) veröffentliche Hans MEYER in seinem Buch *»Hochtouren im tropischen Afrika« [43]*, Leipzig 1923 *[Bearb.]*.

„Unter Nebeln und Gewittern hatte unsere Besteigung zu leiden. Wir lagerten bei 2.400 Metern Höhe am Südfuß des Berges, am Unterrand des Bambuswaldes, der die tieferen Hänge umgürtet. In einer Viehhürde quartierten sich die Träger ein, und bald erscholl von den Hütten her ihr fröhliches Geschwätz, vom Himmel herab aber das Krachen eines Gewitters und von ferne das Donnern des Niragongo ... Am nächsten Morgen begleiteten uns zwei Watussihirten als einigermaßen Geländekundige. Bald tauchen wir in das Meer der Bambusdickichte unter. Ein schmaler von Elefanten und Büffeln zertretener Pfad leitet uns. Überaus scheu ist das besondere Wild dieser Berge, die hier ungewöhnlich großen Schimpansen und Gorillas. Das Dickicht ist so morastig, daß es ein fortwährendes Ausgleiten, Stürzen und entsprechendes Fluchen gibt. Bambus, immer nur Bambus! Bambus von Schenkeldicke und 15 bis 20 m Höhe! Ein kurzes Biwak. Nachts hört man das Rumoren von Elefanten im Wald, die in diesen abgelegenen Berggegenden sehr ungestört leben. Früh brachen wir auf mit nur wenigen Trägern und den beiden Watussi als Pfadfinder und Wegbahner. Den größten Teil des Tages sind wir in Nebel und Wolken gehüllt, alles trieft vor Nässe. Wald hat am jetzt steileren Berghang den Bambus abgelöst. Er ist bis oben hin schwer beladen mit dicken Polstern von Epiphyten und Moosen, und behangen mit 2 Meter langen Fahnen von Bartflechten, die im Winde wehen. Etwa tausend Meter unter dem Gipfel hört der wassertriefende Hagenia-Wald auf, denn hier endet die Region des täglich den Berg umringenden Wolkengürtels. Ein baumloses, beispiellos verfilztes, doppeltmannshohes Seneciendickicht nimmt uns auf, das sich steil zum eigentlichen Karissimbikegel hinaufzieht und ein sehr schlimmes Stück der Besteigung ist. Am Rande eines kleinen Weihers, zu dem von allen Seiten Büffelfährten hinliefen, wurde das letzte Biwak aufgeschlagen. Da der Gipfel noch hoch über uns aufstieg, hatten wir schwere Arbeit für den letzten Tag zu erwarten.

In aller Frühe brachen wir auf. Von den Schwarzen nahm ich außer den beiden Watussi nur zwei Boys mit, die sich freiwillig zur Teilnahme gemeldet hatten. Mit ihren Haumessern schlugen die beiden Watussi Tunnel durch das Dickicht. Oft auf allen Vieren krochen und kletterten wir ihnen nach. Bald hatten wir keinen trockenen Faden mehr am Leibe, auch vom strömenden Schweiß ... Allmählich nimmt die Steilheit ab, und plötzlich tut sich das Fußplateau des Gipfelkegels auf. Nirgends im afrikanischen Hochgebirge sah ich solch riesiges Pflanzenwachstum wie hier. Über mächtigen Moospolstern und kniehohen Büscheln

von Binsen ragen zehn Meter hohe Schaftlobelien und Baumsenecien empor. Dahinter steht in wunderbarer Größe und Schönheit der Karissimbigipfel, unversehrt von den meteorischen Kräften, überwölbt vom tiefblauen Himmel des Hochgebirges, die Spitze im Neuschnee. Hier kehrten unsere Watussi um. Die unheimliche Landschaft und die so nahe Bergeshöhe flößte ihnen Furcht und Grauen ein. Es war ein mühsames Gehen und Waten durch das nasse Hochmoor. Weiter oben wurde es trockener. Dafür überzog sich der Boden mit einem wirren Teppich von Alchemillen. Wie Schlingen legten sich die zähen Ranken um die Beine. Der Berghang schwingt sich schließlich unter 45 Grad auf, die Atemnot wird beklemmend. Zweifel lähmen. Nur meine immer wiederholten Aufmunterungen treiben weiter. Überraschend flacht sich der Hang ab, und in wenigen Minuten stehe ich auf dem Gipfel. Siebeneinhalb Stunden hatte der 1.000 m hohe Anstieg vom Büffellager aus gedauert. Langsam folgten die Begleiter nach, und allmählich kamen wir mit der Beruhigung der stürmischen Pulse zum vollen Bewußtsein des schwer Errungenen. Ich selbst mußte mich freilich tüchtig rühren, um die kurze Zeit des Gipfelaufenthaltes zu nutzen. Auf dem Gipfel sieht man keine Spur von einem Krater, er ist mit dunklen Lavablöcken und mehrfarbigen Lapilli bedeckt. Der Eruptionsschlot hat sich demnach durch sein eigenes Auswurfsmaterial aufgefüllt, während von einigen seitlich, tiefer gelegenen Ausbruchsstellen weite Kratertrichter heraufgähnen. Auch von eiszeitlichen Spuren war nichts zu finden. Der noch junge Karissimbi war für die spät-eiszeitliche Firnlinie der Äquatorialzone nicht hoch genug.

Auf unserer hohen Warte wehte ein leichter Südost. Die Sonne brach minutenlang durch flatternde Nebel. Sie wärmte uns, und wir konnten weite Ausblicke genießen: Wald über den ganzen Berg hin, Wald nach Osten und Wald nach Süden, wo er sich in unabsehbare Fernen dehnt. Über den Muhawura und den Sabinjo wölbte sich in hohen Haufen ein graues Wolkenmeer. Das war mir leid, denn der Karissimbigipfel ist der einzige Punkt im Virungagebiet, von dem aus man die ganze Reihe der Vulkane überschauen könnte. Aber durch treibende Wolken konnten wir den nahen Nirangongo und den entfernteren Namlagira bestaunen, aus deren Kratern dumpf dröhnend weiße Dampfwolken aufstiegen.

Der Nebel ballte sich wieder dichter zusammen, und nun dröhnte auch von Osten der Donner eines Gewitters herüber, das mit dem Passat rasch herantrieb. Wir stiegen eilends ab, aber bald erreichte uns das Unwetter mit Sturm, prasselndem Hagel und

Schnee, so daß wir Schutz unter den dichten Blättern der Senecien suchten. Dann stolperten und rutschten wir in fortdauerndem Regen bergab. Das Hochmoor war in einen scheußlichen Sumpf verwandelt, aber unerwartet wurden wir durch den Anblick des Karissimbi belohnt, der nun in neuem blanken Schneemantel strahlte. Auf diesem sumpfigen Plateau in 3.700 m Höhe hatte drei Jahre zuvor der Geologe KIRSCHSTEIN in einem Schneesturm zwanzig Mann verloren, die Hälfte seiner Mannschaft. Meine beiden schwarzen Begleiter hatten sich auf der ganzen Reise jeder schwierigen Situation gewachsen gezeigt; so konnten wir uns vor der Wiederholung einer Katastrophe sicher fühlen ... Im Lager wieder angelangt, habe ich mit ihnen ein fröhliches äquatoriales Schneeballgefecht treiben können. Am nächsten Tage wurden wir im Hauptlager von meinen Leuten stürmisch begrüßt: 'Ngoma' (Trommeltanz) bis tief in die Nacht hinein, wozu im Urwald ringsum die erschreckten Affen kreischten und die Elefanten ihr zorniges Trompeten erschallen ließen."

„Am Niragongo-Vulkan, 9.8.1911

Liebster Schatz,

... Als ich eben die Adresse geschrieben, ist meine Feder abgebrochen, und da ich hier im Steppenlager keine zweite habe, muß ich mit Bleistift schreiben. Darum entschuldige bitte. In 4 Tagen komme ich nach Kissenji am Kiwusee, und von dort bekommst Du einen langen Tintenbrief. Heute benutze ich den Abgang eines Boten, um Dir über Kissenji einen Gruß zu schicken. Dort hoffe ich endlich Briefe von Euch mit guten Nachrichten vorzufinden ... Von mir sei kurz gemeldet, daß es mir gut geht und ich mit dem bisherigen Verlauf der Reise sehr zufrieden bin. Das nördliche Ruanda, das wir in den letzten drei Wochen durchzogen haben, ist ein wundervolles Bergland mit unglaublich reichem Anbau bis hoch hinauf und herrlichen Landschaftsbildern. Dazu die stolzen Watussi-Hirten als Staffage. Das schönste aber sind die Riesenvulkane hier an der äussersten Nordwestgrenze Deutsch-Ostafrikas. Es war ganz großartig, und daß ich es ohne jede körperliche Ermattung vollbringen konnte, macht mir natürlich viel Freude. Morgen besteigen wir den 3.800 m hohen Niragongo, den mächtigen aktiven Vulkan, an dessen Südfuß wir jetzt lagern. Dann geht's über den Namlagira nach Kissenji und dort, an den milden Ufern des Kiwu-Sees werden wir einige Tage ausruhen, ehe wir weiterziehen. Der Marsch nach West-Ruanda ist dann schon der Anfang der Rückreise. Herrlicher Gedanke! ..."

Schon aus der Ferne sah man riesige weiße Dampfwolken des Niragongo aufsteigen. Hans MEYER entschloß sich, mit nur drei Schwarzen seiner Karawane den Berg von Süden aus anzugehen; da für zwei Tage keine Quelle zu erwarten war, mußten noch Wasserträger mitgenommen werden. Auch hier leiteten Büffel- und Elefantenpfade aufwärts. Nach einem wilden Strauchgewirr folgte eine alpine Zone in voller Blütenpracht, und schließlich wurde auf junger, stahlharter Lava der Kraterrand erreicht. Wehende Dämpfe umgaben die Besteiger, doch plötzlich riß der Schleier und ein riesiger Kraterzirkus mit zwei mächtigen runden Eruptionslöchern wurde freigegeben. Ohne Unterbrechung, unter dumpfem Brausen, sandte der Krater seine Dampfwolken zum Himmel.

> „Man mußte annehmen, daß der Vulkan neuen Ausbrüchen entgegengehe.“ *(81)*

Drei Wochen wurde im Virungagebiet gearbeitet. Dabei wurden an dem ältesten der Vulkane, an dem ruinenhaften Mikeno, der dem jungen Karissimbi nur wenig an Höhe nachsteht, aber früher weit höher gewesen sein mußte, unverkennbare Zeichen diluvialer Vereisung gefunden. Also auch hier Bestätigung früherer Erkenntnisse. Dann wurde zu dem von schön geschwungenen Berglinien umrahmten Kiwusee abgestiegen. Mit seinem milden Klima, den vielen fjordartigen Buchten und bewaldeten Inseln bot er zu den Eindrücken der letzten Wochen einen freundlichen Gegensatz.

> „Kissenji am Kiwusee, 18.8.1911
>
> Meine Lieben!
>
> Nun sitze ich hier am milden Gestade des Kiwusees, 1.500 Meter hoch gelegen, aber in herrlichem südeuropäischen Klima, und ruhe mich aus von den Anstrengungen der letzten drei Wochen. Wir haben sämtliche Vulkane im Norden des Schutzgebietes besucht außer dem Namlagira. Aber Dr. HOUY, der leider seit Kigali kein Chinin mehr genommen hatte, wurde vom Fieber befallen, und mein Zeltboy OMARI, der aus eigenem Antrieb mit auf die Berge gestiegen war, hat eine leichte Lungenentzündung bekommen. Ich muß ihnen Ruhe und Pflege gönnen ... Mir bekommt diese Pause vortrefflich. Mein Zelt steht unter einem großen schattenspendenden Gummibaum, ganz dicht am flachen Strand, der sich mit schönem weißem Sand um die Kissenjibucht zieht. Alles ist wie ein kleiner südlicher Badeort, und gebadet wird jeden Tag. Das nur ganz leicht bewegte Wasser hat stets eine angenehme Temperatur. Vom gegenüberliegenden Ufer ist nichts zu sehen. Daß man im innersten Afrika ist, merkt man nur daran, daß es auf dem ganzen See noch kein einziges europäisches Boot gibt. Aller Verkehr geschieht durch Einbäume. Und daran, daß man sich nicht die Haare schneiden lassen kann, wenn man sie nicht total von einem Inder oder Schwarzen abigeln lassen will, was wir dann auch alle getan

> haben ... Dicht neben unseren Zelten steht das von Schlingpflanzen umsponnene niedrige Haus der Schutztruppen-Offiziere, und dort nehmen wir täglich unsere Mahlzeiten ein, die uns nach dem Karawanenfutter der letzten Wochen außerordentlich wohl tun.
>
> Am See und im See habe ich schon mancherlei Beobachtungen anstellen können; so fand ich zum Beispiel ein Lager von abgesetztem Kalk, der für die künftigen Bauten hier von großer Wichtigkeit ist. Bisher mußte alles Baumaterial von weither eingeführt werden. Solche praktischen Ergebnisse interessieren natürlich die Bevölkerung mehr als unsere rein wissenschaftlichen Arbeiten ... In einigen Tagen wollen wir über Niansa zum Nordende des Tanganyikasees und gehen von Usumbura[51)] direkt nach Tabora, von wo die Spitze der im Bau befindlichen Zentralbahn in nur drei oder vier Tagen zu erreichen ist. Diese Tabora-Route hat den Vorteil, daß ich auch das zentrale Tafelland kennen lerne und nicht durch Süd-Urundi zu ziehen brauche, wo die Bevölkerung unruhig ist und gegenwärtig durch eine Abteilung der Schutztruppe pazifiziert werden muß. Zu unfreundlichen Begegnungen bin ich absolut nicht aufgelegt ...“

Nach mehrtägigen Einbaumfahrten zur Erkundung des Sees und seiner noch von Batwa-Urbevölkerung bewohnten Inseln trat die Karawane nach Niansa zum Besuch des Watussikönigs Msinga JUHI an.

> „Wochenlang hatten wir vom Msinga reden gehört, hatten seine Macht und seinen Einfluß in allem, was die Eingeborenen taten, gespürt; so war die Spannung auf eine persönliche Begegnung groß. Schon Stunden ehe man nach Niansa kommt, erkennt man die Hügel der Residenz und der Gehöfte seiner Groß-Watualen. Nur diese Hügel sind mit hochragenden Baumgruppen bestanden, die sonst so selten in Ruanda sind ... Die Menge des herumstehenden Volkes wird immer dichter, die Länge der uns begrüßenden Watussi immer imposanter ... Kaum haben wir gegenüber dem Königshügel unser Lager aufgeschlagen, als sich von der Residenz her ein großer Menschenhaufen auf uns zu wälzt. In der Mitte der König, ein Riese von mehr als zwei Meter Länge, unter einem hoch über ihn gehaltenen Sonnenschirm, auf dem Kopf ein seltsames mit Perlenklunkern behängtes Diadem, um den Hals zahlreiche Schnüre und Kettchen mit Zaubermitteln, den Oberkörper nackt. Um die Hüften trägt er ein fein gegerbtes Antilopenfell mit vielen langen Fransen und um die Knöchel ein faustdickes Bündel feiner Flechtringe. Dutzende

51) Usumbura wurde 1897 als Unterstation am Nordostufer des Tanganyika-Sees gegründet, Sitz der Residentur, heute als Bujumbura Hauptstadt von Burundi *[Bearb.]*.

von ähnlich gekleideten 1,80 bis 2 Meter großen Watussi, alle – wie auch der König – mit langen Speeren bewaffnet, umgeben von Oberherren, und weiter herum Hunderte neugieriger Zuschauer.

Msinga JUHI, König JUHI, ist der Letzte in der Reihe innerafrikanischer Potentaten großer Reiche. Sein Äußeres und sein Benehmen machen aber durchaus nicht den Eindruck eines bedeutenden Selbstherrschers. Trotz seiner Größe ist er doch eine viel weniger imposante Erscheinung als mehrere seiner Groß-Watualen. Seine Körperformen sind weich, fast weiblich, seine Taille unglaublich eng zusammengeschnürt, und auf den hierdurch sehr breit erscheinenden Schultern sitzt ein ziemlich kleiner Kopf mit stark vorspringenden Oberzähnen und einem kleinen zurückliegenden Kinn. Die Augen treten glotzig hervor und schielen nach auswärts. Er ist der häßlichste Mtussi, den ich gesehen habe. Er spricht langsam und leise, aber was er sagt, ist klug und oft witzig. Kisuaheli beherrscht er vorzüglich, auch weiß er einige deutsche Worte richtig anzuwenden.

Am nächsten Morgen machten wir ihm unseren Gegenbesuch, um die Geschenke zu überreichen. Er empfing uns auf dem Königshügel innerhalb seines von einem hohen Zaun umhegten Gehöftes. Wieder war er von seinem Hofstaat umgeben, aber niemand trug das gestrige Festgewand, sondern alle die übliche lange Watussitoga aus Baumwollstoff, auf der Schulter geknotet; dazu den langen Speer. Der Msinga spielte den liebenswürdigen Wirt, nur zu essen oder zu trinken gab es nichts. Denn selbst bei festlichen Gelegenheiten wird die Fiktion aufrecht erhalten, daß der Msinga niemals etwas ißt oder trinkt oder sonstige Bedürfnisse hat ... Plötzlich kam durch das geöffnete Hoftor seine junge Leibgarde zum Kriegstanz angerückt, etwa sechzig Jünglinge, in taktmäßigem Laufschritt. Es waren alles Söhne von Groß-Watualen, die am Hofe erzogen werden. In höchst geschmackvollem Kriegsputz führten sie auf kurze Kommandorufe eines jungen Führers trefflich einstudierte Sprung- und Schrittänze auf, die an Beweglichkeit und kraftvoller Anmut alles übertrafen, was ich je in Afrika oder anderwärts von Männertänzen gesehen habe. Nachdem sie zum Schluß ihre Waffen huldigend vor dem König niedergelegt hatten, erschien ein Trupp von noch jüngeren und noch phantastischer gekleideten Knaben, die ihre Sache nicht weniger gut machten. Bei keinem Tanz ertönte Musik, es erschallten nur kurze Kommandorufe der Führer, das Stampfen der nackten Füße auf dem Boden, das metallische Rasseln der Fußschellen und Speere. Kein Wort des Beifalls wurde laut.

> Diese jungen Männer bilden die einzigen militärisch geschulten Verbände im ganzen Reich, denn der Msinga fürchtet, daß anderwärts geschulte Truppen sich einmal gegen ihn selbst wenden könnten. Nicht ganz ohne Mißtrauen gegen seine Provinzgouverneure schließt er sich eng an unseren Residenten in Kigali an, und mit Mißfallen blicken die Groß-Watualen auf die unter KANDTS Einfluß eingeführten Neuerungen, die meist Einschränkungen der alten despotischen Watussi-Herrschaft bedeuten. Erst vor kurzem hat KANDT den Msinga zur Abschaffung der in Ruanda üblichen grausamen Körper- und Todesstrafen bewogen, die ebenso häufig wie oft grundlos vollzogen wurden. Sie bestanden darin, daß dem Delinquenten die Hände abgehackt oder Nase und Ohren abgeschnitten oder die Augen ausgedrückt wurden. Falls es sich um die Person des Königs oder um ein Vergehen gegen Staatsinteressen handelte, wurde dem zu Tode Verurteilten ein spitzer Pfahl vom After in den Leib getrieben. Dem Toten wurde der Kopf abgeschnitten und monatelang vor den Hütten der Angehörigen zur allgemeinen Warnung auf hoher Stange aufgestellt.“

Die starken und vielfältigen Eindrücke, die Hans MEYER am Hofe des Msinga JUHI erhielt, wurden kontrastiert durch Post aus der Heimat, die ihn selbst hier im tiefsten Afrika erreichte. Seine Antwort:

> „Niansa, 31.8.1911
>
> Liebster Schatz!
> Endlich hat mich hier die so lang ersehnte Post erreicht mit Deinen und der Kinder Briefen. Ich bin glücklich, daß es Euch bisher gut gegangen ist und hoffe innigst, daß es weiter so geht! Hier schreite ich in meiner Tätigkeit rüstig weiter und hoffe, bald damit zu Ende zu kommen. Heute gehen eine Menge Lasten mit Sammlungen nach Bukoba ab. Hier beim Ruanda-König sind wir am interessantesten Platz unserer Reise. Das ist noch das reine unverfälschte afrikanische Despotentum, keine Spur von europäischem Einfluß auf Herrscher und Volk außer KANDTS persönlich erreichten mildernden Einwirkungen. Das Leben und Treiben an diesem afrikanischen Königshof ist wahrhaft großartig! Der Msinga hat mich zum Empfang königlich mit einer ganzen Viehherde beschenkt und war sehr erfreut, als ich mich mit einem großen vielklingigen Taschenmesser, einer Universalzange und einer stattlichen Spieldose revanchierte. Er ist sehr wißbegierig und technisch interessiert. Den Mechanismus der Spieldose hat er sich genau erklären lassen. ...“

Anfangs der zweiten Septemberwoche überschritt Hans MEYER die Grenze nach Burundi. Die bewegteren Formen der Landschaft und eine anders zusammengesetzte Bevölkerung unterschieden es deutlich von Ruanda: weniger Watus-

si, ein freieres Verhalten der Wahutu und ganze Dörfer von Batwa, die sich durch Töpferei und Herstellung von Tabakspfeifen ihren kärglichen Lebensunterhalt aufbesserten. Parias waren sie freilich auch hier. Die Bewaffnung der Watussi und Wahutu glich der in Ruanda; an Stelle der Baumwolle wurden Rindenstoffe als Bekleidung gebraucht. Burundi war damals kein einheitlicher Staat mehr, sondern ein Komplex kleinerer Fürstentümer, die teils von Watussi, teils von Wahutu beherrscht wurden. So trat die Watussiherrschaft mehr zurück, und an vielem merkte man das Fehlen einer starken Hand, wie sie in Ruanda straffe Ordnung hielt.

An seine Frau:

„Am Tschororoberg, 7.9.1911

... Es geht mir nach wie vor gut, und auch meine Begleiter sind in Ordnung, seitdem sie wieder regelmäßig Chinin nehmen ... Wir haben, seit wir den Msinga JUHI und Niansa verließen, zwei arbeitsvolle, aber ergebnisreiche Wochen gehabt, haben das noch ganz unbekannte Bergland im Südwesten Ruandas erforscht und kartographisch aufgenommen. Es bildet die hohe Wasserscheide gegen den zentralafrikanischen Graben. Gestern sind wir vom Gipfel des 2.800 m hohen Ganaroberges herabgekommen, der das Ganze krönt. In seinem wundervollen Urwald haben wir viel Interessantes beobachtet und gesammelt. Es ist ein völlig menschenleeres Gebiet. Westafrikanische Tier- und Pflanzenformen mischen sich bereits mit den noch vorwiegenden ostafrikanischen ... Jetzt sind wir auf dem Wege nach Usumbura am Tanganyikasee, den wir in sechs Tagen zu erreichen hoffen. Von dort geht es nach zwei Rasttagen westwärts *(richtig: ostwärts [Bearb.])* nach Tabora, von wo ich meine Ankunft telegraphieren werde. Ich habe Sorge getragen, daß mir Eure Briefe von Bukoba nach Tabora gesandt werden und hoffe inständig, daß die Nachrichten gut lauten. Ich freue mich wie ein Kind, daß es nun heimwärts geht.“

In siebentägiger Mühe überschritt die Karawane das Russigagebirge, nach Oscar BAUMANNS Annahme das „Mondgebirge“ der Alten, und erreichte durch die nach dem monatelangen Aufenthalt im Hochlande ungewohnt trocken-heiße Niederung des Russissiflusses das Nordende des Tanganyikasees. Die dortige deutsche Residentur Usumbura war von der Flußmündung her nur mit Einbäumen der Eingeborenen zugänglich, die in urtümlicher Weise hart am Ufer entlang gestakt wurden. Ruder waren unbekannt.

„Am Strand unterhalb der Station lag eine arabische Dhau, deren eben aus Udjidji [52)] mitgebrachte Ladung von über tausend

---

52) Udjidji (Ujiji) am Ostufer des Tanganyika-Sees, ehemals Sklavenhandelsplatz, wo am 28.10. 1871 STANLEY mit LIVINGSTONE zusammentraf. Hauptort des Bezirks XII, Kaiserliche Station I. Klasse mit Zollamt und Postagentur *[Bearb.]*.

> Lasten Salz der Saline Gottorp am Olagarassifluß *(auch Malagarassi [Bearb.])* vor dem Zollschuppen aufgestapelt lag. Es ist ein vortreffliches, von den Eingeborenen sehr begehrtes Produkt, das im Handel eine große Rolle spielt. Auf dem Markt von Usumbura ging es lebhaft zu, im übrigen aber sieht es in der ganzen Gegend schlimm aus. Das ganze Ufer bis zum Dorf und weiterhin ist völlig abgeholzt, weil alle schattigen Uferstellen der Schlafkrankheitsfliege, der Glossina palpalis, zum Aufenthalt dienen. Alle Maßnahmen der Verwaltung und des Verkehrs haben die Bekämpfung dieser furchtbaren Seuche zum Ziel. Im Anfangsstadium der Krankheit, wenn sich noch keine psychischen Störungen eingestellt haben, ist jeder vierte Kranke zu heilen. Im vorgeschrittenen Stadium hilft auch kein Atoxyl mehr. Ich habe das Lager der Schlafkranken wiederholt besucht. Es geschieht von Seiten der Residentur das Menschenmögliche, um die gefährdeten Gebiete in regelmäßigem Turnus von schattengebender Vegetation zu befreien, aber das Wachstum der tropischen Pflanzenwelt ist doch den menschlichen Eingriffen überlegen. Wenn nicht im Grenzgebiet des belgischen Kongo der Kampf gegen die Glossina viel energischer geführt wird, sind unsere Anstrengungen und Aufwendungen vergeblich. Was dort drüben in dieser Hinsicht geschieht, ist nichts im Vergleich mit dem umfassenden methodischen Vorgehen auf unserer Seite. Durch die Fortführung der Zentralbahn bis an den Tanganyikasee kann der Kampf gegen die Schlafkrankheit künftig mit viel größerer Aussicht auf Erfolg geführt werden; andererseits besteht aber die Gefahr, daß die Glossinen, die bisher noch nicht über das hohe östliche Randgebirge des Tanganyikagrabens vorgedrungen sind, durch die Bahn in das Innere unserer Kolonie verschleppt werden. Die Folgen wären unabsehbar."

Die Verbindung der Expedition mit der Heimat war immer zuverlässig gewesen, wenn auch überaus zeitraubend. Jetzt bot sich aus dem innersten Afrika eine bessere Möglichkeit.

> „Usumbura, 16.9.1911
>
> ... Um Dich nicht noch länger auf Nachricht warten zu lassen, habe ich vorhin mit Hilfe des hiesigen Postbeamten einen Eilboten nach dem nächsten Telegraphenplatz, nach Udjidji, abgeschickt. Er braucht fünf Tage, um mit einem Boot am Seeufer entlang dorthin zu kommen. Dann geht die Depesche über den englischen Telegraphen nach Südafrika und per Kabel nach Europa. Hoffentlich trifft sie Euch alle bei bester Gesundheit an ... Wir würden gern noch acht Tage hier bleiben, wenn wir Zeit hätten. Es drängt mich jetzt aber gewaltig nach Hause ..."

Von Usumbura zieht die Karawane zunächst nach Osten und übersteigt in drei Tagen das nahezu 3.000 m hohe Randgebirge des Tanganyika-Grabens.

> „... Wenn man von den Urundibergen absteigt, wird zunächst der Baumwuchs dichter und kräftiger. Diese Gebiete halbhohen Waldes standen im Frühlingsschmuck frischer hellgrüner Belaubung. Es war ein Labsal, wieder einmal im Waldesschatten zu wandern nach den monatelangen Graslandmärschen. Aber je weiter wir dann nach Süden kamen, desto trockener wurde das Land, desto dürrer die Bäume. Stunde für Stunde, Tag für Tag, Woche für Woche geht es durch blatt- und schattenlosen Miombowald (dürres Gestrüpp, 'Pori'). Nur selten unterbrechen es Hüttengruppen und abgeerntete Hirsefelder. Jeden Tag hatten wir Not, für uns Trinkwasser aus den wenigen verschlammten und verjauchten Wasserlöchern zu finden, denn in der Trockenzeit fließt kein Fluß oder Bach mehr. Krankheiten gab es daher jetzt in der Karawane mehr als auf der ganzen bisherigen Reise ... Im Halbjahr der Trockenzeit, vom Mai bis Oktober, gehen die meisten Männer aus diesen volkarmen Gebieten nach auswärts, um sich als Karawanenträger, als Arbeiter auf den Plantagen oder beim Bahnbau zu verdingen. Erst kurz vor der Regenzeit kehren viele nach Hause zurück, um die Felder zu bestellen. Im Norden trafen wir noch hübsche von Männerarbeit gepflegte Gehöfte, aber im Süden fanden wir fast nur Greise, Frauen und Kinder, so daß wir sogar zum Ersatz für erkrankte Träger nur Weiber anwerben konnten ... Die Folgen des Fernseins der Männer sind sehr betrübend, Gehöfte und Felder verwahrlosen, die Sitten der daheim bleibenden Weiber verwildern und die Männer bringen aus dem lockeren Leben in Tabora und an der Bahn Syphilis und andere Krankheiten mit, die dem Bestand und der Zunahme der Bevölkerung höchst nachteilig sind.“

Wie immer beschäftigen Hans MEYER auch hier kolonialwirtschaftliche und bevölkerungspolitische Probleme. So äußert er sich zu dem eben Geklagten:

> „Das einzige Mittel, die Dinge in gesunde Bahnen zu lenken, den Plantagen die nötigen Arbeitskräfte zuzuführen und doch die zentralen Länder vor Entvölkerung und Verfall zu bewahren, ist die Einrichtung von Anwerbungszentralen unter staatlicher Kontrolle. Mir scheint das eine der wichtigsten Fragen in unserer ostafrikanischen Kolonialpolitik zu sein.“

Für die Landwirtschaft der Eingeborenen und der im Inneren sehr wenigen weissen Siedler erhofft Hans MEYER eine grundlegende Verbesserung durch die Fortführung der ostafrikanischen Zentralbahn, die bis 1915 den Tanganyikasee erreichen sollte. Erst dann könnten die innerafrikanischen Gebiete wirtschaftlich erschlossen und ihre klimatisch günstige Höhenlage für europäische Siedler nutzbar gemacht werden. Einstweilen gab es weder in Ruanda noch in Burundi weiße Far-

mer. Die früher unbehinderten Handelsmöglichkeiten mit dem Kongo waren für diese Regionen sehr gering geworden. Dafür blühte der Schmuggel anstelle eines legalen Handels, der durch die belgische Wirtschaftspolitik zugunsten der dortigen Monopole vernichtet worden war. Scharf kritisiert Hans MEYER, über die Grenzen schauend, daß Belgien im benachbarten Kongo

> „nicht endlich Ernst macht mit der Abschaffung der Leopoldinischen Monopolwirtschaft *(82)* und seiner Kolonie nicht die volle Handelsfreiheit gewährt, zu der es durch die Kongoakte von 1885 verpflichtet ist! Dringend erwünscht erscheint mir daher eine neue internationale Kongokonferenz. Sie würde auch im übrigen Ost- und Westafrika genug Arbeit finden, die im Interesse der Erhaltung des Weltfriedens möglichst bald getan sein sollte."

> „Mit unserem Einzug in Tabora, der Kultur- und Handelszentrale des ostafrikanischen Inneren[53)], war am 21. Oktober meine Forschungsreise beendet. Hier, wo für die Zentralbahn schon ein stattlicher Bahnhof gebaut wird, wo man in ordentlichen Hotels behaglich lebt, gibt es geographisch nichts mehr zu entdecken."

Nach kurzem Aufenthalt marschierte die Karawane durch den dürren heißen Dornbusch zur Gleisspitze der Bahn, die sie in dreieinhalb Tagen erreichte. Dort entließ Hans MEYER seine Träger, die ein halbes Jahr

> „unermüdlich und unverdrossen ihren schweren Beruf erfüllt hatten."

Aus dem Jahre 1924 finden wir Notizen Hans MEYERs für einen Vortrag, die diesen Bericht über die Expedition durch Ruanda und Burundi mit seinen eigenen Worten abschließen sollen:

> „Die Kriegsfurie ist über Deutsch-Ostafrika hinweggebraust und hat das schönste und beste Stück deutscher kolonialer Arbeit und Schöpfung zerstört. Insbesondere ist das herrliche Ruanda-Hochland von den belgisch-kongolesischen Truppen überflutet und ausgeplündert worden. Die von Weißen geführten Schwarzen haben die Siedlungen niedergebrannt, die Menschen verjagt, das Vieh geraubt, den Msinga JUHI und viele Watussi umgebracht. Drei Jahre wüteten Hungersnöte in dem vorher so reichen Ruanda-Burundi. Schließlich wurde 1919 das Land bei der Übernahme Deutsch-Ostafrikas von den Engländern den Belgiern als Mandatsgebiet überlassen. Von diesen geschieht absolut nichts. Aber gerade deshalb kehrt allmählich wieder Ruhe ein."

---

53) Ehemals Hauptort des Elfenbein- und Sklavenhandels und Sitz eines Gouverneurs des Sultans von Zanzibar, dann Sitz des Bezirksamts XIII an der 1914 fertiggestellten Mittellandbahn von Daressalam nach Kigoma bei Udjidji *[Bearb.]*.

XII.

Persönlichkeit und Freunde

Der Mäzen

Letztes Wirken

In nicht alltäglichem Lebenslauf war Hans MEYER zu einem Forscher und Wissenschaftler von Rang und zu einem richtungsgebenden Kolonialpolitiker geworden. Im Rahmen der Geographie mit ihrer bis dahin schon vielfältigen Aufgliederung baute er eine weitere Disziplin auf: die Kolonial-Geographie.

Wenn man Hans MEYERS Lebenswerk überblickt, so ergibt sich eine innere Geschlossenheit und klare willensmäßige Führung all seines Tuns, wie sie nur aus der ganzen Persönlichkeit zu verstehen und zu würdigen ist. Frühzeitig war er sich der Verpflichtung zu Leistung und Haltung bewußt geworden. Wenn er auch Ernst und Frohsinn glücklich verbinden konnte, so war ihm doch von jeher neben dem Inhalt auch die angemessene Form Bedürfnis. Kritisch nach außen wie gegen sich selbst hatte er sich in strenger Selbstzucht geformt. Die gleiche Haltung erwartete er auch von Anderen. Bezeichnend bereits für den 24-jährigen, daß er während der Weltreise die „vollendeten gesellschaftlichen Formen“ eines jungen Mitreisenden hervorhebt:

„Ein Mann so recht nach meinem Geschmack.“

Selbstverständlich, daß das äußere Verhalten des Gelobten durch entsprechende innere Werte ergänzt wurde.

Oft zeigte er zunächst Distanzierung, wie sie für den jung auf leitenden Posten Gestellten gewiß geboten war und der Selbständigkeit des Urteils und der Entscheidung zugute kam. So mochte er bei oberflächlicher Begegnung Manchem als kühle, ja gelegentlich schroffe Herrennatur erscheinen; die Tiefe des Gefühls enthüllte er nur Wenigen. Doch sie war da: nach Erhalt seiner Post in Colombo zieht er sich in sein Hotelzimmer zurück,

> „wo dann die Stunden beginnen, die jedem in die Ferne Reisenden die liebsten sind, die Stunden stiller Gedankenwanderung in die Heimat.“

Und von den Philippinen schreibt der von den Eltern nicht Verwöhnte:

> „... Halte Dich frisch, Mutterchen, und vergiß nicht, daß Du mir nach meiner Rückkehr noch viele Jahre Zeit lassen mußt, um alles das gut zu machen, was ich in Torheit unterließ.“

Nicht immer hatte er es leicht mit sich. In denselben Wochen kritisiert er sich einem Freunde gegenüber, dessen harmonische und zufriedene Wesensart er fast beneidet.

> „... Ich jage durch die weite Welt, sehe viel und lerne noch mehr. Aber – ich vergesse wenig. Manchmal überkommt mich ein bitteres Gefühl, wenn ich sehe, daß ich bereits die halbe Erde umkreist habe, daß ich Jahr und Tag von Haus und Hof entfernt bin und daß ich im Grunde doch der alte Gefühlssimpel geblieben bin, der ich von jeher war ... Ich setze meine ganze Hoffnung auf Amerika, auf ein halbjähriges Verweilen im Lande des kalt berechnenden Verstandes. Dort muß ich endlich einmal ins Gleichgewicht kommen – und sei es auch unter Preisgabe aller bisherigen Ideale. Mir tut wahrlich auf lange Zeit

> ein Umgang not, der nichts kennt, als Essen, Trinken und Geld verdienen.“

Solcher Art ist Hans MEYER bei allen Anforderungen der überkommenen und der selbst gestellten Aufgaben nie geworden. Wie behaglich konnte er, der neben zielbewußt eingesetzter Arbeitskraft auch die Gabe des „Abschaltenkönnens“ besaß, in späteren Jahren sein Heim und seine Familie genießen, deren liebevoll-geachteter Mittelpunkt er war und blieb.

Aber nicht nur die eigene Person, die Verantwortung, die er schon in jungen Jahren zu tragen hatte, und die Aufgaben als Forscher und Wissenschaftler beschäftigten ihn. In seinem Nachlaß fand sich ein umfangreiches Manuskript des 35-jährigen, in dem er sich mit letzten Fragen der Welt und des menschlichen Seins befaßt hatte. Es war wohl ein Fazit aus allem, als er sich dem Vater anvertraute:

> „... Ich war einst ein Haeckelianer von reinstem Wasser. Seit Jahren bin ich’s nicht mehr und verstehe mich doch ausgezeichnet mit meinem Schwiegervater, solange wir uns nicht vom Gebiet der Naturwissenschaften auf das der Naturphilosophie begeben. Es liegt mir daran, daß Du wissest, wie ich als sein Schwiegersohn zu seinem Monismus stehe.“
>
> Hier spricht aus dem gereiften Manne eine Einstellung dem Vater gegenüber, wie sie kaum schöner und würdiger sein konnte – trotz aller früheren schweren Spannungen.

Als gefestigte Persönlichkeit, keinem Kompromiß zugänglich, war er nicht der Mann, der mit seiner Meinung zurückhielt, wo es um Sachliches ging. So konnte die hohe Schätzung, die der kaum 30-jährige gegenüber dem damals führenden „Afrikaner“ Hermann VON WISSMANN hegte, nicht hindern, daß es zu scharfen Gegensätzen zwischen ihnen kam. Wurde er von einer Sache aber überzeugt, so lernte er um, wie in der Frage des Baues der ostafrikanischen Zentralbahn zum Tanganyikasee, die er zunächst aus mancherlei Gründen abgelehnt hatte. Nach hartem Wortgefecht konnte er einlenken, ohne daß es seiner Autorität Abbruch tat. Sich selbst in den Vordergrund zu stellen hatte er nicht nötig, obwohl es sich oft ergab, daß er im Vordergrund stand.

Seine schon von der Erscheinung her eindrucksvoll-vornehme Persönlichkeit erfreute sich großen Ansehens und achtungsvollen Respektes, auch in breiten Kreisen der Leipziger Bevölkerung. In der spannungsgeladenen Revolutionsatmosphäre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges teilten sich die aufgewühlten Menschenmassen vor ihm, als er – wie alltäglich – seinem Seminar am Augustusplatz zuschritt (Augenzeugenbericht). Er verlor kein Wort darüber.

Das war derselbe Mann, dem 30 und 40 Jahre zuvor seine „schwarzen Kinder“ unter endlosen Mühen und manchen Gefahren gefolgt waren; von denen die Treuesten trotz erlittener Unbill (1888!) sich erneut zum Dienst bei ihrem „Bwana kelele“ gemeldet hatten. Soviel er ihnen auch manches Mal hatte abfordern müssen, so sehr sie oft genug seine Geduld, sein Verständnis und, wo es not tat, seine

Hilfe hatten in Anspruch nehmen müssen – niemals hatten sie die Wärme seiner Menschlichkeit vermißt.

> „Lebe wohl, Herr! Und wenn Du wieder ins Innere reisest, so rufe uns. Wir sind bereit."

Die hohe menschliche Wertung, die Hans MEYER von den Fachgenossen zuteil wurde, spricht aus einem Brief (1911) des Leipziger Ordinarius für allgemeine Geographie. Vornehm und neidlos schreibt Joseph PARTSCH, mit dem er erhebliche Meinungsverschiedenheiten und scharfen Briefwechsel gehabt hatte:

> „Ihr Bild wird mir für mein Leben eine Erinnerung sein an eine mir teuer gewordene Persönlichkeit, die ich zu den besten Männern zähle, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind."

Der 80-jährige Altmeister der Afrikaforschung, Georg SCHWEINFURTH, dankt dem mehr als zwei Jahrzehnte jüngeren:

> „Unter den vielen, die mir geschrieben haben, ist mir Ihr Gruß von ganz besonderem Wert, und ich bedauere nur, bei der kurzen Lebensfrist, die mir noch zusteht, keine Zusicherung über den Dauerwert meiner Dankbarkeit geben zu können. Aber solange verbleibe ich immerdar Ihr
>
> Georg SCHWEINFURTH."

Aus einem Brief von Prof. Karl WEULE, dem Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde, das Hans MEYER viele und wertvolle Stiftungen verdankt:

> „Ich glaube, wir können uns beide mit aufrichtiger Freude gestehen, ein unklares oder gar getrübtes Verhältnis hat in der langen Zeit zwischen uns nie geherrscht. Das hat seine einfache Ursache in der weisen und wahrhaft bewundernswerten Zurückhaltung, mit der Sie es vermieden haben, sich in die inneren Angelegenheiten des Museums zu mischen ... Aber auch die Uneigennützigkeit und Treue, mit der Sie mir allezeit zur Seite getreten sind, soll Ihnen unvergessen sein."

Auch der von ganz anderer Seite, vom Rivalen auf verlegerisch-lexikalischem Gebiete, Hans MEYER entgegengebrachten Wertschätzung sei hier gedacht: Albert BROCKHAUS gibt hier anläßlich des Ausscheidens Hans MEYERS aus der Leitung des *Bibliographischen Instituts* Ausdruck:

> „... Aufrichtig bedauere ich Ihr Ausscheiden aus dem Buchhandel. Ich wünsche Ihnen volle Befriedigung in dem neuen Wirkungskreise, den Sie sich gewählt haben ... Zu meinen liebsten beruflichen Erinnerungen wird stets das schöne Verhältnis zählen, das zwischen uns Beiden und infolgedessen auch zwischen uns persönlich weiter herrschen möge! ... Der Buchhandel

> aber wird Ihr Scheiden als einen schweren Verlust empfinden; er hat nicht zu viel so vornehme Repräsentanten! –
> Mit herzlichem Händedruck Ihr aufrichtig ergebenster
> Albert BROCKHAUS.“

So groß die Zahl Bekannter und fachlich Verbundener war, denen Hans MEYERS Haus Besuchsziel wurde, zum engeren Kreis der Freunde gehörten nicht allzu viele. Der älteste verehrte Freund war der Begründer der Anthropogeographie, Friedrich RATZEL. Dann der große Asienforscher Freiherr VON RICHTHOFEN und der Polarforscher Erich VON DRYGALSKI, der den von der Expedition des Jahres 1898 Zurückkehrenden mit großer Ungeduld erwartete. Albrecht PENCK gehörte als bedeutender Eiszeitforscher zu den näheren Bekannten, und oft sah man den Hans MEYER besonders verbundenen Sven HEDIN, den weltbekannten Durchforscher der zentral-asiatischen Wüstengebiete und Tibets, den Freund Deutschlands, in seinem Hause. Auch der Tibet- und Polarforscher Wilhelm FILCHNER ist hier zu nennen wie auch der Hans MEYER sehr verehrende, schon jung bekannt gewordene Südpolfahrer Sir Ernest SHACKLETON. Zu den häufigsten Gästen gehörte der „Kolonialherzog“ ADOLF FRIEDRICH ZU MECKLENBURG, der als Durchquerer Afrikas Bedeutendes geleistet hat. Hochgeschätzte Gäste waren die großen Norweger: Roald AMUNDSEN, der 1911 als Erster den Südpol erreichte, wenige Wochen vor dem unglücklichen Captain SCOTT, und der 1928 von der Suche nach der verschollenen zweiten Expedition NOBILES nicht mehr zurückkehrte. Schließlich Fridtjof NANSEN, der Polarforscher, Grönland-Durchquerer und große Menschenfreund. So war Hans MEYERS Haus Treffpunkt einer ganzen Forschergeneration, die der Erde letzte Geheimnisse entriß.

Es findet sich nicht allzu oft, daß Lebenssituation und Gaben des Wesens und Geistes so glücklich zusammentreffen, daß nur auf die vornehmste Weise von den gegebenen Möglichkeiten Gebrauch gemacht wird. In Abwandlung des seiner Wesensart gemäßen Wortes „noblesse oblige“ fühlte sich Hans MEYER auch der Maxime „richesse oblige“ verpflichtet. Durch strenge Arbeit in der Heimat war er in der Lage, seinen selbstgestellten Forschungsaufgaben nachzugehen. So hat er alle seine Unternehmungen aus eigenen Mitteln bestritten. Darüber hinaus hat er vielen, oft aus seiner Initiative entstandenen Forschungsreisen Anderer und so manchem Einzelunternehmen, mit Rat und Tat materiell zur Durchführung verholfen.

Nicht ohne besonderen Grund dankt Herzog ADOLF FRIEDRICH ZU MECKLENBURG, der nach über vier Jahrzehnten zur Unabhängigkeitsfeier von Togo geladene und so stürmisch begrüßte ehemalige Gouverneur, in seinem Werk über die große Durchquerung Zentral-Afrikas an erster Stelle Hans MEYER:

> „Mit besonderen Gefühlen der Zuneigung gedenke ich zunächst des Herrn Geheimrat Hans MEYER zu Leipzig. Seiner Initiative allein hat die Expedition ihr Zustandekommen und ihre Durchführung im vollen geplanten Umfang zu danken.“

Behördliche und private Stellen hatte Hans MEYER für das Unternehmen sachlich und finanziell zu interessieren vermocht, hatte sich aber auch persönlich an der Aufbringung der benötigten Mittel beteiligt. Auf einem Brief von Franz STUHLMANN, dem Begründer des *Biologisch-landwirtschaftlichen Instituts* in Amani (Usambara), wegen einer Expedition in die große Völker-Kontaktzone am Südrande von Äthiopien vermerkt er:

> „An STUHLMANNS neuer Reise beteilige ich mich mit 10.000 Mark."

Dem späteren Berliner Zoologen SCHILLINGS ermöglichte Hans MEYER dessen Erfindung nächtlicher Selbstaufnahmen afrikanischer Tierwelt im Großen zu erproben und anzuwenden. Das Buch *»Mit Blitzlicht und Büchse« [52]* wurde ein Bestseller damaliger Zeit. Noch mancherlei Namen könnten hier genannt werden.

Groß waren die Zuwendungen an wissenschaftliche Institutionen und Museen. Die von seinen Reisen mitgebrachten, in manchen Fällen auch durch Ankauf erworbenen Sammlungen stellte er weitgehend für Forschungs- und Lehrzwecke zur Verfügung, das Meiste als Stiftung. Die Museen für Völkerkunde in Berlin, Stuttgart und Leipzig, ebenso das dortige Museum für Länderkunde, verdanken ihm Vieles und Wertvollstes ihrer Bestände, unschätzbar in einer Zeit, da eine gleichmachende Zivilisation oft fremde und alte Kulturen zum Verschwinden bringt. 1911 trat der damalige Vizegouverneur von Deutsch-Ostafrika, Wilhelm METHNER[54)], an ihn heran mit der Anregung, in Dar-es-Salaam ein landeskundliches Museum für die Kolonie zu schaffen. Hans MEYER stimmte freudig zu und stellte als ersten Betrag 10.000 Mark zur Verfügung, eine Summe, die er bald verdoppelte. Er wünschte dabei

> „für die moderne wissenschaftliche Länderkunde an der Ausstattung und den Sammlungen maßgebend mitzuwirken."

Das Museum besteht heute noch[55)], durch einen schönen Neubau erweitert. 1969 wurde dem Gedenken Hans MEYERS ein besonderer Raum gewidmet. Der Universität Leipzig wandte Hans MEYER im Rahmen der *Friedrich-August-Stiftung* einen hohen Betrag zu, und der Berliner Universität stiftete er zu ihrer 100-Jahrfeier 1910 eine Professur für Kolonialgeographie samt Seminar. Nach umfangreichen Planungen wurde auch in Leipzig (1915) eine kolonialgeographische Professur gegründet und Hans MEYER berufen – zunächst nur für die deutschen Kolonien, mit deren völligem Verlust damals noch nicht zu rechnen war. 1919 wurde das Lehramt auf alle Kolonien und „alles Kolonialpolitische in der ganzen Welt" ausgedehnt, denn ein volles Verständnis für die überseeischen Probleme erschien Hans MEYER nur möglich auf der Basis eines gesicherten Wissens von allen Kolonialgebieten der Erde.

---

54) Wilhelm METHNER kam 1902 als Bezirksrichter nach Tanga, 1905 als Kommunal- und Zollreferent zum Gouvernement und war von 1906-1909 Bezirksamtmann in Moschi. 1911 wurde er zum Ersten Referenten (Stellvertreter des Gouverneurs) ernannt. Er verfaßte *»Unter drei Gouverneuren. 16 Jahre Dienst in deutschen Tropen« [20]*, Breslau 1938 *[Bearb.]*.

55) Leider in miserablem Zustand. Viele Exponate gingen verloren *[Bearb.]*.

Hans MEYERS kolonialgeographisches Seminar war seine ganz persönliche Schöpfung. Fast aus dem Nichts mußte begonnen und alles Nötige beschafft werden in einer Zeit der Absperrung vom Ausland und der Entwertung des Geldes durch die Inflation. Große Teile seiner privaten Bibliothek und seiner Sammlungen überließ er dem Seminar. So war es möglich, daß 10 Jahre später sein Nachfolger eine Bibliothek von fast 6.000 Bänden übernehmen konnte. Das Bild- und Kartenarchiv[56)] und eine Gesteinssammlung enthielten Schätze,

> „wie sie damals wohl kaum in einem anderen geographischen Universitäts-Institut zu finden waren.“

Im Seminar fand Hans MEYERS neuer Lebensabschnitt volle Erfüllung. Bewundernd schrieb Sven HEDIN im Frühjahr 1921:

> „Es ist doch großartig, daß Sie mitten in dieser verrückten Zeit immer weiter tätig sind. Wie lange noch wird die Welt für den deutschen Unternehmungsgeist verschlossen sein?“

Mit Liebe und Freudigkeit nahm Hans MEYER sich der Studierenden an. Er unterrichtete gern und mit großem Talent. Auf die Hörer wirkte neben seiner fachlichen Autorität die klare Disposition seiner Vorlesungen, die lebendige Vortragsweise und eine seltene Gabe plastischer Darstellung. In seinem Seminar gab sich seine reiche Persönlichkeit spontan, und er vergalt mit Wärme, wo er Verehrung fühlte. So bildete er trotz der Ungunst der Zeiten eine Gefolgschaft treuer Schüler heran.

Während seines Wirkens als akademischer Lehrer trat an ihn die Frage heran, ob er seinem Leben nochmals eine ganz neue Wendung geben sollte. Im Jahre 1922 wollte man sich seines internationalen Rufes und seiner markanten Persönlichkeit bedienen, um Deutschlands Stellung in der Welt wieder zu heben. Es wurden ihm Posten als Gesandter angeboten; Lissabon, Santigo de Chile oder Peking standen zur Wahl. Aber nach kurzem Schwanken lehnte er ab und blieb seinem Leipziger Wirken treu, ohne viel Aufhebens davon zu machen.

Die akademische Tätigkeit Hans MEYERS konnte nur kurz sein. Ohne Habilitation, ohne die übliche Laufbahn vom Dozenten zum Extraordinarius durchlaufen zu haben, war der schon 57-jährige als Honorarprofessor berufen worden. Nicht entmutigt durch das seinen Bestrebungen so besonders feindliche Schicksal Deutschlands hat er seinen Lehrstuhl über schwerste Zeiten hinweg fast anderthalb Jahrzehnte innegehabt und durch sein Seminar ihm Inhalt und fachliche Grundlagen gegeben. Als 70-jähriger trat er 1928 vom Lehramt zurück. Er freute sich, im Ruhestande manches Liegengebliebene zu Ende bringen zu können, vor allem eine zusammenfassende Darstellung seiner Reise durch Ruanda-Burundi und ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse. Eine Festschrift und ein ihn darstellendes Bronzerelief von Meisterhand waren äußere Zeichen des Dankes und der Verehrung seiner Schüler, deren einige selbst schon zu akademischen Würden ge

---

56) Die Bibliothek und das Archiv des *Kolonialgeographischen Seminars* der Universität Leipzig befinden sich heute im *Institut für Länderkunde* Leipzig *[Bearb.]*.

Hans MEYER im Alter von 70 Jahren, 1928

kommen waren. Ein Abguß der Plastik ist heute Mittelpunkt seiner Gedenktafel an den Hängen des Kilimandjaro.

Im März 1929 trat Hans MEYER seine letzte Reise an, wieder nach Tenerife, teils zur Erholung, teils um alte Erinnerungen aufleben zu lassen, aber auch um nochmals der immer noch ungeklärten Herkunft der einstigen Ureinwohner, der Guanchen, nachzuspüren. Seine große Schädelsammlung von 1894 hatte die Frage noch nicht geklärt. So wurde diese Reise doch wieder eine Forschungsreise. Sie brachte ihm den Todeskeim, dem der Einundsiebzigjährige, kaum in die Heimat zurückgekehrt, am 5. Juli 1929 erlag.

Die imponierende Lebensleistung Hans MEYERS war nur möglich durch die Klarheit seines Wesens und Denkens, durch die Konsequenz des Handelns und durch nie versagenden Fleiß, der in strenger Zeiteinteilung zur Wirkung gebracht wurde. Anerkennungen und Ehrungen wurden ihm in reichem Maße zuteil: Ehrendoktorat, Ehrenmitgliedschaften wissenschaftlicher Gesellschaften des In- und Auslandes, die Ehrenbürgerschaft von Leipzig. Eine stattliche Reihe goldener Medaillen wissenschaftlicher Institutionen, hohe Orden und Titel sollen nicht ganz unerwähnt bleiben. Den schönsten Lohn aber sah er immer im Erfolg seiner Arbeit.

Wie stark diese Persönlichkeit auf die Mitwelt gewirkt hatte, ist der Würdigung seines Nachfolgers SCHMITTHENNER zu entnehmen:

> „Mit Hans MEYER ist ein Mann dahingegangen von vielseitiger und tiefgreifender Wirksamkeit. Sein Lebenswerk gehört nur zu einem Teile der zünftigen Geographie und der Wissenschaft im engeren Sinne an. Aber der Forschungsreisende, der Verleger, der Kolonialpolitiker und der Stifter Hans MEYER sind nicht von dem Geographen zu trennen; denn in dem Geographen laufen letzten Endes alle Linien zusammen. Es war ein reicher Lebensweg. Der ausklingenden Romantik entwachsen, ist Hans MEYER im Zeitalter der aufblühenden Naturwissenschaften zum Manne gereift und in einer einzigartigen Entwicklung zu dem geworden, der er war. In glücklichem Zusammentreffen hoher Geistigkeit, starken Willens und großer Arbeitskraft durfte er seinen Lebensbau vollenden. Seine Taten und Werke sichern ihm einen dauernden Ehrenplatz in der Entdeckungsgeschichte Afrikas, in der Geschichte der Kolonialpolitik, der wissenschaftlichen Geographie und in der Geschichte des Verlagswesens. Getreu den väterlichen Traditionen war sich Hans MEYER der ethischen und kulturellen Aufgaben stets bewußt, die im Besitze liegen. So wurde sein Leben ein großes Kunstwerk von folgerichtigem Bau, in dem Glück und Verdienst sich wundersam verketteten.“

Anmerkungen

von
Prof. Dr. Rüdiger von Volkmann

I. Jugendzeit

(1) Ernst HAECKEL [1834 – 1919],
Professor der Zoologie in Jena, damals schon berühmter Vorkämpfer der Entwicklungslehre DARWINS, die er auch auf den Menschen bezog. HAECKEL wurde später Hans MEYERS Schwiegervater.

(2) Gustav SCHMOLLER [1838 – 1917],
bedeutender Nationalökonom sozial-reformerischer Einstellung. Er wurde trotz der genannten Tendenzen nach Berlin berufen und später geadelt.

(3) Kapitulation des seit LUDWIG XIV. französischen Straßburg im Krieg 1870/71.

II. Rund um die Erde, 1881-1883

(4) Im Jahr 1880 hatte der Reichstag die vom Bundesrat beantragte Unterstützung privater deutscher Interessen im Südsee-Archipel abgelehnt, obwohl von englischer und U.S.-amerikanischer Seite diese Unternehmungen als vorbildlich bezeichnet worden waren.

(5) Rudolf VIRCHOW [1821 – 1902],
bedeutender Mediziner und Anthropologe.

(6) Als der Führer ihn von den Gefängnissen auch noch zu einer Richtstätte führt, um ihm als Attraktion eine Hinrichtung zu zeigen, läßt sich Hans MEYER entsetzt wegführen.

(7) Ebenso nachdenkenswert ist das Urteil, das Hans MEYER 1903 bei der Rückreise von Ecuador nach einem nochmaligen Besuch von New York über den „american way of life“ fällt:

> "Seitdem ich vor 20 Jahren einige Wochen in New York zubrachte, ist diese Stadt nicht schöner geworden. Alles ist noch mehr ins Gigantische, Monströse gewachsen: die Häuser mit ihren 30 oder noch mehr Stockwerken, Brücken, Bahnen, Dampfer, Menschenmengen, Vermögen, Trusts – – Aber der Yankee-Geist, aus dem all dieses geboren und von dem es getragen ist, ist dem Kulturmenschen des ’Old Europe’ nicht sympathischer geworden. Wir staunen diese ungeheure Entwicklung einer Zivilisation an, deren Kern die Technik und deren Blüte die Wissenschaft des Nützlichen ist, aber wir fühlen die Gefahr, die aus ihrer Ausbreitung den schönsten und höchsten Errungenschaften der alten europäischen Kultur droht. Wir lehnen die Forderung der kulturellen Gleichberechtigung einer Nation ab, in deren Leben die ästhetischen und ethischen Werte noch eine sehr untergeordnete Rolle spielen, mag diese Nation sich auch durch ihre natürlichen Anlagen und wirtschaftlichen Vorteile eine politische Gleichstellung mit den besten der europäischen Kulturvölker errungen haben.“

IV. Goldrausch und Gletscherreise in Afrika, 1887

(8) Carl PETERS [1856 – 1918],
bekam 1881-1883 in London Einblicke in die englische Welt- und Kolonialpolitik und empfand die britische Geringschätzung Deutschlands, das noch ohne Kolonien dennoch Großmacht sein wollte. Er gründete zunächst die *Gesellschaft für deutsche Kolonisation*. Mit zwei Freunden erwarb er am 4.1.1884 durch Vertrag mit dem Sultan von Usagara „alle diejenigen Rechte, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechtes den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen." Zu den Gegenleistungen gehörte, daß die Gesellschaft die Verschleppung von Sklaven aus Usagara verhindern würde, Vermehrung des persönlichen Besitzes des Sultans etc.. 10 Tage später gelang PETERS auf dieselbe Weise der Erwerb weiterer Küstenlandschaften, obwohl ihm wenige Wochen zuvor von der deutschen Regierung mitgeteilt worden war, daß er für seine Pläne weder auf Rechtsschutz noch auf Garantie seines Lebens Anspruch habe. Am 27.2.1885 erhielt er dennoch für seine bisherigen und weiteren Erwerbungen einen *Kaiserlichen Schutzbrief*. Die Erwerbungen wurden am 12.12.1885 auf die von PETERS gegründete *Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft* übertragen, deren Leiter er einige Zeit war. Später war er Reichskommissar zur Verfügung des Gouverneurs. PETERS wurde rücksichtsloses Vorgehen den Eingeborenen gegenüber vorgeworfen. Dies führte 1897 zu seiner Entlassung. 1905 wurde er rehabilitiert.

(9) Dr. Carl JÜHLKE und Graf PFEIL begleiteten Carl PETERS bei seinen ersten Erwerbungen. JÜHLKE wurde 1886 von Somalis ermordet.

(10) Kriegsgerüchte: Auftreten des „Boulangismus" in Frankreich. General BOULANGER, 1885-1888 Kriegsminister, war Hauptvertreter des französischen Revanche-Gedankens nach dem Krieg 1870/71.

(11) Henry Morton STANLEY [1841 – 1904],
einer der hervorragendsten, aber auch rücksichtslosesten Afrikareisenden. Gordon BENNETT, der Herausgeber des *New York Herald*, schickte ihn nach Afrika mit der großen *Emin Pascha-Rettungs-Expedition*. Kurz vor Hans MEYERS Ankunft auf Zanzibar trat STANLEY im März 1887 mit einer über 1.000 Mann starken Karawane von dort aus die Reise an.

(12) Graf Samuel TELEKI [1845 – 1916]
Mitte Februar 1887 zog der ungarische Forscher mit seinem österreichischen Begleiter Ludwig RITTER VON HÖHNEL zum Kilimandjaro und drang bis 4.800 m vor. Auf seinem Rückweg traf er Hans MEYER.

(13) O'SWALD und HANSING,
zwei deutsche Handels- und Bankhäuser.

(14) Wanyika.
„Wa“ bedeutet in Kisuaheli immer „Volk“, „Ma“ oder nur „M“ bedeutet „ein Mann“ (Wadschagga – Mdschagga).

(15) MAREALE
war etwa gleichen Alters wie Hans MEYER.

(16) Henry Hamilton JOHNSTON [1858 – 1927],
bekannter englischer Kongo-, Kilimandjaro- und Ruwenzori-Forscher. Er wird in der Einleitung zu den *»Ostafrikanischen Gletscherfahrten« [27]* von Hans MEYER kritisiert, der JOHNSTONS Route mehrmals gegangen ist. JOHNSTON habe

> „mit gewandter Feder ein Reisebuch geschrieben, das reich an anschaulichen und reizvollen Natur- und Menschenschilderungen ist und eine große Zahl sehr geschickter Zeichnungen enthält. Aber ebenso reich ist das Buch auch an phantastischen Übertreibungen. Unser topographisches Wissen vom Kilimandjaro ging ganz leer aus, denn JOHNSTONS Karte ist eitel Phantasie.“

(17) MANDARA,
Häuptling von Moschi.

(18) Der Gipfel des Kilimandjaro war auf dieser Reise nicht erreicht worden. Hans MEYER verstand damals noch unter „Krater“ den gesamten Kegel des Kibo. Wie weit er vom obersten Rand des eigentlichen Kraters noch entfernt war, konnte er im Nebel nicht feststellen. Da KERSTEN den höchsten Punkt des Kibo zu nur 5.700 m angegeben hatte, glaubte Hans MEYER sich dem Kraterrand sehr nahe. Eis hatte jedoch bereits 1871 der Missionar Charles NEW in weit geringerer Höhe als Hans MEYER angetroffen, wohl an einer Gletscherzunge.

(19) An Kaufkraft etwa dem heutigen zehnfachen Betrage entsprechend.

V. In Buschiris Ketten, 1888

(20) Muta Nsige
Der Albert- und der Edward-See wurden damals für einen einzigen großen See gehalten. Es handelte sich für Hans MEYER um den südlichen See, heute „Lake Edward“. Die „schneegebirgige Umgebung“ ist der vielgipfelige Ruwenzori, dessen höchste Erhebung die Margheritaspitze des Mount Stanley (5.109 m) ist.

(21) Kageji am Speke-Golf des Viktoria-See (SPEKE siehe Anmerkung *(25)*).

(22) Alexandra-See
Einen Alexandra-Nyanza (= See) gab es nicht. Die Eingeborenen von Ruanda, westlich des Viktoria-Sees, bezeichneten jedes Gewässer als „Nyanza“.

(23) Wadelai
Im April 1888 hatte die völlig erschöpfte Expedition STANLEYS den gesuchten EMIN PASCHA[57)] in Wadelai am Albert-See erreicht. Der Hauptzweck des riesigen Umweges, den STANLEY über den Kongo gemacht hatte, war, den Briten ein neues zukunftsvolles Kolonialland in die Hände zu spielen. „Sie sagen EMIN und meinen die Äquatorialprovinz.“ Daher das häufige Wort „Schwindel“ bei Hans MEYER, wenn er etwas durchschaut hatte. Da er keine Ambitionen im imperialistischen Sinn hatte, beruhigte er BAUMANN mit seinen drastischen Worten.

(24) „Ukerewe“
ist der Viktoria-See, auch eine Insel in dessen Südost-Teil. Er wurde früher mit den anderen Seen des „Zentralafrikanischen Grabens“ als ein großes Binnenmeer angesehen.

(25) Richard Francis BURTON
Der Engländer war 1858 mit John Hanning SPEKE Entdecker des Tanganyika-Sees. Streit mit SPEKE über die Nilquellen, BURTON sagte: Quelle ist der Tanganyika-See, SPEKE sagte: Quelle ist der Viktoria-See.

(26) SLATIN PASCHA,
(Rudolf HART VON SLATIN), anglo-ägyptischer General österreichischer Herkunft, Gouverneur des Sudans, 1883-1895 Gefangener des Mahdi und seines Nachfolgers.

(27) Mahdi-Schwindel
Aufstand des Mahdi 1883-1885, des fanatischen MOHAMMED ACHMED. Er gab sich als der von den Moslems erwartete neue Prophet „Mahdi“

---

57) Eduard SCHNITZER, deutscher Arzt und Forscher in englischem, später deutschem Dienst, geboren 1840 in Neiße/Schlesien, 1892 im Kongostaat ermordet.

aus und wurde zum politisch-religiösen Führer der aufrührerischen Bevölkerung. Starker Anhang im ägyptischen Sudan. Die Mahdi-Truppen widerstanden einem Heer der ägyptischen und später der englischen Regierung, nahmen Karthum ein, der englische General GORDON fiel. Das gesamte Gebiet südlich von Wadi Halfa kam in die Hand des Mahdi, der aber im selben Jahr vergiftet wurde. Ein Nachfolger-Mahdi wurde 1898 von Lord KITCHENER bei Omduram vernichtend geschlagen.

(28) Georg SCHWEINFURTH [1836 – 1925],
aus Riga. Universeller Afrikaforscher von Weltruf. Geograph, Botaniker, Völkerkundler, Sprachforscher und Anthropologe.

(29) Deutsches Geschwader vor Sansibar
Es war ein Deutsch-Englisches Blockade-Geschwader zwischen Sansibar und dem Festland. Zu den Anliegen der Kolonialmächte gehörte die Unterbindung des von den Arabern betriebenen Sklavenhandels und der Einfuhr von Waffen. Hieraus entwickelte sich der große Aufstand der Araber gegen die Europäer, dem Hans MEYERS Expedition zum Opfer fiel.

(30) Dr. PETERS war seit Anfang 1887 wieder in Ostafrika, dieses Mal im Auftrage des Auswärtigen Amtes zur Verhandlung über die Abtretung von Zöllen mit dem Sultan von Sansibar, SAID BARGASCH. Schon gegen Ende desselben Jahres wurde PETERS zur Berichterstattung nach Berlin zurückgerufen und trat wegen Meinungsverschiedenheiten vom Direktorium der *Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft* zurück.

(31) General Lloyd MATHEWS
war Kommandeur der regulären Truppen des Sultanats Sansibar, dem der neue Sultan SAID KHALIFA sehr verbunden war. MATHEWS ging später mit großer Energie und Umsicht vor.

(32) Häuptling SEMBODJA,
Oberhaupt des Herrengeschlechtes der Wakilindi, der sogenannte „König“ von Usambara. „Residenz“ in Masinde. Ihm unterstanden auch die Häuptlinge des Pare-Gebirges. SEMBODJA steckte mit BUSCHIRI unter einer Decke, war aber im Gegensatz zu diesem charakterlich unerfreulich.

(33) „Bula Matadi”,
Felsenzertrümmerer. DJAHASI hielt BAUMANN für einen ehemaligen Beamten des Kongo-Staates und Untergebenen STANLEYS, ein Irrtum, den BAUMANN geschickt ausnutzte.

(34) Aus diesen Worten BUSCHIRIS geht hervor, daß die Araber die blutige Eroberung als Rechtfertigung für ihre Besitznahme ansahen. Eine kolonisatorische Betätigung lag völlig außerhalb ihres Gedankenkreises. So

diente die Besitznahme Ostafrikas den Arabern nur dem eigenen Gewinn, nicht auch dem Schutz und einer Förderung der Eingeborenen (Schule, Krankenhäuser, Seuchenbekämpfung, Bodenkulturen, Verkehrswege etc.).
(BUSCHIRI, nach Hermann VON WISSMANN Sohn eines Südarabers und einer Galla, wurde wegen zahlreicher während des Aufstandes begangener Grausamkeiten zum Tode verurteilt und am 15.12.1889 in Pangani durch den Strang hingerichtet *[Bearb.]*).

(35) In der Generalversammlung der *Englischen Ostafrikanischen Gesellschaft* am 6. Juni 1889 vertrat ihr Direktor MACKENZIE den Standpunkt zur Sklavenfrage:

> „Im allgemeinen wird der Araber als ein allen menschlichen Gefühles entblößtes, grausames und blutdürstiges Wesen dargestellt. Meine persönlichen Erfahrungen können eher das Gegenteil beweisen. Ich habe 15 Jahre unter Arabern gelebt und zähle unter ihnen meine besten Freunde. Ich protestiere gegen jene ebenso gefährliche wie unhaltbare Lehre, deren Zweck die Organisation eines Kreuzzuges gegen die Araber in Centralafrika ist. Der Araber ist ein Kaufmann von vollendeter Geschicklichkeit, der die Sklaverei nur vom Handelsstandpunkt im Auge hat. Freilich muß die Sklaverei unterdrückt werden, aber nicht durch Gewaltmaßregeln. Eine Institution, die auf Gesetze und Sitten des Landes gegründet ist, kann nicht von einem Tag auf den anderen beseitigt werden.“
>
> „Wie sehr stehen diese Worte eines gründlichen Kenners des Orients zu den schwärmerischen Projekten moderner Antisklaverei-Apostel!“

So schreibt Oscar BAUMANN, der 1891-1893 Reisen und Forschungen des deutschen Antisklaverei-Komités in einer großen Expedition bis zu den Nilquellen durchführte (*»Durch Massailand zur Nilquelle« [4]*, Berlin 1894).

VI. Kilimandjaro, endlich Gipfelsieg, 1889

(36) Hermann VON WISSMANN [1853 – 1905], Major,
1888 von Bismarck als Reichskommissar in Deutsch-Ostafrika mit der Niederwerfung des Aufstandes der Küstenaraber beauftragt. Forschungsreisender und 1895-96 Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Vernichtete den ostafrikanischen und damit auch den zentralafrikanischen Sklavenhandel. Ausspruch:

> „Die Behandlung der Schwarzen soll eine gerechte, streng unparteiische sein, denn der Schwarze hat ein feines Gefühl für ungerechte Behandlung, Zurücksetzung oder Bevorzugung.“

(37) Ludwig PURTSCHELLER [1849 – 1900],
Turnlehrer aus Salzburg. Überaus sympathische Persönlichkeit, damals der hervorragendste deutsch-österreichische Alpinist, der mit Freunden die Ära des führerlosen Bergsteigens einleitete.

(38) Es war keinesfalls richtig, urteilt Hans MEYER, daß man ein paar Verwandte des sklavenraubenden MANDARA nach Deutschland brachte und sie dem Deutschen Kaiser als „Gesandtschaft des Dschaggasultans“ vorstellte. MANDARAS Anmaßung sei durch die Geschenke des Kaisers ins Ungeheuerliche gesteigert worden. Hans MEYER hat auch später öfters den mangelnden politischen Sinn des Kaisers bedauert.

(39) Hans MEYER hat nie von der Waffe gegen Menschen Gebrauch machen müssen, da er schwierigen Situationen mit Ruhe und womöglich mit Humor begegnete.

(40) Daß der Missionar sich einen Jungen aus Taweta holen wollte, war bezeichnend für die Dschagga. Sie waren damals noch nicht bereit, Christen zu werden. Heute sind es die meisten. Ihre alten Riten und Kulthandlungen haben sie verloren, aber Reste von Geister- und Zauberglauben bestehen noch heute.

(41) Bei manchen Schilderungen Hans MEYERS – etwa seiner Gastgeschenke – mögen einige Leser sich aus heutiger Sicht entrüsten. Doch sieht man z. B. aus MANDARAS Wünschen, mit welchen Schwierigkeiten die Begegnung zweier so verschiedener Welten verbunden war. Andererseits könnten schwarze Leser von anderen Darstellungen unangenehm berührt sein, z. B. des gegenseitigen Raubes nicht nur von Vieh, sondern auch von Menschen: von Frauen für den eigenen Harem, von Männern, die als Sklaven zu dienen hatten oder verkauft wurden. Auf ihre Frage, ob sie solche Dinge in ihrem Buche bringen dürfe, beschämte ein ehemaliger Häuptling in hoher Stellung der Regierung die Verfasserin mit der kompromißlosen Antwort:

> „Ja, natürlich, das ist doch wahr.“

(42) Wie im Falle Amerikas, das schon fünf Jahrhunderte vor COLUMBUS von Wikingern erreicht wurde, handelt es sich um eine Wiederentdeckung. Schon der große Geograph des Altertums, Claudius PTOLEMÄUS, hatte auf seiner Erdkarte den Kilimandjaro annähernd richtig eingetragen und als „Mons Maste“ bezeichnet. 1519 erwähnte ihn der Spanier ENCISO als „Äthiopischer Olymp“.

(43) Auch heutige Bergsteiger betonen die besondere Härte des tropischen Gletschereises.

(44) „Nieve penitente“,
Büßerschnee: Schmelz- und Verdunstungsformen des Firneises in großen Höhen. In den Hochanden häufig. Die spitzkegelartigen, alle in einer Richtung orientierten Formen erinnern an Prozessionen tausender weiß gekleideter Büßer.

(45) Die von Südosten kommende Anstiegsroute der beiden Bergsteiger war eine andere als der heutige Normalweg von Osten, der durch Abschmelzung bis zum Kraterrande eisfrei geworden ist.

(46) Die Hälfte eines Handstückes vom Gipfel übergab Hans MEYER, zu einer Audienz geladen, dem Deutschen Kaiser, der sie in einem Raum des Neuen Palais in Potsdam in die Wand einsetzen ließ. Die andere Hälfte kam in den Besitz der Verfasserin.

(47) Massai
Die Massai sind ein von den Negerstämmen auch noch heute öfters gefürchtetes, meist nomadisierendes Hirtenvolk mit hamitischem Einschlag.

(48) BUSCHIRI hatte mehr als einen Mord zu verantworten. Das Leben eines anderen Aufstandsführers, BANA HERI, dem Derartiges nicht zur Last gelegt werden konnte, blieb verschont.

(49) EHLERS mußte sich nach BAUMANNS Kritik seines Berichtes, noch ehe er PURTSCHELLERS Kritik zu Gesicht bekommen hatte, korrigieren. Er hatte weder die höchste Spitze noch den Krater erreicht.

(50) „Veni – vidi – vici”,
CAESARS berühmter Ausspruch nach gewonnener Schlacht:
„Ich kam, sah und siegte!“

VII. Vulkankegel „in blauer Schale“, 1894

(51) Canadas:
Die von Rinnen und Schluchten zerfurchte Außenseite des Ringwalles, der von dem ältesten Krater des Pik noch erhalten geblieben ist.

(52) Im November 1866 hatte Ernst HAECKEL unter großen Schwierigkeiten den Pik bestiegen.

(53) Rambletta:
Reste eines jüngeren Eruptionskraters.

VIII. Die große Umkreisung, 1898

(54) Zwischen 1896 und 1898 wurde von deutschen Geographen der Plan zur Erforschung des Südpols nach einer Pause von nahezu 40 Jahren erneut aufgegriffen. Die deutsche Südpolar-Kommission, zu der auch Hans MEYER gehörte, mußte sich um die Beschaffung der erforderlichen Gelder bemühen.

(55) Wanyamwezi:
Der Stamm der Wanyamwezi, der Bewohner von Unyamwezi, dem „Land des Mondes", südwestlich des Viktoria-Sees, wird von Oscar BAUMANN in seinem Buch *»Durch Massailand zur Nilquelle« [4]*, Berlin 1894, eingehend geschildert:

> „Ein intelligenter, kraftvoller, arbeitsamer Menschenschlag von einem damals in Afrika seltenen Unternehmensgeist; tüchtige Ackerbauer und ausdauernde Träger. Dieses Volk vermittelte den Verkehr mit der Küste durch Karawanen, die es aus seinen eigenen Reihen stellte. Die Wanyamwezi drangen auch in Gebiete anderer Stämme vor, wo sie sich ansiedelten und als kulturbringende Kolonisatoren wirkten. Der durchaus praktische Sinn der Wanyamwezi erkennt weit leichter als andere Eingeborene den Vorteil, den der Kontakt mit den Europäern bringen kann. So ist ihnen das Wohlwollen und die Unterstützung der Europäer von hohem Wert."

Kolonisatorische Begabung und Tätigkeit sind also durchaus nicht ein Privileg nur der Weißen.

(56) Carl LENT [1867 – 1894], Dr. phil.,
Geologe, seit 1893 Leiter der wissenschaftlichen Höhenstation Marangu, wurde, ebenso wie der begleitende Zoologe KRETZSCHMAR, 1894 von Eingeborenen in Kirna ermordet. Sein Grab existiert noch in Marangu *[Bearb.]*.

(57) Wandorobbo,
ein den Massai ethnisch verwandtes, vielstämmiges, über weite Gebiete verteiltes Volk, das als Ackerbauer und Jäger von den viehbesitzenden nomadischen Massai als „Arme Teufel" = „Wandorobbo" bezeichnet wurde.

(58) Die seinerzeit von den Kolonialmächten oft ohne Beachtung naturgegebener Verhältnisse mit dem Lineal gezogenen Grenzen wirken sich noch heute in bedauerlicher Weise aus. Einheitliche Bevölkerungsgebiete wurden zerrissen und die Teilstücke verschiedenen

Oberhoheiten zugeordnet, wie z. B. heute die Somali den Staaten Somalia, Äthiopien und Kenya. Kriegszustände der ihre Einheit anstrebenden Volksteile gegen ihre jetzigen Herren sind die Folge.

(59) Heute sind beide Einschartungen des östlichen Kraterrandes eisfrei.

(60) 1927 erreichte der Missionar REUSCH den Gipfel des von Hans MEYER und PURTSCHELLER vergeblich versuchten Sekundärkegels im Hauptkrater. Er stieg in den mehrere hundert Meter abstürzenden Kraterschacht ein Stück weit hinab und sah aus mehreren Spalten Dämpfe austreten. 1943-45 untersuchten J. RICHARDS und SPINK mehrfach den Reuschkrater und stellten eine auffallende Zunahme der Schwefelfumarolen sowie eine rapide Abnahme des Eises im Hauptkrater und an den Außengletschern fest. Dennoch konnten 1898 die Verhältnisse Hans MEYER allen Grund zu der Annahme gegeben haben, daß der Kibo völlig erloschen sei.

(61) Ich habe vor einigen Jahren Bantu mit ausgesprochenem Natursinn kennengelernt.

(62) Schira-Kamm:
der Südrand des weitgehend eingeebneten, sehr großen ältesten Kraters des ganzen Kilimandjaro-Massivs.

(63) Weru-Weru:
im Mittellauf Rufu, im Unterlauf Pangani genannt.

(64) Heute hat sich am Kilimandjaro echt ostafrikanische Kunst entwikkelt, aus wieder aufgelebten magischen Quellen stammend.

(65) Das ist später für Jahrzehnte ganz anders geworden. Die englische Oberhoheit hatte Britisch-Ostafrika, das heutige Kenya, als Kronkolonie bis zuletzt sehr gefördert. Aber das ihm vom Völkerbund übertragene Mandatsgebiet Tanganyika, bis 1918 Deutsch-Ostafrika, hat England weitgehend vernachlässigt. Was dort 1966 an Schulen, Wegebauten, öffentlichen Gebäuden, Eisenbahnen und den Hafenanlagen von Tanga zu finden war, stammte großenteils noch aus der deutschen Kolonialzeit. Der Unterschied fiel dem von Kenya Kommenden sofort auf. So hat Tanzania ein viel schwereres Erbe übernommen.

IX. Koloniale Erkenntnisse und Richtlinien

(66) 1906 wurden Anträge der Farmer auf Einführung eines generellen Arbeitszwanges für die Schwarzen wie auch auf Steuererhöhungen, trotz heftiger Angriffe seitens der Interessenten, abgelehnt; ebenso 1907 Bestrebungen, Pflanzungen Eingeborener zu verhindern, die mit den Kaffee- und Kautschukpflanzungen von Europäern konkurrierten:

> „Selbstverständlich kann von einer Berücksichtigung des Gesuchs des wirtschaftlichen Verbandes der Pflanzer keine Rede sein. Pflicht des Gouvernements ist es, durch Hebung aller wirtschaftlichen Kräfte dieses Land nach Möglichkeit zu einem blühenden zu gestalten, nicht aber jeden Erwerbszweig, der einen guten Ertrag verspricht, zu Gunsten einiger weniger Interessenten zu monopolisieren. Das entspricht auch den Verpflichtungen, welche wir den Negern gegenüber haben, denn auch diese haben kraft kaiserlichen Schutzbriefes Anspruch auf unseren Schutz. ... In Ostafrika gibt es, was ich zu beachten bitte, für die Europäer wohl soziale und politische, aber keine wirtschaftlichen Privilegien“

(Erlaß der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes vom 24. Oktober 1907).

(67) *Landeskundliche Kommission:*
Die Gründung der *Landeskundlichen Kommission* entsprach auch Interessen der Geographie überhaupt. Der besonders als Eiszeitforscher bekannte Berliner Geograph Albrecht PENCK äußerte sich in einem Brief an Hans MEYER:

> „... Ich möchte darauf dringen, daß die heranwachsenden Geographen vor allem sich in der Beobachtung üben und dann hinausziehen in die weite Welt, insbesondere in die Kolonien, wo sich die Zunft der akademischen Geographen, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, fast gar nicht betätigt hat ... Es hat sich namentlich in der jungen Generation sehr die Neigung entwickelt, die Geographie historisch zu pflegen und sich darauf zu beschränken, die Ergebnisse Anderer zu verarbeiten.“

(68) Schon bald nach dem Ende des Ersten Weltkrieges hatte Sir HORACE vor der Illusion gewarnt, daß die eingeborene Bevölkerung seit Kriegsbeginn

> „eifrig nach der Möglichkeit ausschaue, durch uns von der tyrannischen Herrschaft der Deutschen befreit zu werden.“

Er warnte weiterhin davor,

> „eine offene und allgemeine Befragung der Eingeborenen zu veranstalten, ob sie englische oder deutsche Herrschaft vorziehen würden.“

(69a) Diese Aussage bezieht sich nur auf die Jahre der Kriegszeit. Es soll durch diese Biographie nicht der Eindruck erweckt werden, als hätte es außer dem Aufstand der Araber unter BUSCHIRI 1888 nicht auch rein schwarz-afrikanische Auflehnungen gegeben. 1891, als die bisherige nur unter deutschem Protektorat stehende „Privatkolonie“ Reichskolonie und Schutzgebiet geworden war, erhob sich der sehr bedeutende Dschagga-Häuptling SINNA gegen unkluge und unangebrachte Anordnungen. Er mußte sich nach hartem Kampf ergeben, blieb aber Häuptling und verhielt sich weiterhin loyal. 1897 verstarb er plötzlich, offenbar von Rivalen vergiftet. Rivalitäten äußerten sich gelegentlich auch darin, daß einige Häuptlinge andere bei den deutschen Stellen denunzierten, was in einem Falle dem Betroffenen standrechtlichen Tod brachte. Im Inneren entbrannten durch mehrere Jahre nach der Übernahme durch das Reich in dem weiten Herrschaftsgebiet des mächtigen, aber gewalttätigen Wahehe-Häuptlings QUAWA Kämpfe. Er gab sich schließlich selbst den Tod. Als letzter brach 1905/06 der Maji-Maji-Aufstand aus, geführt von Häuptlingen und Medizinmännern, deren Ansehen und (vielfach räuberische) Einkünfte gemindert worden waren. Mit Zauberwasser – Maji-Maji – wurde der Süden der Kolonie fanatisiert. Die Folgen der blutigen Niederwerfung waren für die Bevölkerung schwer, wurden dann aber beschleunigt nach Kräften behoben. Von da ab wurde die von Staatssekretär DERNBURG sehr geförderte Entwicklung der Kolonie nicht mehr durch nennenswerte Unruhen gestört. Es wäre aber irrig anzunehmen, daß in Ostafrika, wie auch anderwärts, vor der Kolonialära nur friedliche Verhältnisse geherrscht hätten. Von Tabora aus übte der „Napoleon Ostafrikas“, MIRAMBO, weithin Gewaltherrschaft schlimmster Art aus; die Raubzüge der Wahehe und Wangoni drangen bis zur Küste vor. Die Erinnerung daran, an die Überfälle der Massai und an die Geißel der Sklavenjagden sind noch heute nicht vergessen.

(69b) Der noch ungemein rüstige Mdschagga Josefu Merinyo MARO – Begründer der *Kilimandjaro Native Coffee Cooperative* – bat mich als 91-Jähriger brieflich in deutscher Sprache

> „.... wir bitten Euch nicht zu vergessen uns zu schreiben wie es geht in Deutschland. Ich bin hier schwarzer Deutscher.“

Er war einst auch in Deutschland gewesen. Seine Mutter hatte mich im Vorjahre segnend begrüßt, indem sie nach alter Sitte hoch zum Himmel spie.

X. Eine andere Eiswelt: Die Vulkanriesen in Ecuador

(70) Wilhelm REISS [1838 – 1910],
Geologe, Vulkanforscher.

(71) Ende 1903 erfolgte unter Einfluß der USA die Ablösung des mittelamerikanischen Isthmusgebietes von Columbien als Republik Panama. Durch den Zusammenbruch der ersten französischen Kanalbau-Gesellschaft waren die Städte Panama und Colon nach hochgetriebener Blütezeit sehr heruntergekommen. Nach Abtretung einer 15 km breiten Zone an die USA wurde der Kanal 1914 vollendet. Die Rückgabe der Kanalzone erfolgte 1979.

(72) Páramo:
Die weiten Hochlagen der tropischen Hochgebirge Südamerikas, über 3.000 m. Rauh, kühl, nebelig, auch sumpfig. Mit starrem Páramogras bewachsen. Nutzung als Weidegebiete.

(73) Alfons STÜBEL [1835 – 1904],
Geologe, Vulkanforscher, hatte am Chimborazo 5.800 m Höhe erreicht.

(74) Caldera (span.):
Kraterrest eines erloschenen Vulkans, oberster Teil des ehemaligen Ausbruchsschachtes. Meistens nach einer Seite hin eröffnet. Dort Ausfluß eiszeitlicher oder heutiger Gletscher.

(75) Séracs:
Eistürme zerrissener Gletscher. Auch in den Alpen üblicher Ausdruck.

(76) Soroche:
Bergkrankheit. Etwa ab 3.000 m Höhe nicht selten infolge verringerten Sauerstoffgehaltes der dünneren Luft. In 5.400 m nur noch die Hälfte. Für die Akklimatisation durch Vermehrung der roten Blutkörperchen sind je nach Höhenlage Wochen bis Monate erforderlich. Symptome: Atem- und Herzbeschwerden, Schwäche bis zur Apathie, Übelkeit, Schlaflosigkeit, Herabsetzung des Denkvermögens.

XI. Ruanda, ein schwarzer Herrscher und sein Hof, 1911

(77a) Dieser volkreichste Teil des ehemaligen Deutsch-Ostafrika stand unter eigener Eingeborenen-Verwaltung, die ihrerseits der deutschen Oberhoheit unterstand (Residentur).

(77b) Prognathie:
vorstehendes Obergesicht oder Oberkiefer.

(78) Richard KANDT, der jahrelang als Resident unter den Watussi gelebt hat, sagt von ihnen:

> „Ich muß meine Empfindungen den Watussi gegenüber analysieren und mir Rechenschaft ablegen, warum mir diese Menschen geradezu imponieren. Es ist, außer dem riesigen Wuchs, die Hoheit jeder Bewegung, die Würde ihrer Sprechweise, die vornehmen Züge und die ruhigen, durchdringenden, oft sogar spöttischen und irritierenden Augen, was mir vorschwebt.“

Das Lügen, nicht nur gegenüber Fremden, sondern gegen jedermann, erkennt KANDT als eine

> „für sie nicht unedle Art des Wettstreites zweier Intelligenzen und als die unbewußte Übertragung ihrer anmutigen, überraschenden Rätselspiele in das wirksame Leben.“

(79) 1973 machten die Watussi in Burundi 15% aus.

(80) Im Mandatsgebiet Ruanda zerbrach Anfang 1964 die ein halbes Jahrtausend alte Herrschaft der Watussi. Ein reiner Bantustaat wurde errichtet. Zwei hemmungslose Mordwellen töteten Zehntausende von Watussi. Schon die erste (1958/59) hatte 140.000 Watussi in das ruhig gebliebene Burundi, nach Uganda und Tanganyika flüchten lassen. Um die Morde an ihren Stammesbrüdern zu rächen, versuchten die nur mit Pfeil und Bogen ausgerüsteten Watussi-Flüchtlinge die Herrschaft in Ruanda zurückzugewinnen. Sie scheiterten im Feuer der von Belgien ausgebildeten und ausgerüsteten National-Wahutu-Garde Ruandas. Die noch im Lande befindlichen Watussi wurden zum großen Teil umgebracht. Der Ministerpräsident von Burundi, NGENDANDUMWE, bat um internationale Hilfe mit den Worten:

> „Die Flüsse, die von Norden kommen, sind rot von Blut. Auf dem Ruzizi treiben Hunderte von Leichen.“

Eine weitere feindliche Aktion gegen die Reste der Watussi in Ruanda fand im Mai 1972 statt. Seit 1966 sind Ruanda und Burundi unabhängige Republiken.

In den Massakern der Wahutu (die Unterworfenen) an den Watussi (Tutsi) seit April 1994 und dem bis Juli 1994 dauernden Bürgerkrieg in Ruanda fanden die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Völkern ihren vorläufigen Höhepunkt *[Bearb.]*.

(81) Niragongo:
Tatsächlich trat der Niragongo Ende des nächsten Jahres in eine Phase neuer Tätigkeit, die an seinem Westfuße zur Bildung eines neuen Kraters, des Katerusi, führte. Leutnant KÖHL beobachtete ein Jahr lang seine Ausbrüche und berichtet:

> „Aus dem Kiwusee steigen Dampfwolken. Um das feuerspeiende Loch hat sich bereits ein hundert Meter hoher Kraterberg gebildet. Aus einem Einschnitt stürzt ein glühender Lavastrom heraus in etwa 20 m Breite und ergießt sich in den See. Das siedende Wasser braust und spritzt. Nachts wirft der Krater besonders viel Lava aus und der Berg scheint in schimmerndes Gold verwandelt. Zum Donnern der vulkanischen Explosionen kommen noch Gewitter und Erdbeben, ein gewaltiger Aufruhr der ganzen Natur."

Noch 1927 wurde von Rauch- und Dampfaustritten berichtet. 1977 erfolgte ein erneuter Ausbruch.
Ein weiterer Ausbruch 2002 hatte katastrophale Auswirkungen auf die Stadt Goma und die dort lagernden Kongo-Flüchtlinge *[Bearb.]*.

(82) Leopoldinische Monopolwirtschaft:
1876 nahm König LEOPOLD VON BELGIEN in Form einer sogenannten „internationalen Gesellschaft" den Kongo als Privatkolonie in Besitz. Das führte 1884/85 zu der von Bismarck einberufenen *Kongo-Konferenz*. Ein neutraler, souveräner Kongostaat unter Oberhoheit LEOPOLDS wurde anerkannt und volle Handelsfreiheit festgesetzt. Aber schon LEOPOLD begann für die wichtigsten Handelsprodukte (Kautschuk, Elfenbein) Monopolrechte festzusetzen, die einen Handel für diese Waren im Austausch gegen Erzeugnisse der deutschen Kolonie ausschlossen. Der belgische Staat, an den LEOPOLD 1908 seine Besitzrechte abgetreten hatte, erweiterte die Monopole noch; daher der aufgekommene Schmuggel.

Literaturverzeichnis

Bildnachweis

Literaturverzeichnis

[1] ALBERTINI, R. VON [1976]: *Europäische Kolonialherrschaft 1880–1940.* In Verbindung mit A. WIRZ. Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, Band 14. Atlantis-Verlag, Zürich; 528 S.

[2] ADOLF FRIEDRICH, HERZOG ZU MECKLENBURG-SCHWERIN [1909]: *Ins innerste Afrika. Bericht über den Verlauf der deutschen wissenschaftlichen Zentral-Afrika-Expedition 1907-1908.* Klinkhardt & Biermann, Leipzig; XII, 476 S.

[3] BAUMANN, O. [1890]: *In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Reise der Dr. Hans Meyer'schen Expedition in Usambara.* E. Hölzl, Wien; VIII, 224 S.

[4] BAUMANN, O. [1894]: *Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Komitee in den Jahren 1891-1893.* Dietrich Reimer, Berlin; XIV, 385 S.

[5] BINDSEIL, R. [1988]: *Ruanda und Deutschland seit den Tagen Richard Kandts. Begegnungen und gemeinsame Wegstrecken. Historischer Abriss der deutsch-ruandischen Beziehungen mit einer biographischen Würdigung des einstigen deutschen kaiserlichen Residenten.* Dietrich Reimer, Berlin; 256 S.

[6] BINDSEIL, R. [1992]: *Ruanda im Lebensbild des Offiziers, Afrikaforschers und Kaiserlichen Gouverneurs Gustav Adolf von Götzen (1866-1910), mit einem Abriß über die zeitgenössischen Forschungsreisenden Franz Stuhlmann, Oscar Baumann, Richard Kandt, Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg und Hans Meyer.* Dietrich Reimer, Berlin; 261 S.

[7] FORBES, E. A. [1911]: *Frenchman and German in Africa.* American Review of Reviews, Oct. 1911, New York

[8] GÖTZEN, A. GRAF VON [1899]: *Durch Afrika von Ost nach West. Resultate und Begebenheiten einer Reise von der deutsch-ostafrikanischen Küste bis zur Kongomündung in den Jahren 1893/94.* Dietrich Reimer, Berlin; XII, 426 S.

[9] HASSERT, K. [1943]: *Die Erforschung Afrikas.* Entdecker und Eroberer der Welt. 2. Auflage. Goldmann, Leipzig; 259 S.

[10] HOHLFELD, J. [1926]: *Aus Josef Meyers Wanderjahren.* Bibliographisches Institut, Leipzig

[11] HOHLFELD, J. [1926]: *Das Bibliographische Institut. Festschrift zu seiner Jahrhundertfeier.* Bibliographisches Institut, Leipzig; VI, 323 S.

[12] HOHLFELD, J. [1932]: *Meyer, Hans, Dr. rer. pol., Dr. phil. h.c., Geheimer Hofrat, em. O. Honorarprofessor der Kolonialgeographie an der Uni-*

versität Leipzig, geb. 22./3.1858, gest. 5./7.1929. Deutsches Biographisches Jahrbuch, Band XI (1929). Herausgegeben vom Verbande der deutschen Akademien. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart; S. 211-216

[13] JACOB, E. G. [1937]: *Deutsche Kolonialpolitik in Dokumenten. Gedanken und Gestalten aus den letzten 50 Jahren.* Herausgegeben und eingeleitet von L. DIETERICH. Sammlung Dieterich. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig; XXVIII, 608 S.

[14] JOHNSTON, H. H. [1886]: *Der Kilima-Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerziellen Verhältnisse, sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes.* Aus dem Englischen von W. v. FREEDEN. F. A. Brockhaus, Leipzig; XIV, 534 S.

[15] KANDT, R. [1921]: *Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils.* 5. Auflage. Dietrich Reimer, Berlin; XXIV, 513 S.

[16] KERSTEN, O. (Bearb.) [1869]: *Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1861 – Erzählender Theil.* Baron Carl Claus von der Decken’s Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1865, Band 1. Mit einem Vorwort von N. PETERMANN. Herausgegeben im Auftrag der Mutter des Reisenden, Fürstin Adelheid VON PLESS. Winter’sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig; XX, 340 S.

[17] LENT, C. [1895]: *Tagebuch-Berichte der Kilimandjaro-Station.* Herausgegeben von der deutschen Kolonialgesellschaft. 7. Heft für Januar 1894. Heymann’s Verlag, Berlin; 50 S.

[18] MERKER, M. [1902]: *Rechtsverhältnisse und Sitten der Wadschagga.* Petermann’s Mitteilungen aus Justus Perthes’ geographischer Anstalt, Ergänzungsheft Nr. 138. Gotha; III, 41 S.

[19] MERKER, M. [1910]: *Die Massai. Ethnographische Monographie eines ostafrikanischen Semitenvolkes.* 2. verbesserte und vermehrte Auflage. D. Reimer, Berlin; XXXI, 456 S.

[20] METHNER, W. [1938]: *Unter drei Gouverneuren. 16 Jahre Dienst in deutschen Tropen.* Korn, Breslau; 452 S.

[21] MEYER, H. [1882]: *Blätter aus meinem Reisetagebuch, 1881-1883. Als Manuskript für meine Freunde gedruckt.* Bibliographisches Institut, Leipzig

[22] MEYER, H. [1883]: *Die Igorroten.* Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrgang 1883. Berlin

[23] MEYER, H. [1885]: *Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung.* Bibliographisches Institut, Leipzig; 544 S.

[24] MEYER, H. [1888]: *Zum Schneedom des Kilimandscharo. 40 Photographien aus Deutsch-Ostafrika mit Text.* H. J. Meidinger, Berlin; 23 S.

[25] MEYER, H. [1890]: *Die Besteigung des Kilimandscharo.* Petermann's Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt, 36. Band. Gotha; S. 15 ff.

[26] MEYER, H. [1890]: *Das Bergland Ugueno und der westliche Kilimandjaro.* Petermann's Mitteilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt, 36. Band. Gotha; S. 46 ff.

[27] MEYER, H. [1890]: *Ostafrikanische Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandscharo-Gebiet.* Duncker & Humblot, Leipzig; XIV, 376 S.

[28] MEYER, H. [1895]: *Die Insel Tenerife. Wanderungen im canarischen Hoch- und Tiefland.* S. Hirzel, Leipzig; VIII, 328 S.

[29] MEYER, H. [1896]: *Ueber die Urbewohner der Canarischen Inseln.* – In: *Festschrift für Adolf Bastian zu seinem 70. Geburtstag, 26. Juni 1896, gewidmet von seinen Freunden und Verehrern.* Dietrich Reimer, Berlin; S. 63-78

[30] MEYER, H. [1900]: *Die großen Bruchspalten und Vulkane in Äquatorial-Afrika.* Deutsche Geographische Blätter, Neue Folge der Mittheilungen des bisherigen Vereins für die deutsche Nordpolarfahrt, 23. Band. Herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in Bremen durch A. OPPEL und W. WOLKENHAUER. Bremen

[31] MEYER, H. [1900]: *Der Kilimandjaro. Reisen und Studien.* Dietrich Reimer, Berlin; XVI, 436 S.

[32] MEYER, H. [1904]: *Reisen im Hochlande von Ecuador.* Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrgang 1904, Nr. 1. Berlin; S. 49-61

[33] MEYER, H. [1904]: *Reisen im Hochlande von Ecuador.* Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Jahrgang 1904, Nr. 2. Berlin; S. 132-150

[34] MEYER, H. [1905]: *Nachruf auf Alphons Stübel.* Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, Jahrgang 1904. Leipzig; S. 61-78

[35] MEYER, H. [1907]: *In den Hoch-Anden von Ecuador: Chimborazzo, Cotopaxi etc. Reisen und Studien.* Dietrich Reimer, Berlin; II, 14, 552 S., nebst Bilderatlas, V, 24 S.

[36] MEYER, H. (Hrsg.) [1909]: *Ostafrika und Kamerun. Das Deutsche Kolonialreich, Band I. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete unter Mitarbeit von J. PASSARGE, L. SCHULTZE, W. SIEVERS und G. WEGENER.* Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien; XII,. 650 S.

[37] MEYER, H. (Hrsg.) [1910]: *Togo, Südwestafrika, Schutzgebiete in der Südsee und Kiautschougebiet. Das Deutsche Kolonialreich, Band II. Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete unter Mitarbeit von J. PASSARGE, L. SCHULTZE, W. SIEVERS und G. WEGENER*. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien; XIV, 575 S.

[38] MEYER, H. [1910]: *Übersicht über die Ergebnisse der Expeditionen der Landeskundlichen Kommission des Reichskolonialamtes.* Koloniale Rundschau. Monatsschrift für die Interessen unserer Schutzgebiete und ihrer Bewohner, Jahrgang 1910, Heft 12. Herausgegeben von E. VOHSEN. Berlin; S. 722-734

[39] MEYER, H. [1912]: *Auf neuen Wegen durch Ruanda und Urundi.* Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Nr. 2. Berlin; S. 107-135

[40] MEYER, H. [1916]: *Die Barundi. Eine völkerkundliche Studie aus Deutsch-Ostafrika.* Königlich sächsische Forschungsinstitute in Leipzig, Institut für Völkerkunde, Veröffentlichungen, Erste Reihe: Ethnographie und Ethnologie, 1. Band. Otto Spamer, Leipzig; XIV, 205 S.

[41] MEYER, H. [1918]: *Das portugiesische Kolonialreich der Gegenwart.* D. Reimer, Berlin; VII, 74 S.

[42] MEYER, H. [1922]: *Niederländisch-Ostindien. Eine länderkundliche Skizze.* D. Reimer, Berlin; 66 S.

[43] MEYER, H. [1923]: *Hochtouren im tropischen Afrika.* Reisen und Abenteuer, Band 25. F. A. Brockhaus, Leipzig; 159 S.

[44] MEYER, H. [1928]: *In Ruanda bei Richard Kandt.* Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Sonderband zur Hundertjahrfeier 1828/ 1928. Berlin; S. 145-157

[45] OEHLER, E. [1915]: *Von einer Forschungsreise am Kilimandjaro im Jahre 1912.* Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, 46. Band. München; S. 124-157

[46] PETERS, C. [1895]: *Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet.* Im amtlichen Auftrag. Oldenbourg, München; XI, 467 S.

[47] PETERS, C. [1940]: *Wie Deutsch-Ostafrika entstand. Persönlicher Bericht des Gründers.* Neue Ausgabe. Köhler & Voigtländer, Leipzig; 160 S.

[48] PURTSCHELLER, L. [1890]: *Die Ersteigung des Kilimandjaro.* Mittheilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1890, Nr. 8/9. München

[49] PURTSCHELLER, L. [1929]: *Über Fels und Firn. Bergwanderungen.* Große Bergsteiger, Band 3. Bergverlag R. Rother, München; 282 S.

[50] SAYER, G. F. (Hrsg.) [1930]: *The Handbook of Tanganyika.* Issued by the Chief secretary's office. First issue. Macmillan and Co. Ltd., London; X, 636 S.

[51] SCHIEFEL, W. [1974]: *Bernhard Dernburg, 1865–1937, Kolonialpolitiker und Bankier im wilhelminischen Deutschland.* Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, Band 11. Atlantis-Verlag, Zürich; 277 S.

[52] SCHILLINGS, C. G. [1905]: *Mit Blitzlicht und Büchse. Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika.* Mit 302 urkundtreu in Autotypie wiedergegebenen photographischen Original-Tag- und Nachtaufnahmen des Verfassers. Voigtländer, Leipzig; XVI, 558 S.

[53] SCHMITTHENNER, H. [1930]: *Hans Meyer, Geograph, †.* Geographische Zeitschrift, 36. Jahrgang, Heft 3. Leipzig; S. 129-145

[54] SCHNEE, A. H. H. [1919]: *Deutsch-Ostafrika im Weltkriege. Wie wir lebten und kämpften.* Quelle & Meyer, Leipzig; XII, 439 S.

[55] TOWNSEND, M. E. [1932]: *Macht und Ende des deutschen Kolonialreiches.* Aus dem Englischen von H. GAUMANNMÜLLER. G. Schulz, Leipzig; XII, 354 S.

[56] VOLKENS, G. [1897]: *Der Kilimandscharo. Darstellung der allgemeineren Ergebnisse eines fünfzehnmonatigen Aufenthalts im Dschaggalande.* D. Reimer, Berlin; 6, 388 S.

Bildnachweis

Abbildungen auf den Seiten 21, 27, 62, 69, 113 und 299:
Privatarchiv Frau Bettina BENN

Alle übrigen Abbildungen:
Hans-Meyer-Archiv des *Instituts für Länderkunde*, Leipzig

Kartenbeilagen:
»Originalkarte des Kilima-ndscharo«
Nachdruck aus: Dr. Hans MEYER, *»Ostafrikanische Gletscherfahrten« [27],* Leipzig 1890
»Spezialkarte des Kilimandjaro«
verkleinerter Nachdruck aus: Dr. Hans MEYER, *»Der Kilimandjaro« [31],* Berlin 1900